



Litt. III.

3.

eben und Schicht

Johann Gottlob Zedler

der in der Königl. Preussischen
Bibliothek zu Berlin

von dem Herrn

die Herren der

der Herren

Wanderer

der Herren

1788



Leben und Schicksale
des
Johann Gottlob Vogt,

ehemaligen Kaiserlich = Russischen Rittmeisters, und
nachherigen Königl. Niederländischen Hauptmanns.

Von ihm selbst beschrieben

und

als Andenken für seine Freunde

dem Druck übergeben.

Zweiter Theil.

N a u m b u r g,
gedruckt bei Karl August Klaffenbach.

1830.



Meinem
biedern, unvergeßlichen Freunde,
dem
Herrn Kaufmann
F. C. D. Dreyer
in
Altona,
als
Zeichen meiner innigen Verehrung.

Wohl fand ich oft auf meinem Lebenspfade,
Der sich in weite Fernen ausgedehnt,
Ein edles Herz, das sich mir freundlich nahte,
Nach dem sich jetzt mein Blick voll Wehmuth sehnt.

Doch unter all den lieblichen Gestalten,
Die die Erinnerung mir im Bilde zeigt,
Wird Deine, edler Dreyer, nie veralten,
Und wenn auch jede andre mir erbleicht.

Den treuen Freund hab ich in Dir gefunden,
Der sich, wie alles Große, selten zeigt,
Der mir in meines Lebens düstern Stunden
So liebevoll die Rettungshand gereicht.

Drum weih ich Dir, Du edler Mann, vor Allen
Auch dieß Gemähl' aus meiner Lebenszeit.
D laß des Dankes Opfer Dir gefallen,
Das Dir mein Herz so gern, doch schüchtern weicht!

Dreizehntes Capitel.

Meine militärischen Verhältnisse als Kaiserlich-Russischer Rittmeister.

Aus einem Diener des friedlichen Merkur, dem nicht Blut, sondern klingende Münze gefällt, war ich nun ein Priester des rauhen Mars geworden, der seinen Altar am liebsten auf Schlachtfeldern sieht, eine Veränderung, die ich mir nicht vorgestellt hätte, da ich von jeher gern mit Schiller sang: Schön ist der Friede, ein lieblicher Knabe, liegt er gelagert am ruhigen Bach; jetzt aber setzte ich freudig hinzu: Aber der Krieg hat auch seine Ehre, der Beweger des Menschengeschlechts. Die vorher so friedlichen Gesinnungen änderten sich, und ich, der ich so gern einem Jeden das Bischen Leben gönnte, hatte jetzt mit Freuden Franzosen zum Opfer gebracht, aber der Himmel wollte, daß mein Schwert unschuldig bleiben sollte, da die Waffenthaten dieses Feldzuges bald vorüber waren.

Indessen wurde an der Regulirung des Corps, bei welchem ich als Rittmeister angestellt war, mit solchem Eifer gearbeitet, daß wir in kurzer Zeit marschfertig waren, was man um so mehr zu bewundern hatte, da die Errichtung eines Cavallerie-Corps mit großen Schwierigkeiten verknüpft

ist. Hier zeigte es sich deutlich, wie viel dem Menschen bei ernstem Willen möglich ist. Der Patriotismus, der in uns Allen lebte, machte uns das Waffenspiel zur angenehmsten Beschäftigung, und noch mehr wuchs unser Eifer, bei den täglichen Nachrichten von den glänzenden Siegen, welche die Verblindeten über die Franzosen erfochten. Alle ohne Ausnahme brannten vor Begierde, recht bald das Schwert zu gebrauchen, um den Lorbeerkrantz mit flechten zu helfen, den Deutschland sich um seine Schläfe wand.

Der Versammlungsort des ganzen Corps war Lützen, wo es seinen Chef, Herrn von Lützen, vormaligen Kammerherrn des Königs von Sachsen, erwartete.

Die Mannschaft des Thüringer Kreises, wozu auch ich gehörte, kam in dem Städtchen Freiburg zusammen, über welches ich sogleich die Stelle des Commandanten verwaltete.

Hier sollte die Soldatenschule erlernt und dann nach Lützen aufgebrochen werden. Schon nach einem Monate waren wir martialisch ausstaffirt, worauf wir sogleich den Marsch nach dem Orte unserer Bestimmung antraten. Die ganze Division bestand aus zwei Eskadrons, wovon jede einen Commandeur und Commandanten hatte.

Als Commandeur der 2ten Eskadron, bei welcher ich als Commandant eintrat, war ein gewisser Major U. angestellt, der das Unglück gehabt hatte, in dem Kriege gegen Rußland, wo er als sächsischer Rittmeister diente, eine gefährliche Kopfwunde zu erhalten, wovon sich oft die nachtheiligen Folgen nur zu deutlich zeigten; denn in seinem Cerebralsystem schien seit dieser Zeit nicht Alles den rechten Gang zu gehen. Ich überlasse es aber einem jeden meiner geneigten Leser, zu bedenken, was für einen Stand seine Untergebenen

dabei haben mußten. Von den Launen eines solchen Mannes abzuhängen, der oft selbst nicht wußte, was er wollte, das war in der That so angenehm nicht; doch was half's, wir mußten geduldig seine Schwächen ertragen, und mit Gellert singen: Es mußte sich der Hund bequemen, wider Willen einzunehmen.

Wahrscheinlich hatten seine Obern noch nicht bemerkt, wo es bei ihm fehlte, Fast würde man ihm gewiß einen Posten nicht übertragen haben, auf welchem er, namentlich in Kriegszeiten, mehr Schaden, als Nutzen stiften konnte. —

Nachdem wir in Lübben vor unserm Chef unsere erworbene Geschicklichkeit gezeigt hatten, marschirten wir nach Sangerhausen ab, wo sich der Banner befand, mit welchem wir vereinigt werden sollten, und der aus 2 Dragoner-, 2 Husaren-Eskadrons und aus eben so viel reitenden Jägern, nebst 3000 Mann Fußgängern bestand. In Verbindung mit diesen Truppen sollten wir vor dem Fürst Repnin, dem Generalgouverneur des Königreichs Sachsen, manövriren.

Es war im Februar des Jahres 1814, als wir bei harter Kälte unsern Marsch antraten. Ein heitres frohes Leben herrschte in unsern Reihen, kräftige Vaterlands-Gefänge, welche die muthigen Dragoner anstimmten, erwärmten die Brust, so daß wir nichts von der kalten Luft fühlten, die über beeißte Fluren strich.

Unser Marsch ging über Torgau, vor dessen Thoren uns der dortige Commandant mit seinem Stabe entgegen kam, und uns mit einem teutschen Brudergruß empfing.

Bei unserm Einzug in die Stadt, die sich durch die düstere Farbe der Häuser nicht bestens empfahl, bemerkten wir sogleich das Bild des Sammers, das auch hier von der

fürchterlichen Pestkrankheit, welche die Franzosen als Andenken in Deutschland zurück gelassen hatten, aufgestellt war. Die meisten Einwohner wankten zitternd und gespensterbleich, die schwache Hand auf einen Stab gestützt, herum.

Daß aber die verheerende Seuche hier furchtbarer gewüthet hatte, als irgend wo, rührte wahrscheinlich von dem Mangel an Lebensmitteln her, der die Stadt während der Belagerung gedrückt hatte. So hatte also Krieg, Krankheit und Hunger, drei schreckliche Bundesgenossen in dem Herzen von Deutschland zugleich gewüthet, und Wunden geschlagen, an denen die Zeit noch zu heilen haben wird, wenn wir schon längst im Aschenkrüge ruhn. —

Ich fühlte bei dem Anblick dieser armen Menschen, wie viel des Sammers doch auf Erden ist, und wie viel Feinde ihre giftigen Pfeile auf uns schleudern, um uns das kurze Leben zu verbittern. Man nehme die Menge Krankheiten an, deren man bis jetzt an 6000 kennt, die Anzahl anderer unglücklichen Zufälle nicht mitgerechnet, man bemerke endlich noch, daß die Menschen unter einander selbst so feindlich sich begegnen, ja so viele ihre eignen Feinde sind, so wird man finden, daß die Zahl unserer Widersacher Legion heißt. Man nehme noch hinzu, daß wir das Unglück dreifach dulden, in allen Dimensionen der Zeit, in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, daß wir den Schmerz des Andern mit empfinden, so haben wir ein trauriges Bild des Menschenlebens, das wohl nicht den Wunsch in uns rege zu machen geeignet ist, daß die Wallfahrt länger dauern möchte in dieser Welt voll Mängel. Wie gut ist's doch daher, daß uns Allen einst die Ruhe winkt im kühlen Erdenschooß, wo die

Stille der Nacht uns empfängt nach dem heißen mühevollen Arbeitstage.

So würde ich noch lange fort philosophirt haben, über die Leiden der Menschheit, wären wir nicht eben auf dem Platze angekommen, wo Halt gemacht, und unser Nachtquartier uns angewiesen wurde.

Den folgenden Tag setzten wir unsern Marsch nach Eilenburg fort, wo der Stab seinen Ruhepunkt, bis auf morgen hatte; die übrigen Truppen wurden in die nebenliegenden Dörfer verlegt.

Die erste Eskadron, welche unter dem Commando des Major von C. stand, lag in einem einzigen Dorfe beisammen, die unsrige hingegen war auf zwei Dörfer vertheilt, so daß ich 70, der Major U. 80 Mann bei sich hatte.

Hier gab mein Commandeur ein Proßchen von der Geistesabwesenheit, die nichts Seltenes bei ihm war.

Von dem Chef unsers Corps war mir der Befehl geworden, den andern Morgen erst um 7 Uhr aufzubrechen, da wir schon in Leipzig Kafftag halten sollten. Dem Herrn Major U. gefiel es anders, denn noch am späten Abend erhielt ich von ihm durch einen expressen Boten ein Handbillet, worin mir angedeutet wurde, schon um 6 Uhr den Marsch anzutreten. Ich ließ hierauf sogleich meine Mannschaften mit diesem Befehle bekannt machen, und den andern Morgen um die bestimmte Zeit zum Aufbruch blasen. Da unser Dorf noch 2 Stunden hinter der Stadt lag, so ging unser Marsch nach Eilenburg zu.

Den Tag vorher hatte es gethaut und die Nacht über stark gefroren, so daß unsere Pferde, die nicht gut mehr geschärft waren, bei jedem Schritte ausglitten, und uns einen

Sturz befürchten ließen; überdieß brauste ein schneidender Nordwind durch die kalte Flur, und durchschüttelte unser Häuslein gewaltig. Ich suchte Zuflucht bei der früher gefüllten Rumflasche, die oft schon den feindlichen Boreas besiegt hatte; die Dragoner folgten meinem Beispiele in andern Sorten des lebendigen Wassers und lustig zogen wir unsers Wegs.

So kamen wir in dem Dorfe an, in welchem die erste Eskadron lag. Kaum hatten wir die Hälfte der Gasse erreicht, als der Major E. hastig aus seiner Wohnung mit dem Worten auf mich zukam: mein Gott, lieber Rittmeister, wo kommen Sie denn schon her? Sogleich rief ich Halt, und zeigte ihm die vom Major U. an mich ergangene schriftliche Ordre. Kaum hatte er dieselbe gelesen, als er, in der Vermuthung, daß der an ihn gerichtete Befehl vielleicht von dem Boten verloren sein möchte, mich entließ und sogleich Alarm zu blasen befahl, um die Eskadron zu versammeln. Alles geschah mit einer solchen Schnelligkeit, daß ich dieselbe nach einer Viertelstunde schon dicht hinter mir erblickte.

Als wir in Eilenburg einrückten, war noch Alles still, wie im Grabe, und ich kam jetzt erst auf den Gedanken, daß der an mich ergangene Befehl wahrscheinlich in der bösen Stunde meines Commandeurs ausgegangen und es bei ihm wieder nicht recht geheuer sei. Bald sollte ich von der Wahrheit dieser Meinung überzeugt werden, denn kaum waren wir auf dem Markte vor der Wohnung des Major von L. angekommen, als sein Adjutant, der Rittmeister S. mir entgegen kam, und um die Ursache meiner so frühen Ankunft fragte, da es ja erst 7½ Uhr, und mir doch bekannt sei, daß das ganze Corps erst um 9 Uhr abmarschiren solle. Ich zog auch

hier sogleich mein Rechtfertigungsschreiben hervor, das sich der Adjutant von mir ausbat, um es dem Chef vorzuzeigen.

In diesem Augenblicke kam auch schon die erste Eskadron, die uns auf dem Fuße gefolgt war, an, vom Major U. aber war nichts zu sehen, noch zu hören. Wir ließen die Mannschaften absitzen, um ihnen das Vergnügen zu gönnen, die kalte Morgenluft, die sie schon zu Pferde genossen hatten, auch zu Fuße einzuhauchen.

Endlich, nachdem wir beinahe eine Stunde lang von der Temperatur in Eilenburg Kenntniß genommen hatten, kam der Major U. ganz gemächlich mit seinen Dragonern angeritten. Er ließ uns nicht Zeit, ihn um die sonderbare Contreordre zu befragen, sondern begab sich sogleich zum Major von Lößen. Was hier vorgefallen ist, weiß ich nicht zu sagen, wahrscheinlich aber mag es wohl zu Diskussionen gekommen sein, wie es nicht anders zu erwarten war.

Zum Glück konnte dieser Vorfall damals keine andern nachtheiligen Folgen haben, als daß wir ein Stündchen länger vom Froste durchschüttelt wurden; was für Schaden hätte er aber nicht bringen können, wenn der Feind in der Nähe war. Der Major U. beurfundete hierdurch wenigstens seine Unfähigkeit, den Posten zu verwalten, den man ihm, unbekannt mit seiner Persönlichkeit, übertragen hatte. — Wir setzten hierauf bald unsern Marsch weiter fort, und kamen um 2 Uhr Nachmittags in Leipzig an.

Da wir hier Rasttag hatten, so wurde das sämtliche Officierkorps von dem Obrist Brendel, der sich damals als Commandant in Leipzig befand, auf den folgenden Tag zur Tafel geladen.

Da ich aber meine Familie gern noch einmal sehen wollte, so überließ ich meine Portion den Andern, und bat mir auf 4 Tage Urlaub aus, um nach Naumburg zu reisen. Diesen zu erhalten, ward mir nicht schwer, und so trat ich denn in Begleitung von 2 Dragonern, die aus Naumburg gebürtig waren, meine Reise auf einem Postschlitten an.

Unsere Kiepper zögerten nicht, und brachten uns in wenigen Stunden frisch und wohlbehalten an den Ort unserer Bestimmung.

Meine ganze Familie, der meine Ankunft ganz unerwartet war, wurde freudig überrascht, als ich mich in Lebensgröße ihnen vorstellte. Ich kam so recht, wie ein deus ex machina, um desto herzlicher aber wurde ich aufgenommen.

Mein Absteigequartier nahm ich bei meinem ältesten Bruder, der sogleich noch mehrere Freunde zu sich einlud, in deren Gesellschaft ich einen frohen und vergnügten Abend verlebte.

Manches Fläschchen wurde der beengenden Bande entleert, so daß der entfesselte Geist frei und ungehindert seine Kraft auf uns äußerte, und unser Herz zur Fröhlichkeit stimmte.

Es ist wahr, unter allen den heidnischen Göttern ist doch wohl Bacchus der freundlichste, dem es am meisten Ernst ist, die Menschenkinder zu beglücken; das kühle Leben schmückt er mit heitern Farben aus, und verjagt die düstern Sorgen, die so oft mit Trauer-Flor des Lebens Stunden umhüllen. Die Zeit seiner Herrschaft ist das goldne Zeitalter der Menschheit, drum wird ihm mit Recht so manches Lied gesungen.

Auch wir genossen seine Gabe mit Freuden, und tranken von friedlichen Gefinnungen beseelt, auf baldige Beendigung des Krieges.

Ueberhaupt verlebte ich die kurze Zeit meines Aufenthalts im trauten Familien = Kreise wahrhaft glücklich und froh. Eine gute Acquisition machte ich noch an einem schönen arabischen Pferde, das mir ein russischer Husaren = Obrist überließ, der seine Heimath verlassen hatte, um in fremdem Lande dem Mars ein Bein zu opfern, und um mit sieben zugerittenen Dienstpferden zurückzureisen, welche dessen Söhne, die sich im Kadettenhause zu Petersburg befanden, erhalten sollten.

Nach Verlauf meiner Urlaubszeit nahm ich Abschied von meiner Familie und verließ in banger Ahnung einer stürmischen Zukunft das väterliche Haus. das ich erst nach 10 erfahrungsreichen Jahren wieder betrat.

Der Eine von den Dragonern, die mich von Leipzig aus begleitet hatten, übernahm jetzt meinen Araber, der Andere nahm seinen Platz auf den Kufen des Schlittens ein, der unter der leitenden Hand des Schwager Postillon lustig die weiße Flur durchschnitt.

Unsere Division hatte unterdessen ihren Marsch in die Gegend von Quersfurth genommen, wohin auch wir unsere Fahrt nun richteten.

Bei unserer Abreise war es ein schöner heiterer Morgen, nur brauste Boreas mächtig durch die winterliche Flur, bald aber umzog sich der Himmel, und als wir auf die Anhöhen von Freiburg kamen, erhob sich ein so schreckliches Stöberwetter, daß wir nicht zwei Schritte vor uns sehen konnten.

Ich kroch in meinen Mantel, und ließ mich auf's Gerathewohl dahin kutschiren.

Mein Begleiter hinten auf den Rufen war nicht zu bewegen, seinen lustigen Posten zu verlassen, und sich an meiner Seite niederzulassen. Wie eine Bildsäule stand er hinter mir, und trogte, als ein guter Soldat, der, Wind und Wetter nicht scheut, männlich des Winters unfreundlichem Walten. Der Postillon, der Schnee und Sturm aus der ersten Hand bekam, regte muthig, und oft mit ziemlich unchristlichen Ausdrücken die armen Klepper an, um sobald als möglich an Ort und Stelle anzukommen.

Von einem Wege war bald keine Spur mehr zu sehen, so sehr war Alles schon vom Schneegestöber verweht. Bisher war der Schlitten ziemlich sicher gegangen, jetzt aber merkte ich, daß es anfang, zuweilen zu hinken, woraus ich schloß, daß wir nicht mehr auf rechtem Wege wären, doch lag ich ganz ruhig in meinem Mantel begraben, dem Schicksal und dem Postillon mich überlassend. Endlich aber bleibt der Schlitten gar stehen, und der Postillon ruft mir in seinem Unmuth von seinem Regentensitze zu: Hol mich der Teufel, Herr Rittmeister, ich weiß nicht mehr wo wir sind! Das war ein schöner Trost! Rings nichts als Himmel und Schnee, keine Menschenseele in der Nähe, die uns den Ausgang aus diesem Labyrinth hätte zeigen können. Der Postillon fluchte, ich streckte den Kopf lang aus dem Schlitten heraus, und mein Dragoner auf den Rufen wußte nicht, was er sagen sollte. Die Pferde stacken bis an die Kniee im Schnee, und der Schlitten ging nicht mehr vorwärts. So war der Status, worin wir uns befanden.

Der Postillon sah keinen andern Ausweg, als abzustiegen und mit seiner hölzernen Schaufel, die er zur Vorsorge bei sich hatte, ein Stück des Weges fahrbar zu machen.

Hierauf befahl ich ihm, getrost querseld ein zu fahren, indem ich glaubte, daß wir bald ein Dorf erreichen würden. Unser Kutscher that, wie ihm geheißen, mußte aber oft seine Zuflucht zur Schaufel nehmen. Auch hatten wir einige Mal das Vergnügen, umgeworfen zu werden, was wenigstens einige Veränderung in unsere einförmige Lage brachte. Mir fiel hier gleich das *variatio delectat* ein, und ruhig legte ich Hand an's Werk, um den Schlitten wieder auf die Beine zu bringen. Der Ungebuldigste von der ganzen Gesellschaft war der Postillon, der stets mit ein Paar Flüchen in den Schnee herabglitt, und sich und das Wetter verwünschte.

Endlich kamen wir nach 3 langen Stunden in Steigra, dem zweiten Dorfe von Freiburg an. So hatten wir also das Dorf Gleina, wohin wir zuerst hätten kommen müssen, umfahren, woraus wir sahen, daß wir gar sehr vom rechten Wege abgekommen waren.

Wir waren froh, auf einige Zeit ein schützendes Obdach zu finden, und eilten der Schenke zu, in welcher wir eine Menge Fuhrleute antrafen, die genöthigt worden waren, auf freier Straße auszuspannen, und so ihre Wagen stehen zu lassen, ein Trost und eine Rechtfertigung für unsern Schwarzer Postillon.

Wir fanden hier in unserm Asyl einen ziemlich warmen Ofen, den wir sogleich occupirten, und wo wir es recht behaglich fanden, nach den ausgestandenen Strapazen und Irrsalen. Nachdem wir hier die Glieder aufgethaut hatten, sollte auch dem Magen sein Recht widerfahren. Ein Glas guter Raumburger erwärmte und stärkte ihn. Ein tüchtiger Schweinebraten wurde aufgetragen, in dessen Gefolge sich eine gewaltige

Schüssel Sauerkraut, das berghoch darin aufgethürmt war, befand.

So legten wir bald den ungedulbigen Magen Stillschweigen auf, und alles ausgestandene Ungemach war auf einmal vergessen.

So wie es nun besser in unserm Innern wurde, so änderte es sich bald draußen im Lustrevier. Das Schneegestöber, das es nur auf uns abgesehen zu haben schien, verminderte sich, sobald wir ihm entwischt waren, und schon nach einer halben Stunde trat helles Wetter ein.

Zugleich erschien auch der Richter und der Schöppe in der Schenke, dem eigentlichen Rathhause eines Dorfes, und gaben den Befehl, die männlichen Bewohner zu versammeln, um die Wege zu bessern, der auch bald respectirt wurde. Ein Paar Hundert Bauern mit Schaufeln versehen, kamen in kurzer Zeit zusammen, um die Wege nach Quersfurt fahr- und gangbar zu machen.

So traten wir unter den besten Auspizien nach einem zweistündigen Stillstande, der uns trefflich recreirt hatte, unsere weitere Reise an, und befanden uns bald, ohne ein neues Abentheuer zu bestehen, an dem Orte unserer Bestimmung, wo ich mich von meinen Gefährten trennte, meinem angewiesenen Quartier zuelte, und sanfte Ruhe bis auf morgen hielt, wo der Marsch weiter gehen sollte.

Der Ruf der Trompete ertönte bei guter Zeit zum Aufbruch, für mich noch viel zu früh, da die strenge Luft mich ziemlich müde gemacht hatte; indessen rieb ich mir die Augen, um des Schlafes Arriergarde zu vertreiben, und mich unter die Avantgarde der Dragoner zu stellen. Der frische Mor-

genhauch machte mich vollends munter, und so ging es fröhlich und wohlgenuth vorwärts.

Die Dragoner sangen, wie gewöhnlich, ihr Morgenlied, was stets einen herrlichen Eindruck auf mich machte. Wahrhaft herzergreifend war es, als 150 Krieger voll innerer heiliger Bewegung auf einmal unter Gottes freiem Himmel in der Stille des winterlichen Morgens das schöne Lied anstimmten: „Wach auf mein Herz und singe!“ Das waren heilige Augenblicke, wo das Herz nicht Raum hatte für die Gemeinheiten des Lebens; nur ein Gefühl nahm die ganze Brust ein, das Gefühl des Dankes gegen Gott, den Geber alles Guten.

Ich sahe es als eine heilige Pflicht an, eine solche Stimmung bei den Dragonern zu erhalten, und ihnen dadurch Achtung gegen die Religion einzulösen, da ich fest überzeugt war, daß der beste Christ immer auch der beste Krieger ist, wie in jedem andern Verhältnisse des menschlichen Lebens.

Was ist ein Soldat ohne Religion, ohne den Glauben an einen allwaltenden Gott, der uns zur Ewigkeit bestimmt hat, und mit gerechter Wage die Thaten der Menschen abwägt, wenn sie vor seinem Gericht erscheinen? Ein Ungeheuer, das verheerend unter die Menschheit tritt, und mit Schadenfreuden die Blüthen des Glücks zerstört. Blut ist bei ihm das Lösungswort, das Jammergeschrei der Unglücklichen stört ihn nicht in seinem frevelhaften Beginnen, kein Flehen kann das Opfer retten, das seine Gier verlangt. Mit dem Blute schwacher Greise und unschuldiger Säuglinge besudelt er teuflisch lächelnd seine Hände. Mit einem Worte, er ist die Geißel der Menschheit. Der Krieger aber, dem die Religion als etwas Heiliges gilt, bleibt ein Mensch in allen Lagen seines

Lebens, und vergift seine Pflicht als wackerer Kämpfer nicht, die er dem Vaterlande schuldig ist, aber er schützt auch den wehlosen Feind, in dem er seinen Bruder erkennt, er zerstört nicht die Hoffnung des Landmanns, und ist die Zuflucht der Unschuld, das Gefühl der Barmherzigkeit verläßt ihn selbst im blutigen Schlachtgewühl nicht.

Ein solcher Sinn lebte bei den Meisten von uns, wie sich dieß überall kund gab.

Das Gefühl für Sittlichkeit, das mit diesem Sinne unzertrennlich ist, erlaubte keinem der Dragoner, wenn sie auf dem Marsche durch muntere Gesänge ihre Lebenslust aussprechen, Lieder schmutzigen Inhalts anzustimmen.

Nach zwei Tagen rückten wir in unser Standquartier bei Sangerhausen ein, der Stab aber wurde in die Stadt verlegt.

Unsre Manövrer nahmen ihren Anfang und hier zeigte es sich, daß man das Waffenhandwerk schon ziemlich begriffen hatte.

Eines Tages, als ich eben mit der Eskadron die gewöhnlichen Übungen vornahm, wurden wir durch eine frohe Botschaft, die der Major U. überbrachte, freudig überrascht. Nach einem Tagesbefehl des Fürsten Repnin war unsre Dragoner-Division mit dem Banner vereinigt und zur Garde Sr. Majestät des Kaisers Alexander erhoben worden.

Ein allgemeiner Jubel erschallte bei dieser frohlichen Nachricht, und in uns Allen lebte der Wunsch, dieser Ehre uns recht bald würdig zu zeigen. Der Name Alexander, den wir früher schon so hoch verehrten, ward uns nun doppelt theuer, und der Tag, an welchem dieß geschah, wurde ein Festtag für uns Alle, den man durch Schmauß und Tanz

begieng, und an welchem dem geliebten Kaiser manches herzliche Lebehoch ertönte.

Mehrere Wochen hatten wir in ununterbrochenen Übungen zugebracht und so hinlänglich Unterricht in der Kunst erhalten, das Schwert gegen den bisherigen Unterdrücker des Vaterlandes zu gebrauchen; unterdessen aber hatten unsere Waffenbrüder in Frankreich die Arbeit schon ziemlich beendigt, daß allem Anschein nach für uns nichts weiter zu thun übrig blieb, als Siegesfeste zu feiern. Mit Zuversicht konnte man auf einen baldigen Frieden rechnen, vorzüglich, als die Nachricht von der Einnahme von Paris anlangte, welche ganz Deutschland zu lautem Jubel veranlaßte, demungeachtet aber strömten immer noch von allen Seiten Freiwillige zusammen, die sich selbst equipirt hatten und der Armee nachzogen. Sa selbst die Söhne Israels, deren natürlicher Widerwille vor Pulver und Blei bekannt ist, zeigten, daß auch bei ihnen die Begeisterung erwacht war, und diese hatten eigentlich den größten Sieg erfochten, denn sie hatten sich ja selbst bezwungen. Mit grimmigen Gesichtern zogen sie selbstgefällig ihren Bataillons nach, als gält es, das gelobte Land zu erobern, nach welchem die Juden, als ihrem Erbe, sich immer noch sehnen, und deren Wiedereroberung auch nicht für unmöglich halten, so bald sie an die Zeiten Josuas denken.

Wenn aber auch diese Hoffnung ewig eine Chimäre bleiben wird, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Juden immer mächtiger zu werden anfangen dadurch, daß der größte Theil des Reichthums in den Händen derselben sich befindet, wodurch sie überall großen Einfluß gewinnen. Hat man sich doch nicht gescheut, ihnen Adelsdiplome auszufertigen, sie unter die Zahl der Ritter aufzunehmen, und ihnen so Weih-

rauch zu streuen. Was doch das liebe Geld in der Welt thut! Das edle Metall muß eine wunderbare Kraft haben, da es augenblicklich aus einem Schwachkopf, aus einem bisher ungeachteten Subjecte einen klugen Mann macht, den man überall aufsucht, zu dem man sich drängt, und den man verehrt. Kenntnisse bewirken das selten oder gar nicht, denn überall geht ja Glück vor Geschick. Sei du an Weisheit noch so leer; sei nur an Gold und Silber schwer, so bringt dir dieses Ruhm und Ehr. Das hab ich in der Welt gar oft erfahren; zugleich aber auch, daß dergleichen hirnleere und metallschwere Menschen die unerträglichsten Geschöpfe sind, durch ihren empörenden Stolz, mit dem sie über die Aermern sich erheben, welche aber freilich nicht selten die Schuld der Anmaßung der Reichen tragen, indem sie mit Verleugnung ihrer Menschenwürde vor ihnen im Staube kriechen. Sehr wahr sagt daher Bürger: Viel Klagen hör ich oft erheben, vom Hochmuth, den der Große übt, der Großen Hochmuth wird sich geben, wenn unsre Kriecherei sich giebt.

Doch ich merke, daß ich durch dieses Raisonnement von der eigentlichen Erzählung abgekommen bin, und hebe den verlorenen Faden wieder auf.

Sechs Wochen waren wir in unsern Standquartieren, als wir die Nachricht erhielten, daß der Fürst Repnin in Sangerhausen angekommen sei, um unser Corps zu mustern, worauf wir unverzüglich nach Frankreich aufbrechen sollten.

Wir erhielten sogleich Befehl, den dritten Tag auf dem bestimmten Rendezvous in Galla-Uniform zu erscheinen und uns von dem Fürsten in Augenschein nehmen zu lassen.

Der Tag der Parade erschien, und mit ihm der Fürst Repnin, der vor dem ganzen Corps seine völlige Zufriedenheit

heit an den Tag legte und dadurch das Herz jedes Einzelnen zur Freude stimmte.

Der Fürst, dem die Herzensgüte aus dem Auge strahlte, erwarb sich an diesem Tage die Liebe Aller. Er schien mir ein Mann von einigen 40 Jahren, und war von mittler Größe, doch ziemlich stark und kräftig. Eigentlich ist er der Sohn des Fürsten Wolkowsky, wurde aber von seinem Großvater mütterlicher Seits, dem durch seine Siege gegen die Türken so berühmten Feldmarschall Fürst Repnin adoptirt, da dieser selbst keinen Sohn hatte, und seinen Namen ein längeres Leben wünschte, als er selbst bei seinem Alter ihm zu geben vermochte.

Nach abgehaltenem Manövre bekamen wir sogleich die Ordre zum Ausmarschiren.

Alles jauchzte laut auf bei dieser Nachricht, da Jeder sich recht bald in Frankreich umzusehen wünschte, was die Franzosen sieben volle Jahre bei uns gethan hatten.

Schon nach 2 Tagen rückten wir aus unserm Bestimmungsorte Mainz entgegen, das die Franzosen noch besetzt hielten, und wo wir unsere Waffenprobe ablegen sollten.

Unser Marsch ging über Langensalza, Coburg und Würzburg. Ehe wir aber durch Coburg marschirten, mußten sich alle Cavallerie-Divisionen vor den Thoren versammeln, da der Fürst sie in pleno aufgestellt zu sehen wünschte. Auf einem Altane des Schlosses war zu diesem Zwecke die ganze Fürstliche Familie versammelt, und wir paradirten, durch diese Ehre geschmeichelt, stolz an den Binnen desselben vorüber.

An der Spitze der reitenden Säger eröffnete der Obrist von Miltitz den Zug, hierauf folgten die Husaren und dann die Dragoner.

Der Fürst hatte seine Freude über das ganze Corps zu erkennen gegeben, und ließ alle Stabsofficiere zur Mittagstafel einladen; für alle übrigen Officiere ward ein Hofball arrangirt. Ich aber machte von dieser Einladung keinen Gebrauch, sondern überließ den jüngern Officieren das Vergnügen, und begab mich mit der Eskadron nach dem $1\frac{1}{2}$ Stunde von der Residenz entfernten Dorfe, wo ich in der Wohnung des dortigen Predigers, eines sehr achtungswerthen Mannes, der Vater von zwei liebenswürdigen Töchtern war, mein Quartier erhielt, und wo ich durch freundschaftliche Unterhaltung ganz schadlos gehalten wurde für das ausgeschlagene Tanzvergnügen, welches nie einen Reiz für mich hatte. Was sind denn auch unsre Tänze gewöhnlich anders, als ein sinn- und gedankenloses Herumdrehen, was wenigstens bei dem zu unserer Zeit so beliebten Walzer der Fall ist, durch den gar oft so manches Paar dem Tode in die Arme geeilt ist. Charaktertänze freilich, wie wir sie im Alterthum finden, und wie sie noch jetzt bei unkultivirten Völkern gewöhnlich sind, haben gewiß immer einen bleibenden Werth, da hier das innere Leben in äußern Formen sich zeigt. So wird der Tanz eine schöne Kunst, die zur Bildung des ästhetischen Sinnes und so zur Humanität überhaupt führt.

Die Tänze der Alten und der Wilden sind rhythmische Mimik, wobei Körper und Geist gewinnt, unsere meistens nichts weiter, als eine bloße künstliche Bewegung der Füße, einige Arten Tänze ausgenommen, die aber leider immer mehr verdrängt werden.

Mit einem Worte die plastische Kraft und Bedeutung des Tanzes ist jetzt verloren gegangen, und hiermit der belebende Geist entwichen. Und ein solches Vergnügen ohne

Geist, liebt jetzt der gebildete Europäer. — Das Bekenntniß eines Frauenzimmers mag von dem Werthe des Tanzes sprechen: So oft ich mich auf einem Balle befinde, wozu ich wider meinen Willen gezogen werde, so bedaure ich den Verlust eines Tages, den ich mit eitlem Puz verdorben, einer Nacht, die ich schlaflos zugebracht, eines Tages, der mich zu den Geschäften des Lebens unbrauchbar macht. Erhebe ich endlich gegen Mittag die schweren Glieder vom Lager, um mein Herz zur Andacht gegen meinen Schöpfer zu erheben, so fühle ich mich so kalt und matt, daß ich nicht mit dem zu sprechen vermag, der mich trägt auf den Armen der Liebe.

Und diese schnöde Lust ist das Lieblingsvergnügen der heutigen Welt.

Schon damals fühlte ich, daß in diesem Bekenntniß vollkommene Wahrheit lag, und verschaffte mir daher einen schönen Genuß in dem schönen Familientreise meines freundlichen Wirthes.

Ein hübsches Bonmot hatte der Fürst bei der Mittagstafel gegen die Stabsofficiere geäußert, daß nemlich der Banner ein außerlesenes Corps sei, leider aber zu spät komme, um nützlich zu sein.

Daß er hierin sehr recht hatte, ist wohl nicht zu bezweifeln, denn die Thaten desselben sind nicht mit aufgeschrieben auf den Tafeln der Geschichte, aus dem Grunde, weil nichts mehr für dasselbe zu thun war, was ihm freilich nicht zum Vorwurfe gereichen kann, denn nur Gelegenheit zur Kraftäußerung macht ja den großen Mann.

Ein ritterlicher Geist herrschte im ganzen Corps, der zu großen Thaten berechtigte, die gewiß auch ausgeführt worden wären, hätte die Gelegenheit nicht zum Handeln gefehlt.

Von meinem freundlichen Wirth vernahm ich, daß nach öffentlichen Blättern der Friede schon ganz nahe und in diesem Augenblicke vielleicht schon abgeschlossen wäre, worüber ich mich mit der ganzen Familie innig freute, da hierdurch dem ganzen teutschen Vaterlande nicht nur, sondern ganz Europa eine herrliche Aussicht sich eröffnete.

Wir tranken freudig bewegt auf das wiederaufblühende Glück der Welt, als der Major U., der ebenfalls dem Hofball nicht hatte beizuhohnen wollen, eintrat, und meinen Frohsinn durch sein Erscheinen einigermaßen herabstimmte, da ich mit demselben nie auf freundschaftlichem Fuße gelebt hatte, denn sein Betragen gegen mich, verrieth keinen gebildeten Officier. Er vergaß nur zu sehr, daß wir nicht mehr in den Zeiten lebten, wo der Chef einer Compagnie despotisch gegen seine Untergebenen verfahren konnte; er vergaß es, daß das Blut eines Mannes, der freiwillig die Waffen ergriffen hatte, um für das Vaterland zu kämpfen, so viel werth war, als das seine, und ein geborner Soldat, wie er sich selbstgefällig zu nennen beliebte, einen redlichen Bürger nicht zu tyrannisiren berechtigt ist, zumal wenn dieser unaufgefordert aus seinen friedlichen Verhältnissen austritt, um sich unter die Reihen der Krieger zu stellen, und Gut und Blut für das Gemeinwohl zu opfern.

Doch genug hiervon.

Nach einigen Tagen kamen wir in der Gegend von Würzburg an, wo zwei Regimenter Baiern ihr Lager aufgeschlagen hatten, da die Citadelle noch von den Franzosen besetzt war.

Unsere Eskadron ward in zwei benachbarte Dörfer vertheilt, und mir meine Wohnung in der elenden Schenke des einen angewiesen, wo ich auf dem Tanzsaale logiren sollte,

da sich außer diesem und der schwarz geräucherten Schenke kein Behältniß zur Wohnung eines Menschen mehr vorfand. Dieses Quartier war mir nun doch zu lustig, weshalb ich keine Lust hatte, davon Gebrauch zu machen; ich ließ daher den Richter zu mir kommen, und ersuchte ihn um eine andere Wohnung.

Mit großer Verlegenheit versicherte mir dieser, daß im ganzen Dorfe kein besseres Quartier anzutreffen wäre, als die Schenke, wenn nicht vielleicht der Herr Pastor, der sonst von allen Einquartierungslasten befreit wäre, aus eigenem Antriebe mich in seine Wohnung aufnehmen wollte. Kaum vernahm ich dieses, als ich mich entschloß, sogleich persönlich mit dem Richter zu demselben zu gehen, und ihm um ein Stübchen zu bitten, da meine Pferde in der Schenke bleiben sollten. Der Herr Pastor, ein Katholik, stuzte, als er den ungewohnten Besuch ins Zimmer treten sah. Ein junges niedliches Mädchen, das sich bei ihm befand, und das er mir später als seine Nichte vorstellte, gerieth in sichtbare Verlegenheit, ihre Wangen waren blutroth gefärbt, und schnell eilte sie zum Fenster, um mir ihren Anblick zu entziehen.

Der Pastor selbst war ein kleiner wohlbeleibter Mann, mit einem glänzenden Vollmondsgeichte und einem schwarz sammetenen Käppchen auf dem geschorenen Kopfe. Verlegen kam er mir einige Schritte entgegen, und fragte mich ängstlich nach meinem Verlangen.

Nachdem ich ihm meine Bitte vorgetragen hatte, zeigte er sich sogleich bereitwillig, sie zu erfüllen, mochte es nun sein, daß ich ihn so vertrauensvoll angerebet, oder keine weitere Notiz von seiner schönen Nichte nahm. Kurz er versprach, mir seine ärmliche Wohnung, wie er sich selbst ausdrückte,

einzuräumen, und führte mich auch sogleich in die obere Etage, wo er mir eine Stube nebst Kammer anwies, worauf er sich sogleich wieder entfernte, um wie ich glaubte, als treuer Hirt für das geistige Wohl seiner Heerde zu sinnen.

Nicht weniger erstaunte ich über die Pracht dieses Zimmers; Stühle und Sopha waren nach dem neuesten Geschmack gearbeitet, mit grün seidenen Kappen überzogen. Die Vorhänge waren von dem feinsten Mouslin und zwei große stark vergoldete Spiegel zierten das Zimmer. Wahrscheinlich war es das Gastzimmer des geistlichen Herrn, was ich aus den zwei Betten, die ebenfalls mit grün seidenen Vorhängen geziert waren, schloß.

Ich war seelenvergnügt, so glücklich logirt zu sein, und hätte mir es gefallen lassen, meine ganze Lebenszeit hier zuzubringen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde trat ein altes weibliches Wesen, die Wirthschafterin Sr. Hochwürden mit einer Bouteille Wein und einigen kalten Speisen zur Thür herein, welche mir mit ihren Gaben äußerst willkommen war, da mein Magen nach einem achtfündigen Marsche die Regungen des Hungers verspürte. Herzlich froh über mein gutes Geschick ließ ich es mir wohlschmecken, als ich nach einer kleinen Weile unter meinem Fenster das Geräusch eines ankommenden Wagens vernahm.

Ich glaubte nicht anders, als daß Besuch ankommen würde, der mich vielleicht wieder aus meinem freundlichen Asyl vertreiben könnte, und war schon etwas unruhig darüber. Ich riß die Fenster auf, um mich davon zu überzeugen. Eine Halbhaise hielt vor der Thür, die aber die Ladung noch erwartete, da der Kutscher bis jetzt das einzige

lebende Wesen darauf war. Nach einer kleinen Weile trat der Herr Pastor mit seiner schönen Nichte zum Hause heraus, hob sie in den Wagen, nahm dann selbst seinen Platz neben ihr und fuhr den Weg nach Würzburg zu.

Ich wunderte mich über die schnelle Reise, von der mir mein Wirth nicht ein Wort gesagt hatte, wie es sich wohl hätte erwarten lassen, wenn dieselbe schon früher beschlossen war.

Die alte Haushälterin, welche bald darauf zurückkehrte, um das Eßgeschirr wieder abzuräumen, sollte meine Neugier stillen. Nachdem ich ihr ein Glas Wein eingeschenkt und sie zum Sitzen genöthigt hatte, wurde sie gesprächig und ich erfuhr, daß diese Nichte eine Waise wäre, die der Herr Pastor aus christlicher Liebe an Kindes Statt angenommen habe, und an welcher er wahre Vaterstelle vertrete.

Wie kommt es denn aber, fragte ich, daß der Herr Pastor so eilig mit ihr verreiste, hoffentlich wird er doch nicht etwa zweideutig von meinem Betragen urtheilen?

Ei, bewahre der Himmel, fing sie erschrocken an, das wird der Herr Pastor nicht von Ew. Gnaden denken, sondern der Herr Pastor hat bloß eine angeborene Furcht vor allem Militair, welche wächst, je mehr er über die Tugend des guten Kindes wacht. Da nun wahrscheinlich das Haus bei Ihrer Anwesenheit von mehreren Dragonern besucht werden wird, welche nicht alle die redlichen Gesinnungen, wie Sie haben könnten, so hat er beschlossen, ihre Tugend zu schützen, und sie einstweilen zu einer Verwandten zu bringen, die er übrigens schon längst zu besuchen, sich vorgenommen hatte.

Ich mußte über diese Offenherzigkeit lachen, und versicherte sie, daß die Besorgniß des Herrn Pastors ungegrün-

det sei, und daß seinem Schützling hier gewiß keine Gefahr gedroht haben würde. Sie meinte dieß endlich auch und räumte ruhig ab.

Nachmittag gegen 5 Uhr erhielt ich Ordre, mich den folgenden Morgen mit sämmtlicher Mannschaft nach Würzburg in die dasige Garnison = Kirche zu begeben, um hier dem Gottesdienste beizuwohnen.

Da die Stadt nur eine Stunde von unserm Dorfe entfernt, die Bitterung freundlich und der Weg gut war, so wollte ich die Bauern, bei welchen Wagen zum Fahren requirirt werden sollten, nicht mit unnöthigen Lasten beschweren, und ließ die Dragoner, die alle flink auf den Beinen waren, den Weg zu Fuß machen, ich selbst aber ritt mit meinem Reitknechte voraus.

Ich war an diesem Tage ungemein heiter gestimmt, und hätte mir es nicht träumen lassen, daß er so unangenehm für mich enden sollte.

Meine ganze Laufbahn bekam an ihm eine andere Richtung, und mein Plan, nach dem Frieden wieder in die bürgerlichen Verhältnisse einzutreten, ward auf einmal vernichtet.

Mit Recht zähle ich diesen Tag zu den unangenehmsten meines Lebens, und nie kann ich die Ungerechtigkeit vergessen, welche mir an demselben widerfuhr. Ich erhielt einen neuen Beweis von dem unedlen Charakter des Major U., der es sich zu jeder Zeit recht angelegen sein ließ, mein Herz zu kränken. Doch ich eile zur Erzählung des widrigen Vorfalls selbst.

Nach Beendigung des Gottesdienstes hatten es sich einige Mannschaften ausgebeten, noch einige Stunden in Würzburg verweilen zu dürfen, um sich hier umsehen zu können. Ich

selbst blieb noch einige Zeit in der Stadt, und hatte zufällig meine Pferde in demselben Gasthose stehen, wo jene Personen sich versammelt hatten.

Als ich eben im Begriff war, nach meinem Dorfe zurück zu reiten, vernahm ich in der Oberstube des Gasthofs ein ausgelassenes Schreien, und erfahre vom Hausknecht, daß es Dragoner seien. Ich eile nach dem Zimmer zu, und treffe die ganze Gesellschaft an. Ich gebot meiner Pflicht gemäß Ruhe, und forderte Alle auf, sich unverzüglich nach ihren Quartieren zu verfügen, da ich wohl einsah, daß sie hier in einem solchen Zustande unmöglich eine vortheilhafte Meinung von sich selbst und von der ganzen Eskadron erwecken würden, zumal da sie erst dem Gottesdienste beigewohnt hatten.

Der Wein aber, den sie in vollen Mäßen zu sich genommen hatten, erlaubte ihnen nicht, die Stimme der Vernunft zu hören, und schreiend und jubelnd setzten sie ihre Bachanalien fort. Befürchtend, daß sie mit ihren Seitengewehren Unglück anrichten könnten, befahl ich ihnen, dieselben abzulegen, aber dieser Befehl war ihnen ein Zeichen zum größten Tumult, so daß ich mich entfernte, die Wache herbei zu holen und das Häuflein arretiren zu lassen. Kaum war ich zur Thüre hinaus, als mir der Major U. entgegen kam, dem ich sogleich den ganzen Vorfall erzählte.

Indessen mochte man die Stimme des Majors gehört haben, und aus allen Kehlen ertönte demselben beim Eintritt ein schreiendes Vivat.

Dies empörte mich um so mehr, als ich zugleich bemerkte, daß sich der Major U. dadurch geschmeichelt fühlte, und nicht durch Energie mein Ansehn zu schützen suchte, da ja hier ein Subordinationsfehler zu rügen war.

Zwar wurde die ganze noble Gesellschaft verhaftet, und auf einem Bauernwagen dem Staatsquartiere unserer Division abgeführt, und noch an demselben Tage nach gehaltenem Verhör von dem Hauptquartier aus die Degradation über sie ausgesprochen, doch erhielt ich selbst darüber Arrest, ohne daß mir irgend ein Vorwurf zu machen war. Zwei Chirurgen von den Fußjägern, welche Zeugen dieses Auftritts waren, konnten es bezeugen, daß ich nichts verlegt hatte, was nach dem Militairreglement gegen Betrunkene zu beobachten war.

Vierzehntes Capitel.

Mein Austritt aus dem russischen Dienst. — Reise nach Holland
und Aufenthalt daselbst.

Diese ungerechte Behandlung schmerzte mich tief, und ich beschloß, meinen Dienst zu verlassen. Ich forderte auch sogleich, zumal da der Friede mit Frankreich schon abgeschlossen war, meine Entlassung, die ich auch 2 Monate später vom Fürsten Repnin erhielt.

Ich verkaufte sogleich in Würzburg meine Pferde, und begab mich nach Frankfurt am Main.

Da ich in russischer Uniform reiste, so erhielt ich von dem damaligen Baierischen General und Commandant der Stadt eine Marschroute bis nach Holland, wo ich nach erhaltenem Abschied bei der Ostindischen Kompagnie einen Posten im merkantilischen Fache zu erhalten suchen wollte, da ich mit mehreren ansehnlichen Handlungshäusern, die einen großen Einfluß auf diesen Handel besaßen, genauer bekannt war.

In Frankfurt tönte mir lauter Jubel über die wieder erlangte Freiheit entgegen, da die Stadt nach Vernichtung

der französischen Uibermacht ihre Selbstständigkeit wieder erhielt. Da ich mich aber einige Tage in Frankfurt aufhielt, so hatte ich Gelegenheit, diese alte Reichsstadt, die sich durch ihren Reichthum, ihre Industrie und Kultur so vortheilhaft auszeichnet, näher kennen zu lernen. Sie liegt in einer der reizendsten Gegenden Deutschlands, und gewährt vorzüglich durch die Menge der reizenden Gärten und prachtvollen Gartenhäuser, die man vor derselben antrifft, einen herrlichen Anblick. Eine bedeutende Brücke verbindet es mit dem Städtchen Sachsenhausen, das durch die Derbheit seiner Bewohner bekannt ist.

Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Stadt gehört die Domkirche, in welcher die teutschen Kaiser gekrönt zu werden pflegten, und von deren Thurne herab man die entzückendste Aussicht genießt. Außerdem ist noch zu bemerken, der Römer oder das Rathhaus der Stadt, das seinen Namen von der Familie Römer herleitet, welche früher dieses Gebäude besaß, aber es zu Anfang des 15ten Jahrhunderts an den Stadtmagistrat verkaufte. Hier wurden die Conferenzen wegen der Wahl der teutschen Kaiser gehalten. Auch der Thurn- und Tarische Pallast zieht durch seinen edlen Styl die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich. Sein Inneres soll durch fürstliche Pracht und Eleganz überraschen, was ich aber, da ich selbst nicht darinnen war, nicht verbürgen kann.

In dem Gasthose, in welchem ich Quartier genommen hatte, befanden sich noch mehrere Fremde, deren Bekanntschaft ich bei Tische machte, und welche mir eine sehr angenehme Unterhaltung gewährten. Unter andern wurde auch von der französischen Retirade über den Rhein ge-

sprochen, wobei sich die Meisten als grimmige Franzosenhasser zeigten, da sie die bedeutenden Verluste, welche sie bei dieser Gelegenheit erlitten hatten, nicht verschmerzen konnten. Vorzüglich beklagten sich Einige bitterlich über ihre schönen Zugpferde, die ihnen von den Flüchtlingen geraubt worden waren, um ihre Flucht über den Rhein zu beschleunigen.

Da begann Einer der Gäste mit einer lächelnden Miene: Ja! wenn es freilich Allen bei ihrem Unglück wieder so glücklich gegangen wäre, als einem meiner Verwandten, so würde man wahrscheinlich weniger Klagen über die Raublust der Franzosen hören.

Auf unsere Bitte, den Vorfall zum Besten zu geben, begann er Folgendes zu erzählen: Ohngefähr 9 Meilen von hier auf dem Rittergute K. kamen noch spät des Abends einige Train = Soldaten nebst 100 Mann Dragonern an, die mit der größten Eilfertigkeit Fourage und Lebensmittel verlangten. Das Erstere war noch vorhanden, das Letztere fehlte. Da wurden sogleich mehrere Kühe aus dem Stalle geholt, geschlachtet und das Fleisch an dem in dem Hofraum angezündeten Wachtfeuer gebraten. Die Müdigkeit der Artillerie = Pferde war so groß, daß sie kaum stehend zu fressen vermochten, und als es wieder zum Aufbruch ging, war der größte Theil derselben nicht von der Stelle zu bewegen. Da man nun aber auf die Erholung der armen Thiere nicht warten konnte, so sah man sich genöthigt, sie in ihrer Ruhe zu lassen und sich nach frischeren umzusehen. Man fand in den Ställen 14 Stück Zug- und zwei Kutschpferde, mit denen sogleich ein Tausch getroffen wurde, indem die abgetriebenen Klepper ihre Stelle einnahmen.

Ein junger schwarzer Hengst war in einem entfernten Stalle verborgen und verrieth sich durch sein Wiehern. Dieses Pferd war eins der unbändigsten Thiere, das seinen Reiter selbst dem besten Reiter nicht beugte, weshalb es der Herr schon längst zu verkaufen beschlossen hatte. Jetzt sollte er auf einmal davon befreit werden, denn kaum hörte man die verrätherische Stimme des muthigen Rosses, als man eilte, einen lahmen Mitbruder an seine Stelle zu befördern. Nachdem es gesattelt und gezäumt und mit einem kleinen lebernen Mantelsack versehen war, schwang sich einer der Dragoner darauf, und wunderbar genug war es hierbei still und ruhig, wie ein Lamm. Das Gut glich jetzt einer Veterinärschule, denn kranke Pferde gab es hier die Menge, worüber sich der Besitzer eben nicht zu freuen Ursach hatte. Bald aber sollte sich Traurigkeit in Freude verwandeln, denn nach einigen Stunden erscheint der junge Rappe pfeilgeschwind mit Sattel, Zaum und Mantelsack, aber ohne Reiter am Thorwege, und giebt durch lautes Wiehern seine Freude zu erkennen, von seiner Reise wieder angelangt zu sein. Voller Freuden springt der Herr zum Hause hinaus, öffnet schnell das Thor und führt das treue Thier in den Stall zu seinem kranken Camerad. Den Mantelsack schnallt er ab, nimmt ihn mit in sein Zimmer, und wer beschreibt seine und der Familie Freude, als er verschiedene Münzsorten und mehrere goldene Ketten gegen 8000 Thaler an Werthe darin findet.

Daß dieses alles geraubtes Geld war, ist leicht zu denken, und da die Franzosen auch als Räuber an ihm gehandelt hatten, so erkannte mein Vetter den Vorfall als eine Schickung Gottes, um ihn für seinen Verlust zu entschädi-

gen, verbarg seinen Schatz, und ließ das Pferd auf ein benachbartes Dorf bringen, weil er befürchtete, daß man es von Seiten der Franzosen requiriren möchte, woran diese aber von den herumstreifenden Kosaken verhindert wurden, deren Piken sie gewaltig respectirten. So ist er noch jetzt im Besitze des treuen Rosses, das ihm um keinen Preis feil ist, da es ihm einen bedeutenden Theil seines Vermögens wieder verschaffte. Wir Alle waren, nachdem der Erzähler geendigt hatte, der Meinung, daß man ein Unglück mit solchen Folgen sich wohl gefallen lassen würde und wünschten, daß es einem jeden Diebe so gehen möchte, wie den lüsternden Franzosen.

Am andern Morgen fuhren wir auf dem Rhein nach Eöln ab, und diese Wasserfahrt ist vielleicht die angenehmste, die ein Reisender machen kann. An beiden Ufern des majestätischen Rheins sieht man blühende Städte und Dörfer, wovon mehrere an dem Fuße hoher Weinberge liegen, die einen wahrhaft imposanten Anblick gewähren.

Überall war das Land gut bebaut, und die vielen großen mit Kaufmannswaaren beladenen Kähne, welchen wir begegneten, zeugten von der Beendigung der französischen Herrschaft.

Je näher wir dem Bingerloche kamen, desto mehr ward die Gegend wüste und schauerlich. Auf beiden Seiten des Flusses sah man alte Burgen, die seit Jahrhunderten der gänzlichen Zerstörung trogten. Die wichtige Festung Ehrenbreitenstein, zu damaliger Zeit von den Franzosen zerstört, erhob sich an dem rechten Ufer des Rheins auf einem hohen Felsen, welcher von drei Seiten unzugänglich ist, und gewährte in ihren Ruinen einen schauerlichen Anblick.

Doch ist sie in der neuesten Zeit wiederum zu einer der unüberwindlichsten Festungen in Europa geworden.

Je näher wir Cöln kamen, desto platter wurde das Land, und bald sollten wir die Stadt selbst, die wegen ihres Alterthums und der damit verbundenen Bauart ihrer Kirchen, Klöster und öffentlichen Gebäude ein düsteres Ansehen giebt, erreichen, wo wir zu übernachten beschlossen.

Um die schöne Aussicht auf die Gegend über den Rhein zu genießen, wählte ich ein Logis in einem nahe am Flusse liegenden Wirthshause, von wo aus das Städtchen Diez meinen Blicken sich darbot, welches vor der französischen Invasion in Deutschland in besonderm Flor war.

Die Stadt Cöln ist wahrscheinlich eine der ältesten Städte von Deutschland, da sie ursprünglich eine römische Kolonie ist, von der Kaiserin Agrippina 50 Jahr nach Chr. gestiftet, woher sie auch den Namen Colonia Agrippinae erhielt. Wegen der Menge der Thürme und hohen Gebäude gewährt sie einen herrlichen Anblick, jedoch ist das Innere derselben nichts weniger als schön, da die meisten Straßen finster und schmutzig sind. Die Bevölkerung der Stadt steht in keinem Verhältniß mit der Größe derselben, da auf eine Anzahl von 7400 Häusern nicht viel über 40000 Einwohner kommen. Da ich wider meinen Willen zwei Tage hier verweilen mußte, so nahm ich die Merkwürdigkeiten derselben in Augenschein, unter denen die Domkirche sich ganz vorzüglich auszeichnet. Sie ist ein herrliches, Staunen erregendes Meisterstück altteutscher Bauart, nur Schade, daß sie nicht vollendet ist. Drei hundert Jahre ist an derselben gebaut worden, seit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts blieb der Bau liegen, als eine Aufgabe

Aufgabe für die Nachwelt, die aber wahrscheinlich nie gelöst werden wird, da der Geist nicht mehr lebt, der jene Riesenformen schuf.

Beim Anblick dieses herrlichen Ueberrestes altteutscher Baukunst muß man gestehen, daß unsre Zeit in diesem Stücke weit unter der frühern steht, wie es wohl überhaupt in Rücksicht der Kunstleistung sein möchte. Der Geist der frühern Zeit war ein ernsterer, als der, welcher uns beseelt. Zierliche Tändeleien schafft dieser zwar die Menge, aber von etwas Großen wird nach Jahrhunderten keine Spur sich mehr zeigen, denn flüchtig, wie der Zeitgeist, sind auch seine Schöpfungen.

In den Tempelbauten des Mittelalters findet man den tiefen religiösen Sinn, der sich gleichsam verkörpert hat zum Leitstern für spätere Jahrhunderte. Himmelsanstreben ist Alles bis auf die kleinsten Nuancen; überall findet sich der Gedanke des Erhabenen und Ewigen, überall das Streben, Gott näher zu sein. Ausgebildet ist Alles, bis auf die kleinsten Theile, und sinnreich ist das Große mit dem Kleinem verbunden, mit einem Worte, die Idee der Vereinigung des Alles mit der Gottheit ist der Charakter dieser Bauart. Das magische Dunkel, das in den hochgethürmten Säulengängen herrscht, nährt das Gefühl der Andacht, die sich wie die kühne Kuppel nach dem Himmel erhebt.

Unter allen diesen altteutschen Tempeln ist wohl der Cölner Dom einer der vorzüglichsten; 2 Thürme, die auf 500 Fuß Höhe bestimmt waren, freilich aber unvollendet sind, schmücken das Gebäude, das wie die meisten Kirchen dieser Zeit in der Gestalt eines Kreuzes angelegt ist. Das

Innere umschließt einen ungeheuern Raum, in welchem 100 Säulen sich erheben, auf denen aber jetzt statt der Kuppel eine breterne Decke ruht, da auch sie nicht ganz vollendet sind.

Noch ist in Cöln merkwürdig die Kirche zu St. Ursula, in welcher angeblich die 11000 Jungfrauen ruhn, welche im 3ten Jahrhundert als Märtyrinnen ihres Glaubens gestorben sein sollen, und deren Köpfe in einem darneben befindlichen Gewölbe einzeln aufgestellt sind.

Nach einem Aufenthalt von 2 Tagen reiste ich in Gesellschaft eines jungen Arztes, welcher von der Universität Heidelberg kam und daselbst nach Beendigung seiner Studien die Doctorwürde erlangt hatte, nach Cleve, dessen Geburtsort, ab. Es war ein fein gebildeter junger Mann von sanftem und stillen Benehmen, weshalb ich mich gar sehr wunderte, eine große Schmarre in dessen Gesichte zu erblicken, die ich als Folge eines gehabt Duells ansah, welches sich auch im Laufe unseres Gesprächs bestätigte.

Mit Offenheit gestand er mir, daß er sich schämte, auf diese Weise seinen Eltern und Geschwistern entgegen zu kommen, doch fühlte er sich dadurch beruhigt, daß er unschuldig an dem Streite gewesen war, der diese Folge für ihn zurückgelassen hatte. Bei einem Biergelag, fuhr er fort, wurde mir von einem der ersten Säufer ein großer Krug Bier, der drei Kannen enthielt, mit den Worten übergeben: ein Hundsfott wer nicht austrinkt. Ich war nicht im Stande, dieser Forderung Genüge zu leisten, und mußte daher, sollte ich mich nicht der Verachtung der Andern aussetzen, die Herausforderung des kredenzenden Herrn annehmen, wobei ich, wie Sie sehen, den Kürzern zog. Er erzählte mir noch Vieles von

dem akademischen Leben und von den mannichfaltigen Mißbräuchen desselben, die man erst recht kennen lerne, wenn die Zeit des Aufenthalts auf der Hochschule vorbei sei, so daß ich nicht umhin konnte, mich höchlich zu wundern, daß Jünglinge, die sich den Wissenschaften, als künftige Bildner der Menschheit, widmen sollen, es recht geßiffentlich darauf anlegen, Rohheiten zu zeigen, die man selbst dem gemeinsten Menschen nicht verzeihen würde. Ich stellte mir vor, daß jeder für das Wohl seines Sohnes sorgende Vater, jede zärtlich liebende Mutter nur mit Jagen den Liebling ihres Herzens auf die Pflanzschule der Weisheit schicken müßten, wenn sie das Leben und Treiben der Studentenwelt hätten kennen lernen. Gesund und mit blühenden Wangen entließen sie ihm vielleicht, und entstellt oder bleich kam er von der Hochschule zurück.

Wie viele Opfer mögen in den sogenannten Gauffkommern fallen, wo die Bacchanalien der Alten recht ordentlich nachgeahmt werden, und wo für ehrlos gilt, wer kein Schwelger ist, wo es hauptsächlich darauf angelegt ist, die Gesundheit zu zerstören, und einen kräftigen jungen Mann in einen Schwächling zu verwandeln. Sollte man bei solchen Bacchusfesten wohl die zukünftigen Bildner, Lehrer und Richter des Volks suchen? Auf dieses Unwesen sollte man vorzüglich sein Augenmerk richten, da die nachtheiligen Folgen davon auf die ganze Nachkommenschaft sich äußern und so die Menschheit theilweise entnervt und zu Grunde gerichtet wird.

Wie unsinnig sind nicht ferner die unseligen Duelle, die schon so manchen Jüngling, in welchem arme Aelteren ihre künftige Stütze sahen, das Leben raubten! Was mögen das für Begriffe von Ehre und Schande sein, die solche Raufe-

reien hervorbrachten! Jeder Duellant handelt meines Erachtens wider die wahre Ehre. Es macht daher in der neuesten Zeit einzelnen Studirenden große Ehre, daß sie gegen das Unwesen sich auflehnen, das Duell so selten als möglich zu machen, die äußere Ehre von der innern, die Form vom Geiste unterscheiden. Wenn junge Leute zu einem solchen Zwecke in eine Gesellschaft zusammen träten, sollten sie vom Staate authorisirt werden, weil sie unter einer solchen Regide des Guten immer mehr stiften würden.

Ein weit solideres Leben als auf den meisten teutschen Hochschulen bietet uns die Universität Leiden dar, wo man von keinem Duell und von keinem lärmenden Saufgelag hört, bei welchem Schande Ehre bringen soll, ob man gleich bei meinem Dortsein 1200 Studirende zählte.

Still und ordentlich geht jeder derselben auf der Straße umher; selbst wenn Mehrere beisammen sind, so künden sie sich nicht durch Toben und Schreien an, da sie es fühlen, daß man ein gesittetes Betragen von ihnen vorzüglich erwarten müsse. Auffallende Kleidungen sieht man nirgends, denn nicht durch das prangende Aeußere, sondern nur durch das gefällige Innere sucht Jeder zu gefallen, und sich auszuzeichnen.

Bei solchen Verhältnissen konnte es nicht fehlen, daß zwei teutsche Musensöhne, welche kurz vor meiner Ankunft bei einer Vergnügungsreise ihren Wanderstab auch nach Leiden gesetzt hatten, großes Aufsehen erregten, als sie in einem Costume erschienen, das man hier noch nie gesehen hatte. Die schaulustige Jugend vorzüglich betrachtete die Fremden in ihrer sonderbaren Kleidung, mit ihren furchtbaren Bär-

ten, und den ungeheuren Kanonenstiefeln, an denen gewaltige Pfundsporen klirrten, als Wunderthiere. Hausenweise strömte die junge Gesellschaft zu, um des sonderbaren Anblicks sich zu erfreuen; alle Fenster thaten sich auf, als man das Klirren der Sporen und das Gerassel der baumstarken Ziegenheiner hörte. Man schüttelte die Köpfe und wußte nicht, zu welchem Volke man die Fremden rechnen sollte, denn teutsche Studenten hätte man sich in ihnen nicht vorgestellt.

Der Gasthof, in dem sie einkehrten, ward von den hierbei strömenden Kindern belagert, und laut jubelte die junge Schaar, als sich die Musensöhne zum Fenster heraus legten, um die Huldigungen der gaffenden Menge zu genießen, und große Dampfvolken aus gewaltigen Pfeifen-Köpfen bließen, die an starken Kasterlangen Schlangenröhren angebracht waren.

Die Kleinen konnten sich nicht von dem noch nie gesehenen Schauspiele trennen, und werden wahrscheinlich noch lange über die beiden Herrn mit einander geschwätzt haben, die ihnen so viel Belustigung gewährten.

Mein Reisegefährte, mit dem ich mich hierüber unterhielt, freute sich sehr über die Schilderung des Studentenlebens in Leiden, und wünschte, daß es auch auf den teutschen Universitäten so aussehen möchte, indem dieses für die Wissenschaften die wohlthätigsten Folgen haben würde; und hierin hatte er gar sehr Recht, denn wie kann bei dem rohen schwelgerischen Leben der Geist mit Lust auf höhere und ernstere Dinge sich richten?

Und lassen wir einmal auch die intellektuelle Bildung, wie mag es um die moralische stehen? — Der Kenomist verwildert bei seinem akademischen Kurrikulum nicht selten für sein ganzes Leben, was sich in Wort und That kund giebt; auch sogar die Zartheit des Ausdrucks vertauscht er ja mit einer sogenannten Kraftsprache, zu deren Erlernung ein eigenes Wörterbuch nöthig ist. So mag die Freude wahrhaft groß sein, wenn der hochstudirte junge Mann im älterlichen Hause wieder ankommt, und die Proben seiner Ausbildung in dieser zarten Sprache von sich giebt.

Es ist aber in der That wahrhaft erfreulich, daß jetzt immer mehr der bessere Geist auf den teutschen Hochschulen Raum gewinnt, und daß gewiß nur noch ein kleiner Theil an den alten Rohheiten hängt, die vielleicht bald ganz schwinden werden, sobald man die von Mehreren ausgesprochene Tendenz des Universitätslebens: Freiheit, Ehre, Vaterland, allgemein zu würdigen versteht.

Auch mein junger Reisegefährte war einer von den braven Jünglingen, welche die Zeit auf der Hochschule ihrer intellektuellen und moralischen Ausbildung widmen, um dem Vaterlande die große Schuld abzutragen, die man ihm zu entrichten hat.

Es that mir leid, daß wir schon in Cleve angekommen waren, wo ich mich von ihm trennen mußte, da er hier der elterlichen Umarmung entgegen eilte.

In Amsterdam, wo ich den folgenden Abend ankam, herrschte ein allgemeiner Jubel über die Entfernung aller französischen Behörden; besonders aber hatten die Duanen, die sich etwas verspätet hatten, von dem Pöbel alle Schmach

nach Frankreich mit hinüber genommen, ja viele hatten zu dieser Zeit in Holland noch ihr Grab gefunden, da die Einwohner die ihnen von denselben abgenommenen Contrebande nicht vergessen konnten.

Um von dem stürmischen Volke nicht beleidigt zu werden, mußte Jedermann eine orangefarbene Kokarde tragen, und ob ich gleich in russischer Uniform reiste, so mußte ich doch, da ich einem Haufen halb betrunkenen Menschen begegnete, die mit einem ununterbrochenen Geschrei Orange hoven riefen, es mir gefallen lassen, daß mir von einer Fischerfrau eine Orange - Cocarde über meine russische aufgelegt wurde.

Bei dieser Gelegenheit konnte ich mir einen Begriff von der Gefahr, in welcher der Staat bei einer Revolution schwebt, machen, denn wenn der Pöbel sich in der Freude nicht zu mäßigen weiß, wie wird es dann erst bei einem Aufruhr aussehen, wo ihm zugleich Vortheil durch Raub und Plünderung winkt, wovon die französische Revolution das deutlichste Beispiel gegeben hat.

Haufenweise zog das Volk mit lautem Jubel durch die Stadt. Zwei Häuser, in denen man französische Commissairs verborgen glaubte, die aber die Nacht vorher noch glücklich entwischt waren, wurden beinahe gänzlich demolirt und alle Möbels darin zerschlagen, ohne daß die Polizei sich darein mischen durfte. Ich eilte so schnell, wie möglich, mich von diesen Patrioten zu entfernen, um nicht vielleicht noch Brüderschaft mit ihnen trinken zu müssen, und begab mich nach meiner Wohnung in der Mint, welchen Gasthof ich allen Reisenden in jeder Rücksicht empfehlen kann.

Der Wirth war ein biederer und unterhaltender Mann, weshalb ich manche Stunde in angenehmen Gesprächen mit ihm zubrachte.

Eines Morgens, als ich mich ebenfalls mit ihm unterhielt, sahe ich zwei sehr schöne Knaben, die sich zum Verwechseln ähnlich waren, mit ihren Büchern unter dem Arme aus der Schule kommen. Da die Aehnlichkeit so auffallend war, so machte ich den Wirth darauf aufmerksam und erfuhr von ihm, daß es Zwillingsbrüder und Söhne eines sehr reichen Kaufmanns wären, mit denen es aber, wie er mit einem satyrischen Lächeln hinzufügte, eine besondere Bewandniß haben sollte.

Die Mutter dieser beiden Knaben, erzählte er mir, ist die einzige Tochter eines reichen Banquiers aus R., welche ihr jegiger Mann bei einer Geschäftsreise kennen lernte, und obgleich er 15 Jahre älter war, als sie, bald zu seiner Gattin machte. Anfangs lebten sie in einer zufriedenen Ehe, da aber des Mannes heißer Wunsch, einen Erben seines Namens und seiner Reichthümer zu bekommen, nicht in Erfüllung ging, ob er gleich schon vier Jahre im ehelichen Bunde lebte, so senkte sich nach und nach der Thermometer seiner Liebe immermehr dem Gefrierpunkte zu, was die zärtliche Frau mit tiefer Wehmuth bemerkte. Sie weinte oft im Stillen heiße Thränen, daß der Himmel ihr das Glück versagte, ihren geliebten Gatten durch eine Frucht ihrer ehelichen Verbindung zu erfreuen. Mit stiller Wehmuth betrachtete sie die glücklichen Frauen, deren Mutterfreuden das Leben versüßten, und mit Vergnügen würde sie für diesen Genuß den größten Theil ihres Vermögens dahin gegeben haben.

Inbrünstig bat sie Gott um die Erhörung ihres innigen Wunsches, aber immer vergebens. Drei wunderniedliche Knaben, welche sie täglich an ihrem Hause vorüber gehen sahe, erregten ihr Verlangen immer lebhafter, und mit innigem Wohlgefallen sah sie den Kleinen nach, so lange das Auge sie erreichen konnte. Nach eingezogener Erkundigung erfuhr sie, daß sie die Söhne eines armen Mannes waren, der in der Nachbarschaft wohnte, und das Geschäft eines Kärners betrieb, wie man in Amsterdam die Leute nennt, die in allen Straßen vertheilt den Tag über in kleinen Kellern zubringen, alle Arten von Bestellungen in der Stadt annehmen, und dabei in dem Rufe der größten Ehrlichkeit stehen. Das Betragen des Kaufmanns gegen seine Gattin ward indessen immer kälter, und so das häusliche Glück immer mehr gestört.

Die Arme bot Alles auf, ihren unzufriedenen Gatten zu erfreuen, was ihr aber auf keine Art gelang, worauf sie denn das größte Opfer zu bringen beschloß, um seine Ruhe dadurch zu erkaufen. Eines Tages läßt sie in seiner Abwesenheit den Vater ihrer kleinen Lieblinge, einen gesunden wohlgebauten Mann zu sich kommen. Dieser, in der Hoffnung, eine Bestellung zu erhalten, eilt sogleich zu ihr, und fragt nach ihrem Befehle. Die arme Frau befindet sich in einer schrecklichen Lage, und lange kämpft sie mit ihrer Schamhaftigkeit. Sie beginnt ihre Rede mit Lobpreisungen über das Glück des Mannes, Vater von so lieben Kindern zu sein, und bemerkt mit dem innigsten Bedauern, daß ihr der Himmel nicht ein gleiches Glück beschieden habe, da ihre Ehe schon mehrere Jahre kinderlos sei. Es dauert lange, ehe sie dahin kommt, was sie dem Manne eigentlich zu sagen

Willens ist. Das weibliche Zartgefühl empört sich immer in ihrer keuschen Brust, denn nicht niedere Wollust ist es, die sie zu ihrem Schritte verleitet, sondern allein der sehnliche Wunsch, das Glück und die Zufriedenheit ihres Gatten zu bewirken. Als sie sich durch eine ansehnliche Summe das Versprechen der strengsten Verschwiegenheit von dem Manne erkauft hatte, gelang es ihr endlich, dem Natursohne, der die arme Geängstigte auch gar nicht verstehen wollte, ihren Wunsch begreiflich zu machen, und verspricht ihm tausend Gulden, wenn ein Sohn oder eine Tochter ihr Lebensglück verschönern würde. Nach einiger Zeit spürt die glückliche Frau, daß der Himmel ihre heißen Wünsche erhört hat und eilt, ihren Gatten davon zu benachrichtigen, der sich, in seiner Freude darüber nicht zu mäßigen weiß. Das eheliche Glück blüht vom neuen auf, durch die Hoffnung der seligen Vater- und Mutter=Freude, wodurch die längst gehegten Wünsche erfüllt werden sollten.

Groß war der Jubel, als die glückliche Frau, Mutter von zwei wohlgebildeten Knaben ward, und herzlich dankte der Vater dem Himmel für seinen Segen. Die Mutter zögerte nicht dem eigentlichen Vater ihrer Kinder die versprochene Belohnung in einer Staats=Obligation noch denselben Tag zuzusenden, befand sich aber doch bei aller ihrer Freude zugleich in der größten Unruhe, da sie die Entdeckung des Vorfalls fürchtete. Der ehrliche Kärner aber nahm ruhig sein Geld in Empfang, und das Geheimniß blieb im Innersten seines Herzens verborgen. Die beiden Knaben wuchsen indessen zur Freude ihrer Eltern immer mehr heran, und zeichneten sich durch ihre Schönheit und Lebhaftigkeit vor allen ihren Gespielen aus.

Nachdem sie ihr 8tes Jahr erreicht hatten, wurden sie dem Unterrichte eines Privatlehrers übergeben, wohin sie ihr Weg jeden Morgen vor dem Keller des Kärners vorbeiführte, dem sie beide das Leben zu verdanken hatten.

Von diesen wurde der eine der beiden Knaben stets mit den Worten bewillkommt: Guten Morgen, junger Herr, indeß der andere ganz vertraulich bei seinem Taufnamen genannt wurde, weshalb sich endlich der eitle Kleine beleidigt fühlte, da er seinem Bruder im Range nicht nachzustehen glaubte. Er beschwert sich daher in seiner kindlichen Einfalt über die Vertraulichkeit des Mannes bei seiner Mutter, welche, so unbedeutend und kindisch auch die Klage des Knaben schien, dennoch unruhig dabei wurde, indem sie so die mögliche Entdeckung ihres Geheimnisses fürchtete. In ihrer Angst nimmt sie zu dem Aeußersten ihre Zuflucht und läßt den Kärner, der ihr einen so wichtigen Dienst geleistet, seit dieser Zeit, aber sich nicht wieder in ihrer Nähe hatte blicken lassen, zu sich kommen, um Aufklärung über sein Benehmen gegen ihre Söhne zu erhalten. Der Kärner erscheint und erwiedert, nachdem er die Ursache seiner Eibadion erfahren ganz kaltblütig: Ja Madame, Sie haben mir für die Zeugung eines Kindes 1000 fl. versprochen, die ich auch richtig ausgezahlt erhielt; da sie nun aber Mutter von 2 Kindern geworden sind, so gehört das eine mir an, indem ich über dieses meine Vaterrechte noch nicht abgetreten habe. Einwendungen dagegen waren hier nicht rathsam, und die arme Frau sah sich genöthigt, ihr zweites Kind um demselben Preis zu kaufen, als es beim ersten der Fall gewesen war, um ihren Mann das doppelte Vaterrecht zu sichern. Der Kärner streicht ruhig sein Geld zusammen, nimmt ehr-

erbietig seinen Abschied, und beehrt von nun an die beiden Knaben mit dem Gruße: meine Herrn.

Ein Fall wie dieser, wo die Zeugung eines Menschen merkantilisch behandelt wurde, war mir bisher noch nicht vorgekommen, und ich hielt das Ganze anfangs für einen lustigen Schwank, jedoch wurde mir späterhin von einem Freunde der Wahrheit der Geschichte verbürgt, mit der Bemerkung, daß sie durch ein Kammermädchen, welche einen unberufenen Zeugen abgegeben hatte, ins Publikum gekommen sei. Zum Glück war das Gerücht nicht zu den Ohren des Mannes gelangt, der in seinem glücklichen Wahne, Vater von zwei hoffnungsvollen Söhnen zu sein, seine Gattin mit der größten Zärtlichkeit behandelte, was sie auch verdiente, da sie seiner Ruhe ein so großes Opfer gebracht hatte.

Einige Jahre darauf war er, wie ich später nach meiner Zurückkunft aus Ostindien erfuhr, mit dem Froste gestorben, seinen Namen und seine Reichthümer auf sein eigenes Blut zu vererben. Die hinterlassene Gattin hatte unterdessen wieder geheirathet und von ihren beiden Söhnen war das Geschäft nach H. verlegt worden, wo sie noch jetzt, so viel ich weiß, als glückliche Männer leben.

Ob ich gleich Gelegenheit hatte, Amsterdam, wie früher bei meiner ersten Reise nach Holland in mancher Rücksicht von einer vortheilhaften Seite kennen zu lernen, vorzüglich was die Erziehung der Jugend betrifft, so fand ich doch durch eine Sittenlosigkeit und eine Frechheit, wie ich sie in keiner andern Seestadt angetroffen habe, weshalb ich einen jeden Reisenden zur Vorsicht ermahne, wenn ihn des Abends

sein Weg durch abgelegene Straßen führt. Wer weiß, welches schreckliche Loos auch mich getroffen haben würde, wenn mich nicht ein Zufall gerettet hätte.

Eines Abends hatte ich mich bis 11 Uhr in einer Gesellschaft verspätet, und mußte, um nach meiner Wohnung zu gelangen, eine schmale Gasse passiren. Ich hatte mich in meinen Mantel gehüllt, und ging in Gedanken vertieft, meines Wegs, als ich mich auf einmal von vier frechen Dirnen umringt sahe, welche mich mit Gewalt durch die geöffnete Thür eines Hauses schleppten. Der unerwartete Überfall machte mich unfähig, kräftigen Widerstand zu leisten, und ehe ich mich noch recht besinnen konnte, befand ich mich in einer großen Stube, deren Thür ich hinter mir verriegeln hörte.

Ich blieb nicht lange in Ungewißheit, daß dieß die Wohnung von Seelenverkäufern war, welche ihr schändliches Gewerbe in Holland, vorzüglich aber in Amsterdam mit der größten Frechheit trieben.

Das ausgelassene Geschrei mehrerer Betrunknen, welche ihre zarten Liebkosungen an halb entkleidete Dirnen versenkten, schallte mir sogleich entgegen. Ein feistes weibliches Wesen stand hinter einem Schenktisch, von welcher aus die keuschen Schönen den Becher wacker unter die gefangenen Opfer kredenzt. Auch mich beehrte Eine derselben mit einem großen Glas Brantwein, indeß die Andern mir ihre liebevollen Gesinnungen auf eine andere Art begreiflich zu machen suchten. Ich arbeitete mit Händen und Füßen, um mich der schamlosen Geschöpfe zu erwehren, aber erst als man mir den Mantel, in den ich gehüllt war,

von den Schultern gerissen hatte, kam ich zum freien Gebrauch meiner Fäuste, die ich wacker gebrauchte, und rechts und links spielen ließ. Blutströme aus Aller Nasen kündigten bald den glücklichen Erfolg derselben an; aber nun erhob sich auch ein Zetergeschrei, welches vier baumstarke Kerle, mit tüchtigen Knütteln versehen, aus dem Nebenzimmer herbeilockte.

Jetzt schien mein Untergang gewiß, aber mein Schutzgeist wachte. Ich war zum Glück mit zwei doppelläufigen Sackpistolen versehen, die ich aus Fürsorge zu mir gesteckt hatte, weil ich spät nach Hause zu kommen glaubte. Diese zog ich jetzt hervor, hielt sie den grimmigen Kerlen entgegen, und schrie ihnen zu: daß ich den Ersten, der sich mir nahen sollte, niederschießen würde; dieses wirkte. Das hatten die Kerls nicht erwartet, und betroffen standen sie da. Ich benutze diesen Augenblick und gehe rückwärts mit vorgehaltenen Pistolen der Thüre zu, schiebe flugs den Riegel zurück, und befinde mich so wieder im Freien.

Jetzt erst bemerke ich, daß mein Mantel fehlt, und um auch diesem die Freiheit wieder auszuwirken, rufe ich mit der ganzen Kraft meiner Stimme in das Haus hinein, und fordere mein Eigenthum mit der Drohung zurück, die Nachtpatrouille zu erwarten, wenn man mich nicht augenblicklich zufrieden stelle.

Diese Drohung hatte die gewünschte Folge; denn sogleich kam die dicke Kupplerin heraus getrippelt, und warf mir meinen Mantel zu. Nun erhob sich in der Mördergrube ein dumpfes ängstliches Schreien, woraus ich schloß, daß man die Unglücklichen, die ich in den Schlingen der Wollust

erblickt hatte, in unterirdische Sicherheit zu bringen bemüht war, weil man wahrscheinlich fürchtete, daß ich den Vorfall nicht verschweigen, sondern Anzeige davon machen würde. Die armen Menschen, die auf eine schreckliche Weise aus ihrem Taumel erwachen mußten, dauerten mich, aber ich allein konnte nicht helfen; jedoch entschloß ich mich zum Rettungsgang. Ich eilte schnell nach meiner Wohnung, wo ich meinen Wirth noch wachend fand.

Mein bleiches und entstelltes Gesicht sagte ihm sogleich, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein mußte.

Ich erzähle ihm in aller Schnelligkeit, was mir begegnet war, und bitte ihn um seinen Rath, jene unglücklichen Schlachtopfer zu retten. Erstaunt über meine Erzählung schickt dieser sogleich nach dem benachbarten Polizeikommissair.

Unterdessen erzählte er mir mehrere Beispiele von dem Verschwinden mehrerer fremden Personen, die, wie man später erfahren, an den Angekruthen der Wollust sich gefangen, und so Freiheit und Lebensglück für immer verloren hätten.

Zum Glück, fügte er hinzu, waren Sie gerade mit Pistolen versehen, denen Sie es allein zu verdanken haben, daß Sie noch als freier Mann vor mir stehen. Aus einem Säbel machen sich die Kerle nichts, da sie diesen mit ihren Knitteln auszupariren verstehen. Man würde Sie bald übermannt und geknebelt in ein unterirdisches Behältniß gebracht haben, wo sie dann nur Zeit gehabt hätten, traurige Monologe zu halten, und über Ihre schreckliche Lage nachzudenken. Die Pistolen allein haben diese Kannibalen abgeschreckt, ihren Streich auszuführen, da sie nicht sowohl die

Gefahr, erschossen zu werden, als vielmehr den Knall fürchten, welcher nothwendiger Weise Aufmerksamkeit erregen, und die Wachen herbei locken mußte.

Bald darauf erschien der Polizeikommissair, den ich von dem ganzen Vorfalle unterrichtete, und der mich sodann ersuchte, mit ihm zu gehen, und das gefährliche Haus ihm zu zeigen.

Zehn Mann gut bewaffneter Leute folgten uns, und so wurde das Haus förmlich belagert. Der Kommissair pochte an die Thür, aber nichts rührte sich; Alles war still, so daß ich anfangs glaubte, ein unrichtes Haus angegeben zu haben, doch als ich mir noch einmal Alles genau besah, wurde ich überzeugt, daß ich mich nicht geirrt hatte. Auf meine Versicherung, daß hier und nirgends anders die Mördergrube sei, pochte der Kommissair heftiger, worauf endlich von oben herab eine kreischende Stimme nach der Ursache eines solchen Lärmes fragte. Die Polizei wünscht aufgemacht zu haben, erscholl es von unten herauf, und sogleich wurden Anstalten gemacht, diesen Wunsch, der wohl als Befehl gelten mochte, zu erfüllen.

Eine alte Frau, die ich aber früher noch nicht wahrgenommen hatte, kam die Treppe herab und öffnete die Thür. Auf ihre ängstliche Frage, was den Herrn beliebte, erhielt sie keine Antwort, und sogleich ward zur Untersuchung geschritten. Vier Mann von der Wache blieben am Hause stehen, und die übrigen mit dem Polizeikommissair führte ich nach der Stube, in welcher mir vor $1\frac{1}{2}$ Stunde, so viel Gefahr gedroht hatte. Doch das Nest war leer, die Vögel waren ausgeflogen, nur Spuren von betrunkenen Menschen waren

waren überall zu erblicken. Da wir aber die Ursachen dieser Wirkungen suchten, so war unser Geschäft hier beendigt, und wir traten daher unsern Marsch nach der Oberstube an, wo wir den dicken weiblichen Drachen, der den Schenkisch behütet und besorgt hatte, und auf welche ich den Kommissair sogleich aufmerksam machte, im Bette liegend antrafen.

Ein alter Mann mit einer Schurkenphysiognomie trat uns entgegen, und fragte trotzig nach der Ursache eines so späten Besuchs. Kennt ihr diesen Herren hier, fragte der Kommissair, auf mich zeigend, mit ernster Stimme die saubere Frau, welche, nachdem sie sich in die Höhe gerichtet hatte, mit der größten Frechheit zur Antwort gab, daß sie mich im Leben noch nie gesehen hätte, und daß überhaupt solche vornehme Leute zu so armen Bürgerleuten, wie sie wären, niemals kämen.

Ich war außer mir über die dreiste Lüge der frechen Unholdin, die sich noch dazu über das Unrecht beklagte, sie aus dem Schlafe gestört zu haben. Der Kommissair merkte, daß hier nichts zu erfahren sein würde, und nöthigte daher ihren alten Gesellschafter, alle Zimmer und Keller des Hauses zu öffnen.

Hierdurch wurde ich beruhigt, da ich sicher glaubte, daß wir so gewiß zum gewünschten Resultate gelangen würden. Das ganze Haus ward nun durchsucht, aber nirgends war eine Spur zu finden. Nachdem wir uns auf der Oberwelt umgesehen hatten, wollten wir nun auch die Geheimnisse der Unterwelt kennen lernen. Die Keller wurden geöffnet, aber auch hier war zu meinem größten

Erstaunen nicht das Geringste, als etwa Kartoffeln zu finden.

Der Kommissair wunderte sich, und ich ärgerte mich nicht wenig, die Wahrheit meiner Aussagen auf diese Weise nicht darthun zu können. Ich erklärte nun gerade zu, daß hier ein Einverständniß mit den benachbarten Hausbesitzern statt finden müßte, und man sehr wohl thun würde, die Wirthin zum Geständniß zu zwingen.

Hierzu wollte sich aber der Kommissair nicht verstehen, unter dem Vorwande, keine Spur eines Verdachtes vorgefunden zu haben, und so war diese Untersuchung beendet, worauf ich mich meinen Begleitern empfahl und verdrießlich in meine Wohnung zurück ging.

Mein Wirth erklärte mir am folgenden Morgen, nachdem ich ihm das Resultat der Untersuchung erzählt hatte, daß in dem Hause wahrscheinlich nur Bier und Brantwein geschenkt würde, und daß sich lieberliche Dirnen im Dienste der Seelenverkäufer als Lockvögel für junge Leute in mehreren solcher Häuser einfänden, welche, wenn man sie in dem erwünschten Zustande sähe, ohne Aufsehen in ein Boot getragen, und nach dem Schiffe gebracht würden, das sie dann ihrer jammervollen Bestimmung entgegen führte.

So schändlich nun dieser Menschenfang ist, so ist er doch für die ostindische Compagnie, in deren Dienste die Seelenverkäufer stehen, als auch für arme Leute, die sich wegen Mangel an Unterhalt genöthigt sehen, als Matrosen oder Soldaten nach Ostindien zu gehen, vortheilhaft. Die Seelenverkäufer nämlich unterhalten Letztere so lange,

bis die Compagnie dergleichen verlangt, und erhalten dann eine Anweisung auf 150 Gulden, welche den Verkauften nach und nach an ihrem Lohn abgezogen werden. Verkauft sich nun Niemand freiwillig, so werden andere Mittel ergriffen, die nöthigen Mannschaften zu erlangen. Daß dieß aber oft auf die empörendste Weise geschieht, wird von der Gesellschaft nicht berücksichtigt. — Da sich nun seit dieser Zeit die Nachricht verbreitete, daß die holländisch-ostindischen Besitzungen von den Engländern, welche dieselben seit 5 Jahren in Besitz genommen hatten, wieder zurück gegeben werden sollten, so erwachte in mir der Wunsch, in den Dienst der ostindischen Compagnie zu treten, und ich wendete mich daher in dieser Absicht an mehrere große Handlungshäuser, welche früher Einfluß bei den Anstellungen gehabt hatten.

Regelmäßig ging ich nun täglich an die Börse, um daselbst die neuesten Nachrichten über den neu zu eröffnenden Handel nach Indien zu erfahren, doch blieb darüber ein stetes Geheimniß, und ein bloßes Gerücht sagte aus, daß die vormalige Compagnie ihre Privilegien über den Handel nicht wieder bekommen würde, die Republik aufgehoben, und der König als Souverain in dem Haag von dem Staaatsrathe und den Volksdeputirten bereits anerkannt wäre.

Um Gewißheit zu erhalten, entschloß ich mich, selbst nach dem Haag zu reisen, und fuhr über Harlem und Leiden dahin ab.

Es war ein schöner Morgen, als ich meine Fahrt auf der Treckschuit antrat; ein balsamischer Duft verbreitete

sich von den vielen Blumenbeeten aus den an den Ufern des Kanals angränzenden Gärten herüber.

Ich befand mich in dem ersten Roof (Ruhf), einem besondern Kabinette, welches auf jedem Treckschuit, außer dem großen Zimmer für alle Reisenden zusammen, nur für solche Personen angebracht ist, welche allein sein wollen. Ob dieses gleich schon von einer Gesellschaft von vier Herren gemiethet war, so erlaubten mir dieselben doch, darin bei ihnen Platz zu nehmen.

Ich wurde bald mit ihnen bekannt, rauchte mit ihnen meine thönerne Pfeife bei einer Kanne Thee um die Wette, und enthielt mich anfangs alles Fragens, weil ich wußte, daß die Holländer keine Freunde von vielen Antworten sind.

Bei unserer Ankunft in Harlem, wo wir unser Frühstück einnahmen, erfuhr ich von dem Wirth, auf meine Erkundigung nach dem Charakter derselben, daß der Eine der Staatsrath H., der Andere ein Stadtdeputirter von Amsterdam war, und daß die beiden andern Herren sie als Sekretaire begleiteten.

Da ich es für einen glücklichen Zufall ansah, Männer von so bedeutendem Ansehen kennen zu lernen, so benutzte ich die erste Gelegenheit des Gespräches, um mich bei ihnen nach dem neu zu errichtenden Handel nach Ostindien zu erkundigen, wobei ich erfuhr, daß nach geschehener Uebernahme der Colonien eine Flotte mit Truppen nach Java abgehen würde.

Meine Frage, ob bei dem Civil auch Ausländer dahin angestellt werden könnten, wurde von dem Staats-

rathe mit Nein! beantwortet, mit dem Beifügen, daß es viele brotlose Eingeborne gäbe, die erst versorgt werden müßten, bevor man an Fremde denken könnte.

Ich fühlte, daß der Staatsrath Recht hatte, und daß es sogar löblich sei, vor Allen auf die Landesfinder Rücksicht zu nehmen, da ihnen die ersten Ansprüche auf Versorgung zukommen, sah aber auch zugleich ein, daß unter solchen Umständen für mich keine Hoffnung sein könnte, und schwieg daher lieber still.

Im Haag trennte ich mich von der Gesellschaft, und hielt auf die Empfehlung des Schiffers auf der Vier Kai in dem Schifferhause des Herrn Staaß meinen Einzug.

Ich erwähne dieses Mannes deshalb, weil das Gefühl der Dankbarkeit mich dazu nöthigt, öffentlich einen Namen zu nennen, der mir unvergeßlich sein muß.

Während meines dreimonatlichen Aufenthalts in seinem Hause, litt ich nämlich an einer gefährlichen Augengeschwulst, wobei mein rechtes Auge sicherlich verloren gewesen wäre, wenn mir nicht der Himmel in meinem braven Wirth und seiner würdigen Hausfrau freundliche Engel gesandt hätte, die mit wahrhaft älterlicher Sorgfalt mich warteten und pflegten.

Obgleich in den ersten drei Tagen der Krankheit Tag und Nacht alle Viertelstunden erweichende Umschläge um das kranke Auge gelegt werden mußten, und ich daher beständig der wartenden Hand bedurfte, so wollten doch die Edeln aus Pflichtgefühl mich keiner fremden Person anver-

trauen, sondern übernahmen selbst das beschwerliche Geschäft, an meinem Krankenlager zu sorgen und zu wachen, und sahen es als die süßeste Belohnung an, wenn sie von Tage zu Tage bemerkten, daß ihre Mühe nicht fruchtlos war. Ich war tief gerührt über einen solchen Edelmuth, der sich selbst vergift, in dem Streben, Andern zu helfen in der Noth. Oft vergoß ich Freudenthränen, wenn die Braven an mein Lager traten, und mit theilnehmender Liebe nach meinem Zustande fragten; ich konnte ihnen nur dankbar die Hände drücken, und den Segen Gottes auf sie herabwünschen, wenn mir ihre Sorgfalt täglich Linderung verschaffte. Hier fand ich ihn, den braven Samariter, wie ihn Christus selbst so schön und herrlich schildert, denn ohne auf Belohnung rechnen zu können, that das edle Paar, was nur möglich war. Hier wuchs mein Glaube an die Menschheit und an das bessere Ich derselben, das aber freilich nur bei Wenigen zu erkennen ist. Denn was ist wohl meistens der Hebel, der die rettende Hand in Bewegung setzt? ist es wohl öfters etwas anders, als schnöder Eigennutz, der das Kapital mit Interessen zurückverlangt? Hier aber war dieser Hebel reine Menschenliebe, da ich als ein Fremder, der nicht in den glänzendsten Umständen war, so herrliches Erbarmen fand. Gottes Segen möge die Guten stets beglücken! Ach entzückend ist das Gefühl der Theilnahme, vorzüglich wenn man sie unter ganz fremden Menschen findet, wenn man fern ist von den Lieben in der Heimath, fern von der zärtlichen Sorgfalt, die dort für uns wachte. Gäbe es doch recht viele Menschen, die einen hilflosen Fremden die zärtliche Eltern- und Geschwisterliebe ersetzen, die im fer-

nen Vaterlande zwar für sie lebt, aber hier nicht zu helfen vermag.

Gewiß würden Viele barmherziger werden, wenn sie selbst einmal in die Lage kämen, wo die Hülfe eines fremden Mitbruders ihnen tröstend an die Seite träte, doch man warte nicht erst darauf, sondern helfe wo man kann, und denke, daß ja Geben erfreulicher sei, als Nehmen.

Sobald ich von meinem Uebel geheilt war, ließ ich es mein erstes Geschäft sein, mich bei der obersten Militairbehörde wegen meines Aufenthaltes im Haag zu melden. Von hier aus ward ich an den russischen Gesandten gewiesen, in welchem ich zu meiner innigsten Freude den Generallieutenant von Phul wiederkannte, welchen ich in Petersburg öfters gesehen hatte, und der durch seinen Rath im Senate, Moskau zu zerstören, der Retter von Rußland geworden war.

Bei meinem Eintritt in sein Zimmer, kam mir derselbe mit der ihm eigenen Freundlichkeit entgegen, und nachdem ich ihm mein Anliegen mitgetheilt hatte, wurde ich von ihm auf den andern Tag zur Mittagstafel eingeladen.

Der Gesandte war ein großer starker Mann, dabei lag in seinem Aeußern so viel Zutrauen Erweckendes, als ich in der ganzen Laufbahn meiner Lebensjahre nur noch bei einigen wenigen Menschen es gefunden habe, weshalb ich mich schon auf den folgenden Tag freute, der mich wieder in seine Nähe brachte.

Zur bestimmten Zeit fand ich mich in seinem Hause ein, und fand hier außer dem Gesandten und seiner lebenswürdigen Gemahlin noch einen russischen Legationsrath, nebst dessen Gattin, und einen russischen Obrist, eine Gesellschaft, in welcher man sich nur wohl befinden konnte.

Ich hörte hier verschiedene Anekdoten und Vorfälle, die sich bei dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland zugetragen hatten.

Unter andern erzählte der Obrist einen ihm selbst widerfahrenen Glücksumstand.

Ich wurde, hub er an, durch eine erhaltene Schußwunde in den Schenkel außer Stand gesetzt, bei meinem Regimente zu bleiben, und erhielt von dem Feldmarschall Kutusow die Erlaubniß, mich nach Petersburg zu begeben, und mich daselbst curiren zu lassen. Der Zufall hatte es gefügt, daß die Kosaken einen französischen Kriegskommissair den Tag zuvor zu Gefangenen gemacht und bei dieser Gelegenheit zugleich einen sehr bequemen Reisewagen erbeutet hatten, den ich mir zu meiner Reise wünschte. Ich gab daher meinem Bedienten den Auftrag, denselben für mich zu kaufen, was ihnen auch für 300 Rubel in Banknoten gelang, worauf ich meine Reise sogleich antrat, und nach 10 Tagen in Petersburg ankam.

Nach Verlauf von 2 Monaten, nachdem ich wieder gänzlich hergestellt war, faßte ich den Entschluß, wieder zu meinem Regiment zu reisen, und gieng daher selbst nach der Kemise, in der mein Wagen aufgestellt war, um

mich zu überzeugen, ob sich alles im besten Zustande befände.

Bei dieser Ocularinspection fiel mir, was ich früher nicht bemerkt hatte, auf, daß die Seitentheile der Hinterseite des Wagens ungewöhnlich stark waren. Ich kam so gleich auf die Vermuthung, daß sich hier vielleicht verborgene Fächer zur Aufbewahrung wichtiger Papiere befinden könnten, und nahm eine Untersuchung damit vor.

Eine kleine Erhöhung, welche ich durch das Gefühl bemerkte, bestärkte meine Vermuthung, und ich ward immer neugieriger. Ich ziehe einige gelbe Zwecken, womit die Borden befestiget waren, heraus, und finde einen messingern Schieber, der sich durch den Druck auf eine Feder zurück schob, worauf die ganze Seite sich öffnete, und meine Vermuthung zur Gewißheit wurde. Doch wie freudig ward ich überrascht, als ich 6 Rollen erblickte, wovon jede mit 100 Stück Napoleonsb'or gespickt war. Eilig wendete ich mich auf die andere Seite, um auch hier einen verborgenen Schatz zu Tage zu fördern, und wer beschreibt meine Freude, als mir 6 ähnliche Rollen in die Hände fielen. Ich sah es als Fügung Gottes an, daß ich nach einem zweimaligen Verlust meiner Equipage auf eine solche Weise durch die Feinde selbst entschädigt wurde. Ich zweifle nicht, fuhr er fort, daß vielleicht noch jetzt in manchem erbeuteten Wagen Reichthümer verborgen sind, wovon der Besizer keine Ahnung hat.

Nach aufgehobener Tafel hatte ich noch Gelegenheit mit dem Gesandten allein zu sprechen, und entdeckte ihm dabei meinen Wunsch, in Niederländische Kriegsdienste zu

treten, wobei ich die Bitte um seine Protection bei den Kriegsminister J. mit beifügte.

Sehr gerne würde ich Ihnen dazu behülflich sein, erwiderte er mir, wenn ich mit dem Minister J. in freundschaftlicheren Verhältnissen stände. Wie ich aber jetzt mit ihm stehe, so dürfte wohl eine Empfehlung von meiner Seite bei ihm ihre Wirkung verfehlen.

Sollte übrigens die Expedition noch nach Java abgehen, so würde ich Sie meinem Schwager dem Staatssekretair van der Capellen, der als General-Gouverneur dahin abgesandt werden wird, bestens empfehlen, sobald Sie Lust haben, bei diesem Corps angestellt zu werden.

Ich nahm das Anerbieten des Gesandten mit Freuden an, und zweifelte nicht an einem glücklichen Erfolge, da der Staatssekretair van der Capellen ein sehr einflußreicher, mächtiger Mann war, der das Zutrauen des Königs im vollen Maaße besaß, weil er ihm und dem Staate wichtige Dienste geleistet, und zu den Zeiten Napoleons seine Anhänglichkeit an die alte Verfassung dadurch bewiesen hatte, daß er keine Dienste unter Letzterem nahm, was bei ihm um so eher anging, da er durch sein bedeutendes Privatvermögen unabhängig sein konnte.

Aus besonderer Achtung ernannte ihn daher der König Wilhelm zum Kolonienminister und dann zum außerordentlichen Staatssekretair, bis er sich endlich zum Generalstatthalter aller niederländischen Colonien in Asien empor schwang.

Nachdem ich meine dankbaren Gefühle vor dem Ge-

sandten ausgesprochen hatte, empfahl ich mich seiner fernern gnädigen Gefinnungen, und begab mich von hier aus auf die Post, um zu erfahren, ob von Hamburg aus Briefe an mich angekommen wären, worin ich auf glückliche Nachrichten hoffte. Aber vergebens, eine Zeit nach der andern verging, und ich erfuhr nichts von dem Schicksal meiner Habe, wovon sich der größte Theil unter der Ladung des Schiffes Maria Theresia befand, über das ich seit 6 Monaten keine Nachricht von dem Hamburger Handelshause hatte.

Ein anderer Theil meines Vermögens war in den Händen desselben Hauses, indem ich die Baumwolle aus Amerika, die durch den Ausbruch des letzten englisch-amerikanischen Kriegs auf 100 pro Cent gestiegen, und um diesen Preis verkauft worden war, zu seiner Verfügung nach London gesandt hatte. Demungeachtet aber erhielt ich von demselben keine Unterstützung, und wurde ohne weitere Berücksichtigung meinem eigenen Schicksale überlassen, das nicht das glänzendste zu werden schien, da ich keine Hülfquellen mehr in den Händen hatte, und ich nicht wissen konnte, wie lange meine immer noch zweifelhafte Anstellung sich noch verzögern würde.

In dieser bedrängten Lage sahe ich mich genöthigt, mich an meine Brüder in Naumburg zu wenden, welche mich sogleich treulich unterstützten und in den Stand setzten, einen bessern Zeitpunkt abzuwarten.

Ich ward nun wieder ruhig in meinem Innern, und empfand die wunderbare Kraft, welche das Geld auf das Herz des Menschen äußert, und wodurch es

ein Heilmittel wird für so manche Krankheiten, weshalb es wirklich zu bebauern ist, daß es die Aerzte noch nicht unter die Zahl ihrer Medikamente haben aufnehmen können.

Der Aufenthalt im Haag ward mir nun angenehmer, und ich suchte daher die Stadt genauer kennen zu lernen. Ein großer Vorzug derselben ist, daß sie höher und trockener liegt, als die meisten andern Städte Hollands, was einen vortheilhaften Einfluß auf die Gesundheit äußert, Die vielen herrlichen Gärten gewähren einen freundlichen Anblick, und machen die Umgebungen besonders reizend. Die breiten mit hellfarbigen Steinen gepflasterten Straßen werden vorzüglich durch hohe Baumgänge geziert. Lachende Wiesen und freundliche Landhäuser ergötzen das Auge, während die vielen Fahrzeuge in dem breiten Kanale an der einen Seite der Stadt einen großartigen Anblick gewähren.

Unter den öffentlichen Kaffeehäusern, welche meistens sehr gut eingerichtet sind, ist besonders eins unter dem Namen der gläserne Kasten bekannt.

An mannigfaltiger Unterhaltung fehlt es hier nie, da dieser Ort sehr fleißig, am meisten aber von Offizieren besucht wird, welche sich jeden Morgen vor der Parade hier versammeln, um ihr Frühstück einzunehmen. Schon öfters war ich hier gewesen, und hatte stets einen Mann in Civil-Kleidung angetroffen, der durch sein pathetisches Aeußere sich vor allen Anwesenden auszeichnete.

Meine Neugier wurde rege, und ich fragte deshalb einen Kellner nach seinem Charakter und Namen. Es ist der Colo-

nel Bojons, erhielt ich zur Antwort, welcher jetzt zum zweiten Male nach Ostindien geht, wo er früher schon 12 Jahre gewesen ist. Diese Nachricht war für mich eine freudige Ueberraschung, da ich von ihm Auskunft über den Dienst in Ostindien zu erhalten hoffte.

Da ich aber wohl wußte, daß man durch Zubringlichkeit einen Fremden eher von sich stößt, als sich ihm nähert, so wartete ich auf eine schickliche Gelegenheit, ein Gespräch mit ihm anknüpfen zu können, und diese fand sich schon am andern Morgen.

Stets hatte ich nämlich bemerkt, daß der Colonel immer auf einem und demselben Armstuhle saß, welcher an einem Vorderfenster der Gaststube befindlich war, von wo aus man die schönste Aussicht nach der Straße hatte.

Ich fand mich etwas früher, als gewöhnlich, in dem Gasthause ein, und fand den Stuhl, der mir als Einleitung zu dem Gespräche mit dem Colonel dienen sollte, noch unbesezt. Ich nahm ihn nun sogleich in Beschlag, und da ich ihn äußerst bequem fand, so konnte ich es dem Colonel nicht verdenken, daß er ihn zu seinem Lieblinge erkohren hatte.

Eine halbe Stunde war beinahe verflossen, in welcher ich mich mit dem Inhalte der neuesten Zeitungen beschäftigte, als mit dem Glockenschlag 9 Uhr der Colonel ins Zimmer trat. Er war heut in Uniform, und ich ebenfalls, weil ich so seine Aufmerksamkeit eher auf mich zu ziehen hoffte.

Ich stand sogleich von meinem Stuhle auf, aber nur

mit einer leichten Verbeugung erwiderte er meinen Gruß, und ging wie es schien verdrießlich nach einem andern Plage.

Als ich aber auf ihn zuing, und ihn bat, seinen gewöhnlichen Platz wieder einzunehmen, heiterte sich auf einmal sein Gesicht auf, und nach einer kleinen scheinbaren Weigerung war der Stuhl wieder mit seiner Person ausgefüllt.!

Mein Zweck war erreicht, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, und meine erste Frage an ihn war, mich zu erkundigen, an welche Behörde ich mich wohl zu wenden hätte, um eine Anstellung bei den nach Ostindien bestimmten Truppen zu erhalten.

Da müssen Sie sich auf dem Bureau des Colonel Bosch melden, erwiderte er mir, der von dem Minister S. den Auftrag zur Organisation dieser Expedition erhalten hat, und so jeden Offizier bei dem Minister in Vortrag bringt.

Desters war ich bereits bei dem Russischen Gesandten gewesen, welches dem Minister gewiß nicht entgangen war, da die Wohnungen der fremden Gesandten stets von den Ministern sorgfältig beobachtet werden; ich war daher nach dem, was ich vom Gesandten gehört hatte, in banger Ahnung, meine Hoffnung, eine Anstellung zu erhalten, nicht erfüllt zu sehen.

Der Colonel Bojons war, wie ich im Laufe unserer Unterhaltung, die er sehr gut zu beleben mußte, bemerkte, ein erfahrener Mann, hatte bereits 30 Jahre gedient, und

sich vom gemeinen Soldaten bis zu seiner jetzigen Würde empor geschwungen.

Ohne im Geringsten auf seine Verdienste stolz zu sein, erzählte er mir, daß er bei dem ersten Einfall der Franzosen ins holländische Gebiet als Sergent so glücklich gewesen wäre, in einem Gefechte die Fahne seines Bataillons zu retten, und dadurch zum Offizier ernannt zu werden. Doch verdankte er, wie er sagte, sein nun schnelleres Avancement hauptsächlich seinem 12jährigen Aufenthalte in Ostindien, wo er es, unterstützt durch die große Sterblichkeit bei dem Militair, in 11 Jahren vom 2ten Lieutenant bis zum Colonel gebracht hatte.

Dort ist es mir, fügte er hinzu, wohl gegangen, und ich wäre nie nach Europa zurückgekommen, wenn Java nicht an die Engländer, die mit einer Macht von 15,000 Mann daselbst landeten, verloren gegangen wäre. Jetzt aber nachdem der Sturm vorüber ist, der die ganze Welt aus ihren Angeln zu reißen drohte, habe ich mich wieder engagirt, um mit der ersten Expedition nach Java abzugehen. Nach einer 6jährigen Dienstzeit daselbst ist es mir vergönnt den Abschied zu fordern, und erhalte so die Hälfte meines indianischen Tractaments als Pension, was eben so viel beträgt, als der Gehalt eines hiesigen Colonels. — Auf meine nähere Erkundigung über die Verhältnisse des Militairs in Ostindien erfuhr ich, daß ein gemeiner europäischer Soldat täglich 14 Stüber und 1/2 Pfd. Fleisch, monatlich 40 Pfd. Reis, 6 Kannen Arak, 24 Loth Kaffee, 8 Loth Pfeffer nebst 4 Pfund Salz, der Corporal dieselben Rationen und 18 Stüber den Tag, der

Sergent 24 Stüber, und der Sergent-Major 30 Stüber nebst benannten Rationen erhielt. Der 2te Lieutenant erhielt nach seiner Schilderung monatlich 96 Rupeen, der erste Lieutenant 118, der Kapitain 218, der Major 296, der Lieutenant Colonel 390, und der Colonel 500 Rupeen (1 fl.) mit dem Abzug für Wittwen- und Pensionskasse, aber ohne Rationen. — Daß dieses dem Anscheine nach hohe Tractament vielleicht manchen jungen Mann verleitet, bemerkte der Colonel, hier Kriegsdienste zu nehmen, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, da die Gemeinen besonders noch 10 Dukaten Handgeld bekommen, und die Offiziere nach ihren Graden eine Gratifikation von 300 bis 1000 holländischen Gulden vor ihrer Abreise erhalten.

Diese Bedingungen waren nun alle äußerst angenehm, und ich versicherte dem Colonel, daß ich mich glücklich schätzen würde, hier eine Anstellung zu finden, worauf er mir sagte, daß wenn ich heute noch zum Colonel Bosch gehen wollte, ich dieß jetzt thun müsse, da ich ihm in dieser Stunde am gelegtesten kommen würde.

Ich nahm daher sogleich Abschied von ihm, und mit einer Herzlichkeit, die ich ihm bei seinem ernststen Ansehen nicht zugetraut hatte, wünschte er mir einen glücklichen Erfolg meines Gesuchs.

Ich kam im Bureau an, wo ich einen jungen Offizier vorfand, der mich um mein Anliegen fragte.

Auf mein Gesuch, mit dem Colonel zu sprechen, ging derselbe in ein anstoßendes Zimmer, kam kurz darauf zurück, und nöthigte mich, hinein zu gehen. Bei meinem Eintritt kam mir der Colonel bereits entgegen. Es war ein

ein Mann von einigen 40 Jahren, mittler Größe und freundlichem Ausßern. Vertrauensvoll wendete ich mich mit der Bitte an ihn, mich bei dem Minister in Vortrag zu bringen, um in meinem jetzigen Range bei der Ostindischen Brigade angestellt zu werden, wobei ich zugleich des Colonel Bojons erwähnte, der die Güte gehabt habe, mich an ihn zu weisen.

Kennen Sie den Colonel Bojons schon lange? fiel er mir ins Wort. Es ist auch ein Deutscher, aus dem Württembergischen, und ein guter Freund von mir, welcher nun zum zweitenmale wieder nach Ostindien reist, ein Beweis, daß es ihm da gefallen hat, worauf ich dem Colonel erwiederte, daß nur der Zufall mir das Vergnügen verschafft habe, seine Bekanntschaft zu machen.

Nachdem er sich noch einige Zeit mit mir über militairische Gegenstände unterhalten hatte, welches einem förmlichen Examen glich, so versicherte er mir, mich bei dem Minister in Vortrag zu bringen, mit der Zusage, daß es an seiner Empfehlung nicht mangeln sollte. Ich empfahl mich daher seiner Gunst, und ging im Geiste schon als niederländischer Hauptmann mit freudigem Gefühl in den gläsernen Kasten zurück. Die Gäste hatten sich unterdessen vermehrt, und noch immer saß der Colonel Bojons auf seiner gewöhnlichen Stelle. Ich ging sogleich auf ihn zu, und erzählte ihm mit fröhlichem Muth, daß mich der Herr Colonel nicht ohne Hoffnung gelassen habe, worüber sich der gute Bojons herzlich freute. Ich war ungemein heiter, da ich die glückliche Wendung meines Schicksals nicht mehr fern glaubte. Wie es mir aber ge-

wöhnlich zu gehen pflegte, daß mir immer meine Freude vergällt und meine fröhliche Stimmung getrübt wurde, so war es auch hier; das Schicksal wollte mir einen Streich spielen, der mich auf einmal mißmuthig machte.

Ich stehe nämlich vom Stuhle auf, um nach dem Buvette zu gehen, und stoße unglücklicher Weise einen Marqueur, der gerade hinter mir steht, um dem Colonel eine Tasse schwarzen Kaffee zu überreichen so lebhaft vor den Arm, daß die schwarze Brühe über die verwahrenden Ufer tritt, und sich in einer Fluth auf die weißen Beinkleider des Colonels, der im Begriff war, auf die Wachtparade zu gehen, ergießt.

Meine Verlegenheit war gränzenlos, ich stand wie angebannert da, und vermochte nicht ein Wort zu meiner Entschuldigung hervorzubringen. Alle Blicke waren auf die Beinkleider des Colonels, welche der geschäftige Marqueur abzutrocknen sich bemühte, geheftet. Der Colonel mochte mich indeß in meiner armen Sündergestalt selbst bedauern, denn ganz gelassen wandte er sich zu mir, indem er meine Todtenangst durch die Worte besänftigte: Seien Sie ruhig, mein Herr, der Schade ist durch ein anderes Exemplar zu ersetzen. Ein junger Offizier, der sich zu gleicher Zeit unter den Gästen befand, benutzte diese Gelegenheit, sich dadurch die Gunst des Colonels zu verdienen, daß er gleich nach der Wohnung desselben eilte, und ein Paar andere Beinkleider bestellte, welche ein Bedienter in wenig Augenblicken überbrachte, so daß der Schade völlig wieder geheilt war.

Mir war es aber doch bei der Geschichte ganz un-

heimlich geworden, und es war mir vorzüglich in meiner Lage, wo die begoffene Hofe eines solchen Mannes vielleicht meinem Schicksal, das schon günstiger zu werden schien, wieder eine andere Wendung geben konnte, äußerst unangenehm. Ich hielt mich daher nicht lange mehr auf, und begab mich, um mich zu zerstreuen, in das nahe vor der Stadt befindliche Lustwäldchen, durch welches der Weg nach einem nicht fernen Lustschlosse des Königs führte. Angenehme Spaziergänge durchkreuzten den dichten Laubwald, an dessen Eingänge eine Reihe Buden und Zelte aufgeschlagen waren, die unter dem Schatten von hohen Eichen allerlei Erfrischungen darboten, und in welchen junge hübsche Mädchen als Lockvögel für junge Herren die Bedienung besorgten.

Auch ich begab mich in eines der Zelte, wo schon einige Offiziere Platz genommen hatten, um eine halbe Flasche Pontak in Gesellschaft zu genießen. Da aber der Wein so schlecht war, daß man ihn unmöglich trinken konnte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, Kopf- und Leibweh davon zu tragen, so überließ ich gern den beiden im Zelte befindlichen Aufwärterinnen das liebliche Getränk, welche es mit Vergnügen annahmen, und sich wohlschmecken ließen. Ich durchkreuzte hierauf noch einigemal diese Spaziergänge, ergözte ich mich hier an dem Anschauen der schönen Welt, und begab mich bald darauf nach Hause zurück.

Täglich hoffte und wartete ich nun auf die Eröffnung einer heitern Aussicht, aber immer vergebens. Beinahe ein Monat war verflossen, seit meiner Meldung bei

dem Colonel Bosch, und noch hatte ich keine Antwort auf mein Ansuchen erhalten. Als ich dem russischen Gesandten, bei dem ich öfters zu sein die Ehre hatte, meine Besorgniß, vielleicht abgewiesen zu werden, mittheilte, so war auch nach seiner Meinung für mich keine Hoffnung, meinen Zweck zu erlangen, was mich vollends niederschlug.

Kummervoll ging ich in mein Logis zurück, und entdeckte mich meinem Wirth, den ich als einen biedern Mann kennen gelernt hatte. Mit Theilnahme hörte dieser mich an, und gab mir den Rath, nach Amsterdam zu reisen, um mich in einem Handlungs Hause als Supercargo anstellen zu lassen, was bei mir, wie er hinzufügte, gar nicht schwer halten würde, da man zu diesem Posten am liebsten Männer wählte, welche das Meer schon kennen, und über die Gegenden, nach welchen der Handel betrieben werden soll, nicht erst durch Reisebeschreibungen, sondern durch eigene Erfahrung belehrt worden seien.

Obgleich mein Wirth hierin Recht haben konnte, so erregte doch wiederum der Gedanke bei mir Besorgnisse, daß mir als Militair wahrscheinlich Schwierigkeiten in den Weg treten möchten, und daß man wohl Anstand nehmen würde, einem solchen ein Geschäft im merkantilischen Fache zu übertragen, ob ich gleich beweisen konnte, daß ich dasselbe früher betrieben hatte. Denn die Erfahrung hatte mich schon belehrt, daß viele junge angehende Kaufleute, die theils die Vaterlandsliebe, theils das Loos zu den Waffen gerufen hatte, als sie nach dem Kriege in ihre frühern Verhältnisse zurückkehren wollten, von ihren vorigen Prinzipalen nicht wieder angenommen worden, und

so ins Elend geriethen, aus dem einzigen Grunde, weil sie Soldaten gewesen waren.

Das war nun freilich ein schlechter Lohn, der den jungen Männern ward, für ihr edles Bestreben, das Vaterland wieder frei und glücklich machen zu helfen, weshalb bei ihnen wohl die glühende Begeisterung, die sie gedrungen hatte, ihr Lebensglück zum Opfer zu bringen, in eine kalte Entgeisterung übergehen mochte, nachdem in jener eine so herbe Frucht für sie gereift war. Sie hatten weiter nichts, als das Bewußtsein, gekämpft zu haben für Freiheit, Ehre und Vaterland; aber so schön dieses auch immer ist, so vermag doch niemand dadurch seine physische Existenz zu sichern, an die man doch wohl zuerst denken muß, da sie die Bedingung unseres Wirkens auf Erden ist.

Das Loos dieser Armen fiel mir jetzt schwer aufs Herz, denn unter solchen Umständen war in der merkantilschen Welt für mich gewiß kein Glück zu machen, und auch in der militairischen ward für mich die Aussicht immer trüber, nachdem ich die Bedenlichkeiten des russischen Gesandten gehört hatte.

Indessen entschloß ich mich endlich, dem Rathe meines Wirthes zu folgen, nach Amsterdam zu reisen, und mein Glück zu versuchen.

Der dritte Tag war zur Abreise bestimmt, aber noch einmal stellte sich das Unglück mir entgegen. Ein heftiges Fieber warf mich den Tag darauf aufs Krankenlager nieder; ich befand mich im Delirium und bald war ich nicht

mehr zu erkennen, da mein ganzes Gesicht schwoll. Mein Wirth ließ sogleich den erfahrenen Hofrath R. kommen, welcher in dem ersten Augenblicke den Zustand meines Gesichts für die Rose hielt, und mich darnach behandelte, doch schon nach 12 Stunden seine Meinung änderte, und mir warme Breiumschläge machen ließ, welche die gute Wirkung herorbrachten, daß nach drei Tagen sich ein großer Wasserbeutel unter dem Auge zusammen zog, der sich den vierten Tag öffnete, so daß ich zum Glück nach 10 Tagen völlig wieder hergestellt war. Da sich aber noch keine Aussicht für mich eröffnet hatte, so beschloß ich meine Reise, sobald als möglich anzutreten, und reiste schon den zweiten Tag nach meiner Genesung unter den Glückwünschen meines Wirthes nach Amsterdam ab.

Ein mit mir reisender Husaren-Offizier lobte mir sehr einen Gasthof auf dem Damme, wo er selbst logiren wollte, welches mich veranlaßte, ihm Gesellschaft zu leisten, und in dem Hotel zum wilden Schweinskopf mein Lager aufzuschlagen.

Mit vieler Höflichkeit wurden wir von dem Wirth, einem jungen Manne, von mittler Größe und sehr corpulenter Statur aufgenommen, dessen ganzes Aeußere aber die größte Verschmitztheit verrieth, welche mir deutlich sagte, daß er es gut verstehen würde, einem Fremden den Geldbeutel auf eine oder die andere Art leichter zu machen.

Die Hausfrau, beinahe noch einmal so alt, wie der Herr Gemahl, war das treue Ebenbild von ihm, und beide wußten, wie mich die Erfahrung lehrte, einen Fremden recht brav die Federn auszurupfen.

Ein Paar junge hübsche und gewandte Mädchen, unter dem Namen Nichten, waren mit der Aufwartung beschäftigt, und ohnerachtet ihrer Jugend, mit den schlauesten Kunstgriffen der Koketterie und Buhlerei bekannt, so daß sie die Männer, alt oder jung mit ihrem Netze zu umspinnen verstanden.

So war das Personale im Hause beschaffen, das ich auf Empfehlung des jungen Kriegsmannes erwählt hatte. Schon am dritten Tage meines Aufenthaltes daselbst, da ich, wie ich auf meinen Reisen in den Gasthäusern, wo ich einige Zeit verweilte, es zu thun pflegte, meine Rechnung verlangte, wurde ich bei Nachsicht derselben überzeugt, daß noch Andere auf meine Unkosten mit gelebt haben mußten, da sie gar sehr mit dem, was ich genossen hatte, kontrastirte. Ob ich nun gleich über dieses Mißverhältniß meine Bemerkung machte, so wurden mir doch von dem Wirth mit Beziehung der Nichten Demonstrationen entgegengestellt, wodurch bewiesen werden sollte, daß man nirgends billiger wohnen könne, als im Schweinskopfe zu Amsterdam. Drei Stimmen gelten mehr als eine, und so mußte ich mich bequemen, die Rechnung nach Vorschrift zu berichtigen, indessen bezahlte ich von nun an Alles sogleich nach Empfang der Speisen und Getränke, was freilich dem Wirth nicht angenehm, für mich aber vortheilhaft war.

Meine erste Sorge war nun, dem Zwecke meines Hierseins näher zu kommen, weshalb ich mich an mehrere ansehnliche Handelsleute wendete, von denen ich gehört hatte, daß sie Unternehmungen nach Südamerika und West-

indien machen wollten. Hier aber ward meine Besorgniß sogleich gerechtfertigt, denn als sie vernahmen, daß ich Militair gewesen war, so wurde ich mit den größten Höflichkeit abgewiesen, mit dem Bedauern, schon mit einem Supercargo versorgt zu sein.

Das war eine fatale Lage, in einem fremden Lande, ohne Aussicht, ohne Geld! Da beschloß ich in meiner Noth noch einmal in Hamburg bei C. N. et Comp. anzuklopfen, um einigen Vorschuß an Geld zu erhalten, zumal da ich bei ihnen in Folge der Handelsverbindungen, in denen sie mit dem Hause F. F. E. et Comp. in New-York standen, auf eine Summe von 40,000 Mark Banko Beschlagnahme gelegt hatte.

Mit Ungeduld wartete ich auf Antwort, die ich endlich nach Verlauf von 10 Tagen erhielt. Hastig erbrach ich den Brief, indem ich die Gewährung meiner Bitte ausgesprochen hoffte, aber der Inhalt war nicht von der Art, daß er meine Besorgnisse gehoben hätte, denn man bedauerte darin nur, mir in gegenwärtiger kritischen Lage vor Beendigung aller kaufmännischen Regulirungen nicht dienen zu können.

Was sollte ich nun beginnen? Der letzte Hoffungsstrahl, der mir bisher noch geleuchtet hatte, war verschwunden, und um mich ward es dunkle Nacht.

Mein ganzes Vermögen war auf Waaren verwendet, die noch unverkauft auf vielen Plätzen der Welt lagen, so daß ich nichts weiter zu unternehmen vermochte.

Traurig saß ich eines Morgens in einer Ecke der

Gaststube. Der Wirth mit seiner Frau und die Mädchen blickten mich immer mit einer Miene an, als wenn sie das Bedenkliche meiner Lage erriethen, was mich immer mehr in Verlegenheit setzte.

Da öffnete sich die Thür, und ein sehr wohlgekleideter, etwas ältlicher Mann tritt herein, der vor dem Wirth meinen Namen nennt, und sich nach meiner Wohnung erkundigt.

Ich ließ den Wirth nicht Zeit, zu antworten, und stellte mich dem Fremden sogleich selbst vor, worauf dieser mit mir allein zu sprechen wünschte. Als wir auf meinem Zimmer, wohin ich ihn führte, angelangt waren, erfuhr ich, daß es D. der Chef des früher benannten Fabrikhauses in Renscheidt war, den ich früher nicht persönlich gekannt hatte. Er erhob bittere Klagen über C. R. et Comp. in Hamburg, daß solche die Gelder von den verkauften Waaren in Riga, ob sie gleich gänzlich von ihnen befriedigt wären, unter dem Vorwande nicht verrechneten, weil sie von mir über die in Amerika zurückgelassenen Güter noch keine Nachricht hätten.

Zugleich erwähnte derselbe den Protest der von mir in New-York ausgestellten Wechsel nach Hamburg, wodurch ich ihnen 10,000 Mark Hamburger Banco schuldig wäre, und fügte noch hinzu, daß meine Waaren sehr im Preise gesunken wären, da jetzt freie Schiffarth statt fände.

Auf allen Seiten war ich nun bedrängt.

Von dem Hamburger Hause bekam ich nichts, und

diesem konnte ich dem Rembours für die Proteste nicht machen.

Hatte unter der Zeit in der damaligen Crisis des Handels das New-Yorker Haus vielleicht fallirt, so kam ich dort in die Masse, und mußte ohnedies den Beschlag in Hamburg aufheben, da das Remscheidter Haus, welches den alleinigen Anspruch auf die Gelder machte, keine Verbindlichkeiten gegen mich zu haben glaubte.

Endlich kam ein Vergleich unter uns zu Stande, welchen ich besonders deshalb mit einging, da ich mir die Verkaufsrechnungen von F. F. D. et Comp. in New-York, welche bloß die Waaren in Commission hatten, gefallen lassen mußte, sie mochten ausfallen, wie sie wollten, wie mir viele Beispiele bekannt waren.

Zufällig befand sich zu dieser Zeit der Compagnon des New-Yorker Handelshauses H. in Remscheidt, An diesen schrieb D., und forderte ihn auf, ihm den halben Weg nach Wesel entgegen zu kommen, um in Gemeinschaft die Bedingungen der Ausgleichung zu machen.

Den zweiten Tag reiste ich mit D. dahin ab, nach dem ich gegen eine Tratte auf meine Brüder Reisegeld bekommen hatte.

Wir trafen H. bereits an, und nach vielem gegenseitigen Streiten wurden wir einig, daß ich eine gerichtliche Verschreibung von 17,000 Mark Banko zahlbar nach Ausgleichung ihrer Forderungen an C. R. et Comp. erhalten, und die 10,000 Mark Banko Entschädigung für die protestirten Wechsel annullirt werden sollten. Auf diese Art

kam ein Afford mit 66 pro Cent, für die hinterlassenen Güter in Amerika zu Stande, und ich kam durch die Proteste unschuldig um 5000 Rthlr. von meinem Vermögen.

Ein gerichtliches Dokument wurde nun aufgesetzt, welches sowohl D. als H. unterschrieb, und das ich den Banquiers von H. et Comp. in Amsterdam zur Verwahrung übersandte, da meine Anwesenheit in Hamburg zur Beendigung des Prozesses mit C. R. et Comp. nothwendig war.

Nach zwei Tagen reiste ich dahin ab, indem ich meinen einstweiligen Aufenthaltsort dem Handelshause H. et Comp. angezeigt hatte, um die an mich adressirten Briefe durch dasselbe erhalten zu können.

Schon war ich einige Tage in Hamburg, als ich eines Abends in einem Kaffeehause einen jungen Offizier mit Leidenschaft Billard spielen sah, während sein Gegner in Civilkleidung mit Kaltblütigkeit und Vorsicht handelte und deshalb immer Sieger blieb.

Bei jeder Parthie wurde der bedeutende Spielpreis niedergelegt, aber so lange ich gegenwärtig war, hatte sich der junge Offizier in pekuniärer Rücksicht immer nur passiv verhalten, was auch von den frühern Parthieen galt, wie man aus den an der Tafel aufgezeichneten Strichen ersehen konnte. Deutlich mahlte sich in seinem Gesichte die Angst und Verlegenheit, wenn ein neues Spiel beginnen sollte, das er wahrscheinlich aus falscher Schaam nicht abbrechen zu wollen schien, bis ihn endlich sein Gegner von der sauren Arbeit erlöste, indem er mit den Worten:

Morgen gebe ich Ihnen Revanche, sein Duce niederlegte und sich entfernte.

Nun erst merkte ich mit welchem Verluste der Offizier gespielt haben mußte; voll Verzweiflung warf er sich auf ein Sopha nieder, seinen starren Blick immer auf den Boden heftend.

Die Lage des jungen Mannes schien mir, nach dem, was ich sah, bedenklich zu sein; ich wünschte helfen zu können, weil dieß aber wahrscheinlich nur durch etwas geschehen konnte, womit auch mir geholfen gewesen wäre, so blieb es bis jetzt nur bei dem Wunsche. Da ich es aber stets für meine Pflicht hielt, Leidenden beizustehen, so viel in meinen Kräften stand, so versuchte ich durch Rath zu helfen, wo mir der Weg zur That verschlossen blieb.

Ich suchte daher ein Gespräch mit dem betrübten jungen Manne anzuknüpfen, was mir bald in dem Maasse gelang, daß er mir sein ganzes Vertrauen zu schenken schien. Sein Gespräch war unterhaltend, und verrieth in ihm einen Mann von militairischen Kenntnissen und feiner Bildung.

Ich erfuhr von ihm, daß er unter dem General W., welcher an der Elbe die combinirten Truppen der Hanseaten und anderer Mächte kommandirt hatte, angestellt gewesen wäre, doch vorher in hessischem Dienste gestanden hätte.

Im Laufe unserer Unterhaltung kam ich auf sein Billardspiel zu sprechen, und machte die Bemerkung, daß sein Gegner mir ein Gauner schien, der, wenn er auch ein-

mal eine Partie gewinnen lasse, dieß nur deshalb thue, um ihn desto tiefer in Verlust zu bringen, da sowohl die Leidenschaft zum Spiel, als auch die Hoffnung auf Gewinn dadurch genährt werde.

Mit einem tiefen Seufzer erzählte er mir nun, daß er sein ganzes baares Geld, welches ungefähr 200 Rthlr. betrug, an denselben verloren, und in seinem ganzen Vermögen nur noch 2 Ringe und 2 Uhren besaß, die aber ohne großen Werth wären.

Da er ohnedieß sehr niedergeschlagen war, wollte ich ihm keine weitem freundschaftlichen Vorwürfe machen, sondern lud ihn ein, diesen Abend auf meinem Zimmer mein Gast zu sein, welches er auch annahm.

Nach dem, was er mir bei Tische von seinem Schicksal erzählte, war er der Sohn eines sehr geachteten Staatsbeamten Namens W. in M. und hatte früher als Fähnrich in hessischen Diensten gestanden. Nachdem die Franzosen, die er als seine Todfeinde haßte, sein Vaterland in Besitz genommen und den rechtmäßigen Herrscher verjagt hatten, kehrte er, da das Militair sich auflöste, in seine Vaterstadt zurück. Als nun in dem größten Theile des Landes die bekannte Insurrektion gegen die Franzosen, die man mit glühendem Haß verfolgte, ausbrach, so trieb Vaterlandsliebe und Franzosenhaß auch meinen jungen Freund hin in die Reihen der Patrioten.

Da aber die damalige Zeit noch nicht reif war, für die großen Pläne derselben, so wurden sie gar bald von den Franzosen unterdrückt und zerstreut. Viele Anführer,

worunter auch W. war, wurden ergriffen, und von einem Militairgericht zum Tode verurtheilt.

Kaum war dieses Urtheil den Eltern des jungen Mannes zu Ohren gekommen, als der Vater nach Cassel eilte, um sich bei dem General-Präsidenten für seinen Sohn zu verwenden.

Alle Versuche scheiterten anfangs, bis endlich 1000 Stück Carolinen seine Loslassung bewirkten, wodurch aber das ganze Vermögen seiner Eltern erschöpft wurde. Noch hatten hierbei seine Geschwister, welche freiwillig auf ihren Vermögensantheil Verzicht geleistet hatten, nur um ihn zu retten, ein seltenes Beispiel des Edelmuthes und der wahren Bruderliebe an den Tag gelegt. Sobald er nun seine Freiheit erhalten hatte, reiste er, ohne das väterliche Haus wieder zu besuchen, nach Hamburg, wo er bei dem General Wallmoden, der als Chef der deutschen Legion ernannt war, eine Anstellung als Lieutenant erhielt.

Nachdem nun der Kampf vorüber und der Sturm beschwichtigt war, wollte er sich wieder in sein Vaterland wenden, um bei dem in sein Land zurückgekehrten Churfürsten eine Anstellung zu erhalten, doch sollten bald andere Umstände seiner Lebensbahn eine andere Richtung geben.

Ob ich mir gleich von meiner persönlichen Anwesenheit in Hamburg einen guten Erfolg versprochen hatte, so blieben doch die Aussichten, wie sie vorher gewesen waren, und eine düstere Zukunft lag vor meinen Blicken. Die Heiterkeit meiner Seele war gänzlich dahin, und die geschäftige Phantasie tauchte in dunkle Farben den Pinsel,

um ein trauriges Gemälde von meiner Lage zu entwerfen. Doch auch hier konnte ich die Wahrheit des Ausspruches erkennen, daß die Hülfe am nächsten ist, wenn die Noth am größten wird. Eines Tages, als ich eben gedankenvoll in meinem Zimmer saß, und einen Ausweg suchte aus dem Labyrinth, in welchem ich herumirrte, und nirgends eine freundliche Hand erblickte, die mir ihn zeigte, erhielt ich einen Brief aus Amsterdam, den ich hastig erbrach, und dessen Inhalt mir das Ende meiner Unruhe versprach. In Auftrag des Baron van der Capellen, welcher zum Generalgouverneur der niederländischen Besitzungen in Ostindien ernannt worden war, erhielt ich die Nachricht, daß meine Bitte in Rücksicht einer Anstellung bei den dahin abgehenden Corps erhört worden sei, jedoch mit der Bemerkung, daß ich für jetzt nur die Stelle des ersten Lieutenants im Bataillon erhalten könne.

Diese Nachricht war Balsam für mein Herz, und so traurig ich bisher gewesen war, so heiter wurde ich jetzt. In dieser freudigen Stimmung schrieb ich sogleich meine Antwort nieder, und versprach das Anerbieten anzunehmen, fügte jedoch die Bitte hinzu, meinen Rang beibehalten, und den Charakter eines Staatskapitain führen zu dürfen.

Noch denselben Abend kam Freund W. zu mir, der mich seit unserer Bekanntschaft täglich besuchte, und durch seine angenehme Unterhaltung meinen Kummer zerstreute. Er hatte eine herzliche Freude, als ich ihm die Nachricht von meinem Glücke eröffnete, und hatte keinen andern Wunsch, als mit mir reisen zu können, was aber, wie er mit betrübter Miene hinzufügte, nicht möglich sei, da er sich von

allen Mitteln entblößt, auf eine längere Zeit in Holland nicht aufzuhalten vermöge, um die Aussicht zu einer Anstellung abzuwarten. Ich hätte ihm gerne geholfen, aber mit meiner Kasse sah es übel aus. Bei dem besten Willen nicht helfen zu können, das that mir wehe, und ich hätte mein Glück, das ich schon ganz gewiß und ganz nahe glaubte, doppelt empfunden, wenn sich für meinen armen Freund zugleich eine bessere Aussicht eröffnet hätte. Ich überlegte lange, wie ihm zu helfen sein möchte, und zum Glück fiel mir der edle S. C. D. Dreyer in Altona ein, dem ich schon früher als einen Mann kennen gelernt hatte, der Andere so gern mit Rath und That unterstützte. Zu ihm beschloß ich, in der Angelegenheit meines Freundes meine Zuflucht zu nehmen, und zu meiner größten Freude wurde ich in meiner Hoffnung nicht getäuscht. Schon seit früherer Zeit war ich ihm zwar mit 1500 Mark Banco verwandt, aber demungeachtet zeigte er sich auf meine Bitte sogleich bereitwillig, mich noch mit einer Summe von 1000 Mark zu unterstützen, wogegen ich ihm eine Anweisung auf das Renscheidter Haus ausstellte, welches mir den Betrag der Summe verkürzt hatte.

Durch diesen Edelmuth des braven Dreyer sah ich mich nun in den Stand gesetzt, auch für meinen Freund zu sorgen, dem ich von ganzem Herzen ein glückliches Loos wünschte.

Wir reisten daher Beide schon den folgenden Tag nach Amsterdam, und von da nach dem Haag, wo ich sogleich dem Generallieutenant von A. meine Aufwartung machte, und wo ich erfuhr, daß ich meine Anstellung der
Verwen-

Verwendung des russischen Gesandten bei seinem Schwager dem Baron van der Capellen zu verdanken hatte. Da dieser eben zu dem Fürstencongresse in Wien als bevollmächtigter Minister für die Niederlande abreisen wollte, so zögerte ich nicht, ihm meinen schulbigen Dank abzustatten. Ich ward mit vorzüglicher Gnade von demselben empfangen, erhielt aber zugleich den Rath, mich bald dem Kriegsminister Z. vorzustellen, da dieser den Vortrag beim Könige hätte.

Sogleich den andern Morgen war es mein erstes Geschäft, diesem Rathe Folge zu leisten; ich fand mich im Vorzimmer des Ministers ein, ward aber nicht vorgelassen. Ich zog hieraus für mich keinen üblen Schluß, und in der Meinung, daß meine Anstellung nach dem Inhalte des empfangenen Briefes nicht mehr zweifelhaft sein könne, hielt ich es für überflüssig, den Minister mit meiner Gegenwart zu behelligen, und ging daher nicht wieder zu ihm. Doch eine Woche nach der andern verging, und von meiner Anstellung war alles wieder ruhig.

Der russische Gesandte, bei dem ich in meiner neuen Besorgniß Hülfe suchte, setzte selbst Zweifel in den Willen des Ministers, mich in Vortrag zu bringen.

Ich ward daher von neuem unruhig und unruhiger als vorher, denn nichts ist schmerzlicher, als getäuschte Hoffnungen.

Mein Reisegefährte war unterdessen auch nicht müßig gewesen, und hatte sich durch sein angenehmes Aeußere bei den Müttern und Töchtern der Offiziere, welche den meisten Einfluß bei dem Kriegsminister hatten, bestens em-

pfahlen. Indessen schienen seine Bemühungen eben so fruchtlos zu sein, wie die meinen, denn außerdem, daß man ihn bei den erwähnten Personen gern sahe, blieb seine Aussicht auf die Zukunft, wie sie war, nemlich äußerst ungewiß. Wir befanden uns sonach Beide nicht in erwünschter Lage, und konnten nur unsre Klaglieder zusammen anstimmen, und so Einer sich mit dem Andern trösten.

Wenn wir unsere Besorgnisse vor einander ausgeschüttet hatten, so erhob immer Einer den Andern durch die Hoffnung einer bessern Zukunft, die sich auch meinem Freunde eher, als mir eröffnete. Eines Tages, als ich eben meine gewöhnliche Runde auf den Bureaus gemacht hatte, und eben so hoffnungsleer, als ich gegangen, wider zurückkehrte, kam mir mein Freund frohlockend mit der frohlichen Botschaft entgegen, daß er so eben beim General-lieutenant A. erfahren habe, daß seine Anstellung als Hauptmann in dem Bureau des Königs liege, und er baldigst zu dem Depot nach Harderwyk werde abreisen müssen.

So sehr ich mich nun auch über die meinen Freund beglückende Nachricht freuete, so kann ich es doch nicht verhehlen, daß sich einiger Neid in meinem Herzen regte, da ich mich noch so hülflos, als vorher sahe. Kaum konnte ich den Aerger über mein Mißgeschick, das mich nun so oft schon verfolgt hatte, unterdrücken, doch behielt mein besseres Ich die Oberhand, und ich sahe bald ein, daß es Gott auch dadurch mit mir gut meinte, daß er mich zum Werkzeug machte, das Glück meines

Freundes zu befördern, der mich nun wahrhaft brüderlich liebte.

Eigentlich sollte Jeder, der nicht selbst glücklich ist, sich dadurch Freude zu bereiten suchen, daß er sich über das Glück Anderer freute, denn würde diese Gesinnung allgemein, so würde die ganze Welt sich glücklich fühlen. Freilich aber ist dieß so leicht nicht, und ohne einen schweren Kampf wird dieses Glück nicht errungen, jedoch ist es zu erringen.

Mein Freund erhielt bald darauf sein Patent als Hauptmann ausgefertigt, und nun war seine erste Sorge, Geld zu erhalten, wozu auch ein Jude, die in diesem Stücke unvergleichliche Helfer sind, mit 3 pro Cent Provision und 6 pro Cent Interesse auf 3 Monate Rath schaffte. Alle seine Sorge war nun zu Ende und mir dadurch wenigstens ein längerer Aufenthalt in Haag gestattet, um glücklichere Zeiten auch für mich abzuwarten, da er mir das ihm geliehene Geld zurückzahlte. Mit seiner Abreise ging es sehr schnell, und es that mir sehr leid, mich von ihm trennen zu müssen. Ich nahm daher traurig von ihm Abschied, und wünschte wenigstens Haag eben so vergnügt verlassen zu können, als es bei meinem Freunde der Fall sein mußte.

Ich befand mich nun wieder allein und wurde daher um so trauriger gestimmt, doch der Gedanke, daß unser Schicksal in Gottes Hand stehe, und daß seine Weisheit unsere Pfade lenke, schlug mir die Grillen aus dem Kopfe, und ich begab mich in den gläsernen Kasten, um etwas Neues zu erfahren.

Die Amsterdamer Zeitung war eben angekommen, in welchem ich folgenden Artikel von Paris aus fand: „Laut Nachrichten aus den südlichen Provinzen ist eine Räuberbande an den Küsten von Frankreich gelandet, jedoch sind von den Polizeibehörden sogleich Maßregeln getroffen worden, dieselbe zu ergreifen und zur gebührenden Strafe zu ziehen.“ Alle Anwesenden schüttelten bei dieser sonderbaren Nachricht die Köpfe, und viele Urtheile wurden darüber ausgesprochen, doch wurde allgemein angenommen, daß es mit dieser Räuberbande eine ganz besondere Bewandniß haben müßte, da dieselbe zu Wasser gekommen wäre und Frankreich mit den Raubstaaten in Afrika doch in gutem Vernehmen stände.

Ein junger sehr gebildeter Mann, der als geheimer Sekretair bei der Polizei angestellt war, und den ich öfter schon gesehen und gesprochen hatte, saß neben mir, ohne den geringsten Beitrag zum Gespräch zu liefern. Ich sah es ihm sogar an, daß er ungern einen Zuhörer abgab, was sich dadurch bestätigte, daß er mir, als das Gespräch am lebhaftesten war, einen Spaziergang nach Schewelingen vorschlug, ob es gleich bald Mittag war. Ich machte ihn hierauf aufmerksam, wurde aber bald dazu bewogen, ihm Gesellschaft zu leisten, als er mich versicherte, daß wir in Schewelingen sowohl einen guten Tisch, als auch eine angenehme Unterhaltung finden würden.

Er erklärte mir nun offen, daß er sich bei jetzigen Umständen ungern in ein politisches Gespräch einer Gesellschaft einlasse, da man in seinen Urtheilen nicht vorsichtig genug sein könne. Glauben sie mir, fügte er hinzu, daß

wir wichtigen Ereignissen entgegen sehen, und keiner langen Ruhe uns erfreuen werden, denn es gehen jetzt geheime Dinge vor. Vorzüglich verdächtig scheinen mir die außerordentlichen Desertionen zu sein, welche jetzt in der ganzen holländischen Armee statt finden, und eine gänzliche Auflösung befürchten lassen. Hierzu kommt noch, daß dieser gefährliche Umstand von dem Kriegsministerium mit der größten Gleichgültigkeit betrachtet wird. Viele holländische Offiziere erhalten jetzt ihren Abschied, und brabantische, die man als die größten Anhänger Napoleons kennt, treten an ihre Stelle. Auch hat wohl das jetzt so vertrauliche Benehmen zwischen dem General von H. und dem General F., die ebenfalls zu diesen Anhängern gehören, einen besondern Grund. Alles dieß zusammengenommen scheint gerechte Besorgnisse zu erregen.

Nun ward es immer klarer, daß ich als vom russischen Gesandten begünstigt, wahrscheinlich kein Glück bei dem holländischen Kriegsminister haben würde, was auch die Meinung meines Gesellschafters war, dem ich meine Verhältnisse erzählte.

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen waren wir in Schewelingen angekommen, wo wir viel Gesellschaft fanden. Hier zeigte mir mein Begleiter den Ort, wo der Erbstatthalter mit seiner Familie den holländischen Boden verlassen hatte, um Napoleons Gewalt zu weichen, und fügte besorgend hinzu: Wer weiß welches Schicksal auch unserm guten König bevorsteht. Ich sahe ihn über diese Aeußerung verwundert an, da ich mir nach den Zeitungsnachrichten die Gefahr nicht so groß vorstellen konnte,

wurde aber von ihm versichert, daß man von der verdächtigen Räuberbande bald mehr hören werde, und der General von H. wahrscheinlich die beste Nachricht davon geben könne.

Wir wurden jetzt in unserm Gespräche gestört, da eine Gesellschaft in unserer Nähe sich niederließ, mit welcher wir bald Bekanntschaft machten, und da Frohsinn und Heiterkeit unter Allen herrschte, einige recht glückliche Stunden verlebten.

Der Abend überraschte uns, ohne daß wir es merkten, und nun bot sich unsern Augen ein herrliches Schauspiel dar, da die Sonne in majestätischer Pracht in das Meer sich tauchte, und die goldenen Strahlen in dem klaren Wasserspiegel sich brachen. Unterdessen wurden bei eintretender Fluth die am Strande liegenden Fischerkähne wieder flott, und Alles ward auf dem Wasser lebendig, als die Fischer in Hoffnung eines guten Fangs in See stachen.

Wir ergöhten uns einige Zeit an dem angenehmen Schauspielen und begaben uns dann vergnügt nach der Stadt zurück.

Den folgenden Tag begab ich mich zum General-Lieutenant von A. um bei diesem Auskunfts wegen meiner versprochenen Anstellung zu erhalten; aber als ein vollkommener Hofmann hielt er mich mit Höflichkeiten hin, und vertröstete mich auf die Zurückkunft des Staatssekretärs von Wien, weshalb ich nach meinem Abschiede gerade so flug war, wie vorher. Meine Geduld war nun gänzlich zu Ende, und ich glaubte sicherlich, daß auf dem

eingeschlagenen Wege kein Glück für mich zu finden sein würde, und sann auf neue Mittel, meine Existenz auf eine andere Weise zu sichern, als ich in der Haager Zeitung die Nachricht las, daß der Staatssekretair von Wien abgereist und sich nach Brüssel begeben habe, wo sich der Hof seit kurzer Zeit aufhielt. Ich schrieb daher an jenen, indem ich den in Hamburg erhaltenen Brief, wo mir Hoffnung zu einer Anstellung gemacht war, beifügte, und bat im Fall der Nichtgewährung meiner Bitte um Vergütung der durch diese Hoffnung erregten Unkosten, welche sich auf 600 fl. beliefen.

Der politische Horizont hatte sich unterdessen immer mehr verdunkelt und gefährliche Gewitter schienen im Anzuge zu sein. Man wußte nun gewiß, daß die Räuberbande, von deren Landung französische Blätter Nachricht gegeben hatten, nichts Geringeres andeutete, als die Wiederkunft Napoleons mit seinen Getreuen auf Frankreichs Boden, den der Furchtbare so lieb gewonnen hatte, da hier seine Größe erwachsen war.

Seinem Glücke vertrauend, das ihm bisher als Liebling behandelt hatte, war er den 26. Februar 1815, die ihn beobachtenden Engländer, täuschend, mit ungefähr 1100 Mann von Elba entwichen, und den 1. März glücklich zu Cannes gelandet.

Diese Nachricht setzte Alles in die größte Bestürzung, und die Kleinmüthigen sahen Europa schon wieder zu den Füßen des gefürchteten Usurpators, vorzüglich da man von

großen Verwickelungen in dem Fürstenrathe zu Wien wissen wollte. Doch diese hatten den Geist noch nicht begriffen, der damals in den Völkern Europens und ihren Fürsten lebte, sie wußten nicht, daß Einer für Alle und Alle für Einen standen, und bei keinem das eigene Interesse ein Ubergewicht hatte über das allgemeine.

Wenn auch vielleicht bei den Verhandlungen in Wien manche Schwierigkeit sich zeigte, wie es nicht anders geschehen konnte, da die Staaten Europens aus den Angeln gehoben waren, und jetzt Alles wieder ausgeglichen und geordnet werden sollte, so griffen doch bei der Nachricht von Napoleons Flucht die versammelten Fürsten einträchtig zum zweiten Male nach dem Schwerte, und sprachen die Acht aus über den Mann, der nochmals die Ruhe Europens zu stören wagte, trotz dem, daß man mit Gnade und Schonung gegen ihn verfahren, und ihn sogar in der Reihe souverainer Fürsten gelassen hatte. Einer solchen Großmuth wäre Napoleon, als er als Diktator da stand, nicht fähig gewesen. Denn edle Fürsten verdrängte er aus ihrem rechtmäßigen Erbe, um seine Helfershelfer damit zu belohnen, und sie so immer fester an seine Person zu ketten. Genug, der Furchtbare stand zum zweiten Male da, um sich noch einmal an dem für ihn so anziehenden Anblick rauchender Dörfer und Städte, so wie an Blutströmen zu ergötzen. Die Franzosen dachten immer noch mit Entzücken an die Zeiten des Ruhms, die Napoleon für sie herbeigeführt hatte, und vergrößerten daher seinen Anhang mit reißender Schnelligkeit. Von Ort zu Ort wuchs sein

Heer, mit dem er geradezu auf die Hauptstadt los rückte, um sich noch einmal die blutige Krone auf das Haupt zu drücken, die er 10 Jahre lang zum Schrecken Europens getragen hatte. Der geängstigte König, der in dem Schicksal seines unglücklichen Bruders ein schreckliches Beispiel der empörten Volkswuth und der Verblendung sah, gab die Hauptstadt preis, um sich nach Genf zu wenden, glaubte sich aber nicht ganz verlassen, als der General Ney ihm standhafte Treue heuchelte, und mit einem wohlgerüsteten Heere Napoleon entgegen ging, um, wie er sich vor dem König ausgedrückt hatte, den Unhold in einem eisernen Käfig zu bringen. Aber schrecklich wurde von ihm der arme König, der ihm sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, getäuscht. Mit klingenbem Spiele und fliegenden Fahnen ging der Treulose Napoleon entgegen, um mit ihm vereint, gegen den König zu kämpfen, weshalb er auch späterhin den Lohn erhielt, der dem Hochverrätther gebührt.

In Folge dieser Begebenheiten hatte der General H. im Stillen die Niederlande verlassen, um seine Rolle in Frankreich zu Gunsten Napoleons zu spielen.

Bereits waren nun wieder 3 Wochen verflossen, ohne daß ich von Brüssel aus einer Antwort gewürdigt war, weshalb ich selbst dahin zu reisen beschloß. Mit einer Marschroute vom Preussischen Gesandten versehen, trat ich meine Reise an. Ueberall sah ich Truppenbewegungen, doch waren die Bataillone kaum halb vollzählig.

Bei meiner Ankunft in Brüssel meldete ich mich auf

dem Einquartirungsbureau, und erhielt mein Billet im Hotel Bellevue, das mit französischen Großen, die sich in Napoleons Nähe nicht wohl zu befinden glaubten, angefüllt war.

Einen Tag später fanden sich daselbst noch der Marschall Wellington nebst den russischen und preussischen Gesandten aus dem Haag und Paris ein.

Daß man mich gerade in dieses Haus einquartiert hatte, das so hohe Standespersonen zu ihrem Aufenthalte erwählten, fiel mir auf; doch löste sich das Räthsel dadurch, daß der Wirth selbst auf dem Bureau darum gebeten hatte, wenn ein russischer Offizier ankommen sollte, denselben sein Quartier bei ihm anzuweisen, da er voraussetzte, daß ein solcher der russischen Sprache mächtig sein mußte, um ihn so als Dolmetscher brauchen zu können. Bei mir hatte der gute Mann fehl geschossen, denn außer dem Namen eines russischen Offiziers hatte ich weiter gar nichts Russisches an mir.

Nachdem ich von der Ankunft des russischen Gesandten gehört hatte, begab ich mich zu ihm, um bei ihm meine Bitte um seine Fürsprache bei dem Staatssekretair zu wiederholen. Dieser machte mir den Antrag, wieder in russische Dienste zu treten, und versprach mir, mich beim General Bennigsen deshalb zu empfehlen. Mit Freuden willigte ich ein, und schon am andern Morgen, erhielt ich außer dem Empfehlungsschreiben noch eine Marschrouten, worin mir eine Chaise mit 2 Pferden und freier Verpfle-

gung zugesichert war. Kein Mensch war jetzt froher, als ich, und mein erster Gedanke war nun darauf gerichtet, meine 600 fl. Vergütung zu erhalten. Ich ging daher zum Staatssekretair, und schrieb sogleich meinen Namen auf die Supplikantenliste, welche im Borgemach des Audienzsaales niedergelegt war. Ich ward sogleich vom Kammerdiener gemeldet, und schon nach einer Viertel-Stunde vorgelassen. Ganz freundlich kam der Staatssekretair mit den Worten auf mich zu: Ihnen wird wahrscheinlich die Zeit ziemlich lang geworden sein, doch ferner wird dieß nicht mehr geschehen. Gehen Sie sogleich zum Kriegsminister, bei dem Sie günstige Antwort erhalten werden. Ich empfahl mich hierauf, um seinem Befehle nachzukommen, und wurde sogleich vor den Minister gelassen. Nachdem ich diesem meinen Namen genannt hatte, ertheilte er mir die Nachricht von meiner Anstellung und begab sich nach diesem Bescheide, der mir gerade jetzt so angenehm nicht war, in sein Zimmer zurück.

Ich blieb wie verblüfft stehen, denn so kurz war ich noch nicht abgefertigt worden.

Auf einmal wollte man mich nun doppelt anstellen und anfangs hatte sich Niemand gefunden, es nur einmal zu thun.

Da mir die 600 fl. jetzt lieber gewesen wären, als die niederländische Anstellung, beschloß ich, noch einen Versuch zu machen, um wo möglich meinen Wunsch erfüllt zu sehen.

Ich ging daher wieder zum russischen Gesandten um

seinen Rath zu hören; dieser aber erklärte mir nun, daß ich, nachdem der König mein Patent ausgemacht habe, dasselbe nun nicht ablehnen könne, um in andere Dienste zu treten. Diese Nachricht war mir freilich nicht gelegen, da ich ganz sicher auf die 600 fl., die mir in meinen Verhältnissen sehr willkommen sein mußten, gerechnet hatte. Doch das Schicksal hatte gesprochen, und ich durfte nicht murren.

Fünfzehntes Kapitel.

Meine Anstellung in niederländischen Diensten.

Schon nach 2 Tagen erhielt ich meine Anstellung als erster Lieutenant beim 29sten Bataillon, welches zur Expedition nach Ostindien bestimmt war, zugleich aber wurde ich vorläufig zum Commandanten der dritten Compagnie ernannt.

Ueberhaupt gab es bei dem Bataillon nur 3 wirkliche Hauptleute, da man wegen der höhern Besoldung, welche die der Landtruppen weit übertraf, Ersparniß zu machen wünschte. Erst in Ostindien, wo die andern Hauptmannsstellen besetzt wurden, trat ich als eigentlicher Compagnieführer ein.

Zufolge meiner Anstellung sollte ich mich unverzüglich nach Bergen op Zoom begeben, wo sich mein Bataillon befand; ob ich aber auch mit dem dazu nöthigen Reisegelde versehen sei, darnach fragte man mich nicht.

Ich befand mich daher in neuer Verlegenheit, und ich sann hin und her, wie einem Uebel, an dem ich schon oft laborirt hatte, auch für dieses Mal abgeholfen werden könne.

Das Resultat meiner Betrachtungen war endlich, mich dem Staatssekretair zu entdecken, und ihm meine Noth vorzustellen, um von ihm vielleicht Hülfe zu erlangen. Sobald dieser Gedanke gereift war, machte ich mich auch sogleich auf, den Rettungsgang anzutreten.

Nachdem ich dem Staatssekretair meinen Dank für seine Verwendung abgestattet, zugleich aber auch meine Verlegenheit geäußert hatte, nicht mit dem gehörigen Reisesegel versehen zu sein, war er sogleich bereit, mir 8 Napoleonsd'or vorzuschießen, wodurch meine Sorge gehoben war. Dankend nahm ich hierauf Abschied von meinem Wohlthäter, und ging vergnügt nach meiner Wohnung zurück, um Anstalten zur Abreise zu treffen.

Als ich mit dem Einpacken beschäftigt war, überreichte mir der Wirth eine bogenlange Rechnung, auf welcher für meinen dreimonatlichen Aufenthalt nicht weniger als 846 Franken aufgesetzt waren. Ob ich gleich diese enorme Summe nicht aus meiner Tasche bezahlen durfte, sondern nur aufgefodert wurde, die Richtigkeit der Rechnung zu bescheinigen, wornach sie der niederländischen Verpflegungscommission vorgelegt werden sollte, so schien mir dieß doch ein schlechter Empfehlungsbrief für mich zu sein, da ich mich auf solche Weise ziemlich theuer gemacht hatte. Da aber alle Schuld auf das Einquartierungsbureau fiel, wo man mich in ein Haus gewiesen hatte, dessen Wirth

den Geldbeutel seiner Gäste wie eine Goldgrube behandelte, so nahm ich endlich die Feder, und fügte der Rechnung die verlangte Bescheinigung hinzu.

Ob ich es gleich anfangs nicht für möglich hielt, während der kurzen Zeit meines Aufenthalts in diesem Gasthose ein Leben geführt zu haben, welches 846 Franken werth sein sollte, so wurde ich doch bald von der Richtigkeit des Facits überzeugt, als ich fand, daß für jedes Couvert mit Wein 12 Franken angesetzt waren, was täglich 24 Franken betrug; das Logis war täglich mit 10 Franken honorirt, und das Frühstück betrug so viel, daß richtig die aufgesetzte Summe zum Vorschein kam. Indessen war ich seelenfroh, daß der Wirth keine Ansprüche an mich zu machen hatte, und bedauerte nur im Stillen jeden armen Teufel, der unbekannt mit der Tare dieses Hauses sich hier einquartierte, und der vielleicht bei seiner Abreise seine ganze Habe im Stiche lassen mußte, um den übertriebenen Forderungen zu genügen.

Nachdem ich die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Reise getroffen hatte, fuhr ich den andern Morgen auf der Diligence nach Antwerpen ab. Der Wagen war mit Passagiren angefüllt, und ich erhielt meinen Platz zwischen zwei jüdischen Lieferanten der englischen Armee, welche sich, wahrscheinlich in der Vermuthung, daß Niemand von der Gesellschaft englisch verstünde, manche vorlaute Urtheile erlaubten.

Nachdem sie sich lange Zeit über ihre Profiten, die stets das Lieblingsgespräch der Juden ausmachen, unterhalten hatten, bedienten sie sich auch verschiedener erniedri-

gender Ausdrücke gegen das holländische Militair, das ihrer Meinung nach am ersten das Feld räumen, und den neuen Feldzug verlieren helfen würde.

Wenn ich mich schon vorher über ihr Gespräch gelangweilt hatte, so war jetzt meine Geduld vollends zu Ende.

Ich erhob daher gegen sie meine Stimme, und sagte ihnen ziemlich entrüstet, daß sie wahrscheinlich eher alle gehängt werden könnten, ehe ihre alberne Prophezeiung in Erfüllung gehen würde.

Die feigen Israeliten führten nun auf einmal eine ganz andere Sprache, und suchten meinen Zorn dadurch zu besänftigen, daß sie dem russischen Militair, dessen Uniform ich bis jetzt noch trug, den ersten Platz einräumten. Da ich ihnen aber sagte, daß ich trotz meiner Uniform jetzt in niederländischen Diensten stehe, da wurde es den armen Schelmen vollends bange ums Herz, und sie suchten daher in leeren Ausflüchten eine Entschuldigung, die ich anzuhören keine Lust hatte. Ich hatte nun wenigstens so viel errungen, daß die beiden lästigen Schwäger ihr Zungenwerk nicht weiter in Bewegung setzten, das wahrscheinlich von Schrecken gelähmt war.

Ohne Zweifel werden sie aber von nun an vorsichtiger geworden sein, und in Gegenwart fremder Personen sich nicht wieder vorlaute Urtheile erlaubt haben, in der Meinung, sie in einer Sprache zu Tage zu fördern, die sie nur allein zu verstehen glaubten.

Gegen Abend kamen wir in Antwerpen an, welches
ich

ich als eine große aber nichts weniger als schöne Stadt kennen lernte, die jedoch den Ruhm hat, die älteste Börse in ganz Europa zu besitzen. Sie ist stark befestigt, hat aber in den neuern Zeiten gar viel von ihrem Ansehen, in welchem sie vorzüglich wegen ihres großen Handels stand, eingebüßt, denn seit dem 16. Jahrhundert, wo oft auf einmal 2500 Schiffe in ihrem Hafen lagen, ist der Verkehr nie wieder so bedeutend gewesen. Auf ihren Ruinen gründete sich die Größe Amsterdams, das früher Antwerpen nachstand. Auch diese Stadt giebt daher den Beweis, daß Alles dem Wechsel der Dinge unterworfen und das Unglück des Einen, das Glück des Andern ist, und daß daher nur von relativem Glück und Unglück in der Welt die Rede sein kann. Zu bemerken möchte noch sein, daß im Jahre 1814 der berühmte Carnot hier befehligte, der Schöpfer der neuen Kriegskunst, als welchen man gewöhnlich, aber fälschlich, Napoleon anführt, der nun kräftig in die neue Schöpfung eingriff.

Bei meiner Ankunft in Bergen op Zoom, als dem Orte meiner Bestimmung, meldete ich mich sogleich bei dem Kommandanten mit Vorzeigung meiner Anstellung; da es aber zu spät war, die andern nöthigen Visiten noch abzustatten, so verschob ich dieses Geschäft bis zum folgenden Morgen.

In der Nähe des Gasthofes, in welchem ich abgestiegen war, befand sich ein Kaffeehaus, wo nach der Aussage meines Wirthes sämtliche Offiziere ihr Frühstück einzunehmen und die Zeit der Wachtparade zu erwarten pflegten, weshalb ich, um sobald als möglich mit meinen

zukünftigen Kriegskameraden Bekanntschaft zu machen, meinen Weg dahin antrat.

Wie freudig wurde ich überrascht, da ich bei meinem Eintritte in das Gastzimmer den Colonel Bojons erblickte, dessen Bekanntschaft ich, wie ich schon früher erwähnte, im Haag zu machen Gelegenheit fand, den ich aber seit der fatalen Hofengeschichte nicht wieder gesehen hatte. Er erkannte mich sogleich, und freute sich herzlich, als ich ihm von meiner Anstellung erzählte, noch mehr aber darüber, daß er mir, da ich ihn nach dem Namen meines Commandeurs fragte, sich selbst als denselben vorstellen konnte. Keine Nachricht konnte mir erfreulicher sein, als diese, und ich pries vor dem Colonel mein Geschick, das mich in seine Nähe geführt habe. Unterdessen trat auch der Major meines Bataillons ins Zimmer, welchem mich der Colonel sogleich auf eine schmeichelhafte Weise vorstellte, und den ich als einen Mann kennen lernte, der Kopf und Herz auf der richtigen Stelle hatte. Er beehrte mich gleich von dem Augenblicke unserer Bekanntschaft an mit einem Vertrauen, das ihm mein ganzes Herz erwarb, vorzüglich, da er sich angelegen sein ließ, mir allerlei Belehrungen in Rücksicht meiner neuen Dienstverhältnisse zu ertheilen.

Da er ein guter Soldat und Offizier zugleich war, so war sein Unterricht für mich von großem Nutzen, und ich fühlte mich ihm daher zu dem herzlichsten Danke verpflichtet. Nicht denselben günstigen Eindruck machte die Bekanntschaft der übrigen Offiziere auf mich, die mich mit neidischen Augen anblickten, da sie bei ihrem spieß-

bürgerlichen Sinn mir als einem Ausländer die Ehre nicht gönnten, unter ihnen zu dienen.

Dieser Sinn von der politischen Begrenzung geschaffen, ist leider nur gar zu häufig anzutreffen.

Wirkt nun aber diese Engherzigkeit in irgend einem Lande nachtheilig, so ist es gewiß in Deutschland, welches in so viele kleine Staaten getheilt ist, von denen ein jeder sein eigenes Interesse hat, und dem Ausländer das freie Wirken erschwert. Es ist daher gewiß ein frommer Wunsch, daß man namentlich bei Besetzung von Aemtern nicht allein nach dem Vaterlande des Bewerbers, sondern auch nach seinen Fähigkeiten fragen möchte.

Zur großen Ehre gereicht es einzelnen Staaten, die sich zu dieser liberalen Idee erhoben haben, und zu denen auch Preußen gehört, das in jeder Rücksicht als Musterstaat oben ansteht. Wahrscheinlich aber ist die Zeit noch fern, wo man überall so denken lernt.

Zu den Offizieren, welche es ehrlich mit mir meinten, gehörte auch der Adjutant N. der mir viele Beweise von Freundschaft an den Tag legte, und den ich zu meinem vertrauten Umgange wählte. Er führte mich in den Festungswerken herum, wobei ich die Wichtigkeit dieses Platzes kennen lernte, den die Holländer immer als eines ihrer ersten Bollwerke betrachteten. Die Stadt, welche der kleine Fluß Zoom durchfließt, steht durch einen guten Hafen mit der Osterschelde in Verbindung.

Außer einer Garnison von 1400 holländischen und deutschen Truppen befanden sich noch 2000 brabantische Rekruten für die Dauer der Exercierzeit daselbst.

Immer näher rückte indessen die Zeit heran, wo das Schicksal Napoleons für immer entschieden werden sollte, aber eine Todtenstille herrschte in allen öffentlichen Blättern, da die Ungewißheit des Ausganges der großen Katastrophe die Feder der Zeitungsschreiber gelähmt hatte. In der Gegend von Brüssel zogen sich große preussische Truppenmassen zusammen, die durch die englischen und niederländischen unter den Befehlen des Generals Wellington noch vermehrt wurden, und überall vermuthete man, daß in dieser Gegend der entscheidende Kampf beginnen würde.

Unterdessen war die Absetzung des niederländischen Kriegsministers L. ausgesprochen worden, welche nach einer geheimen Unterredung des russischen und preussischen Gesandten mit dem Herzog Wellington erfolgte, nachdem letzterer die Anzahl der niederländischen Truppen, welche unter seinen Oberbefehl gestellt waren, um 10,000 geringer gefunden hatte, als sie im Ministerialberichte angegeben war.

Über die brabantischen Truppen, welche in Bergen op Zoom eingeübt wurden, wollte der König die Musterung selbst übernehmen, und wir erhielten daher die Nachricht, daß Se. Majestät in wenig Tagen deshalb eintreffen würde, wodurch ein ganz neues Leben unter die Staatsoffiziere kam, von denen mehrere nicht wußten, wo ihnen der Kopf stand. Der Tag der Ankunft des Königs erschien, und die Husaren in ihrer prächtigen ostindischen Uniform besetzten die Thore, durch welches der Monarch seinen Einzug hielt, um ihm durch ihr glänzendes Aeußere eine vor-

theilhafte Meinung von dem Ganzen beizubringen. Aber die Freude ward ihnen verdorben, denn ein fürchterlicher Gewitterregen strömte auf die Paradesoldaten herab, und durchnäste sie durch und durch, so daß der König, der um 2 Uhr Nachmittags ankam, sie eben nicht in dem größten Glanze erblickte.

Den andern Morgen erhielten alle Offiziere, die nach Ostindien bestimmt waren, Befehl, um 11 Uhr in großer Gallauniform vor dem zu König erscheinen. Vermuthlich aber wußte der Commandant nicht, daß von 132 Offizieren, aus denen unser Personal bestand, kaum 15 mit dieser Uniform versehen waren, alle übrigen warteten noch auf die Gratifikation zur Anschaffung derselben, da sie des reichen Treffenbesahes halber eine Ausgabe von 150 fl. verursachte, die nicht Jeder sogleich aufzubringen vermochte. Das Offiziercorps war deshalb in neuer Verlegenheit, und sandte sogleich zum Commandanten, um ihn von der Lage der Dinge zu unterrichten, worauf uns angedeutet wurde, in unserer gewöhnlichen Uniform zu erscheinen, wie es denn auch nicht anders möglich war.

Die Stunde unserer Musterung schlug, und sämmtlich waren wir vor der Wohnung des Königs, wozu er ein Privathaus gewählt hatte, versammelt. Jetzt erhob sich aber ein Streit unter den Staabsoffizieren darüber, in welcher Form die Begrüßung vorgenommen werden sollte, mit entblößtem, oder bedeckten Haupte, was mir sehr auffiel, da hierüber doch wohl ein Reglement festgesetzt sein mußte.

Wahrhaft spaßhaft war es anzuhören, mit welchem

Eifer ein Jeder seine Meinung zu verfechten suchte. In dessen kam es zu keinem bestimmten Resultate, und es blieb daher dem Gefühle eines jeden Einzelnen überlassen, wie er sich vor dem König benehmen wollte. Die Staabs-offiziere eröffneten hierauf den Zug in ihrer Gallauniform, indem der eine den Czako auf dem Haupte, der andere unterm Arme trug; ihrem Beispiele folgten die Subalternoffiziere. Ich für meine Person beschloß, die höfliche Parthie zu ergreifen, und nahm ganz gemächlich meinen Czako unter den Arm, konnte mir aber leicht vorstellen, daß der sonderbare Aufzug den König nicht sehr ergözen, und es an Nasen für die Staabs-offiziere nicht fehlen würde. An der Miene des Königs konnte man deutlich das Mißvergnügen lesen, das sich aber nicht in Worten äußerte. Nachdem die Musterung vorüber war, nahm er die Festungswerke in Augenschein, und reiste dann nach Brüssel zurück.

Einige Tage nach seiner Abreise ereignete sich in der Festung ein Vorfall, der die Gefinnungen eines großen Theils der Besatzung deutlich an den Tag brachte, und vermuthen ließ, daß der Staat in der Zeit der Noth wahrscheinlich auf keine Hülfe von ihnen zu rechnen haben würde.

Ein preussischer Kriegscommissair war die Veranlassung davon, der in einer Halbchaise mit Schweiß triefenden Rossen im Buschthore ankam, und den wachthabenden Offizier durch die Nachricht in Schrecken setzte, daß eine große Schlacht vorgefallen sei, in der die Franzosen Sieger geblieben, so daß sie nun wahrscheinlich nicht säu-

men würden, weiter vorzudringen, um ihren Vorthail zu benutzen. Zugleich berichtete er, daß ganz Antwerpen, woher er komme, von englischen Flüchtlingen aller Waffengattung wimmele, und der Schrecken dem französischen Heere vorangehe.

Die Unerfahrenheit des jungen Offiziers, der den Dienst noch nicht in seinem ganzen Umfange kannte, als auch vielleicht der Schrecken, den ihm diese unerwartete Nachricht eingeflößt haben mochte, waren Schuld, daß er den Kriegskommissair nicht mit einer Wache zum Commandanten begleiten, sondern ungehindert in die Festung einfahren ließ, was die nachtheilige Folge hatte, daß die Hiobspost in weniger, als einer halben Stunde unter sämtlichen Truppen und Bürgern der Stadt bekannt wurde, und überall eine große Sensation erregte.

Ich befand mich eben auf dem Exercierplatze der belgischen Truppen, um hier das holländische Commando zu erlernen, als der Adjutant unsers Bataillons mit eiligen Schritten auf mich zukam, und mir die Ordre überbrachte, mich mit verstärkter Wache nach dem Buschthore zu begeben.

Ich erhielt strengen Befehl, fremden Personen nicht eher den Eingang in die Stadt zu erlauben, bis sie vorher bei dem Plazmajor angemeldet worden wären, und als Warnung vor Uibertretung dieses Befehls stand mir das Beispiel meines Vorgängers vor Augen, der sich durch seine Unvorsichtigkeit einen Arrest von 14 Tagen zugezogen hatte.

Nachdem die Rekruten vom Exercierplatze zurückge-

fehrt waren, wurden die Schlüssel der Thore von der Hauptwache abgeholt, und der fernere Eingang in die Festung Niemandem mehr gestattet.

Ungefähr 40 Schritte von der Thorwache entfernt, befanden sich die Kasernen für die 2000 Brabanter. Hier wurde es heute, nachdem das Gerücht von dem Siege der Franzosen sich verbreitet hatte, lebhafter als je; haufenweise sah man die treuen Anhänger Napoleons zusammenstehn und die neue Mähr mit Enthusiasmus sich erzählen.

Diese Stimmung war für die jetzige Zeit ziemlich gefährlich, und ich stattete daher dem Plazmajor Bericht davon ab, der mir sogleich die Weisung gab, durch eine Patrouille die Soldaten zu zerstreuen, und sie in ihre Kasernen zu verweisen. Alle gehorchten augenblicklich, warteten aber wahrscheinlich mit Ungeduld auf die Bestätigung der Nachricht, die eine so große Freude bei ihnen hervorgebracht hatte.

Doch sie hofften vergebens, und erhielten endlich gar bald die für sie so unangenehme Gewißheit von dem Siege der guten Sache, wodurch ihr Muth und unsre Gefahr auf einmal verschwand.

Noch in derselben Nacht, als ich die gewöhnliche Patrouille um die Festung machte, bekam ich auf eine andere Weise die Ueberzeugung, daß unser Plaz eben nicht bestens berathen war. Auf dem Walle am Wasserthore, welches bei Nachtzeit von Bürgergardisten besetzt war, fand ich — eine schlafende Schildwache, bei welcher die Müdigkeit größer gewesen war, als der Patriotismus. Ich weckte den Schläfer aus seinem süßen Schlummer, und nahm ihn, nachdem ich seinen Plaz durch einen Mann aus der Pa-

trouille ausgefüllt hatte, mit mir, um ihn als Pflichtvergeßnen dem Commandanten der Bürgerwache zu übergeben. Obgleich der arme Mann, aus Furcht vor der Strafe, gar sehr jammerte, und ich sehr wohl fühlte, daß es unrecht sei, einen solchen Posten einem Bürger anzuvertrauen, der von den Geschäften des Tages ermüdet, die Ruhe der Nacht begehrt, um neue Kräfte zu gewinnen, um seiner Familie Existenz durch seinen Fleiß zu sichern, so konnte ich doch nicht anders, als den Militairgesetzen gehorchen, die mich nöthigten, von diesem Vorfalle Bericht zu erstatten, vorzüglich, da ich an das Schicksal des wachthabenden Offiziers dachte, zu dessen Ablösung ich befehligt worden war. Als ich mit meinem Arrestanten in der Bürgerwache ankam, bemerkte ich, daß derselbe viele Freunde haben mußte, denn alle seine Kammeraden baten mich herzlich, dem Commandanten keine Anzeige davon zu machen, da hierdurch ihr ganzes Corps in ein übles Licht gestellt werden könnte, und gaben mir die Versicherung, daß der Gardist von ihrem Hauptmanne die verdiente Strafe erhalten würde. Den vereinten Bitten der Bürger konnte ich nicht widerstehen, und ich versprach ihnen, zu schweigen, worauf sie meine ganze Mannschaft, um auch ihr Stillschweigen zu erkaufen, mit einem guten Punsch traktirten, womit diese ziemlich zufrieden war, so daß Keiner einen übeln Gebrauch von seinem Geheimniß machte.

Zu bemerken ist noch, daß die Engländer unter ihrem Anführer Graham durch Verrath eines Bürgers unterstützt, ein Jahr vorher, durch dasselbe Thor bei nächtlicher Weile einen Einfall in die Stadt gewagt, und mit

3000 Mann schon 8 Bastionen besetzt hatten. Doch haben sie sich hierbei nur ein Denkmal der Schande errichtet, die sobald nicht wieder verlöscht werden wird, da sie sich von der französischen Besatzung, die nur 1000 Mann betrug, theils niederhauen, theils gefangen nehmen ließen. Der englische Stolz wird gar sehr gedemüthigt, wenn von diesem Vorfalle die Rede ist, da sich dieses Volk, wie weiland die Israeliten für das Volk aller Völker hält, und es unerträglich findet, wenn ein anderes Volk ihm den Rang streitig macht.

Als ich am folgenden Morgen eben im Begriffe war, dem Commandanten meinen Rapport zu überbringen, meldete mir ein Unteroffizier, daß sich in der Ferne eine große Staubwolke erhebe, worauf ich mich auf die nächste Bastion begab, von wo aus die ganze Gegend nach Antwerpen zu übersehen werden konnte. Zu meiner Verwunderung bemerkte ich durch das Fernrohr, eine mit 6 Pferden bespannte Lafette, worauf 8 Mann Soldaten Platz genommen hatten, die große Eile zu haben schienen, da sie die Pferde öfters zur Schnelligkeit antrieben.

Der ganze Aufzug schien mir bedenklich, und ich kam auf die Vermuthung, daß die Aussage des Commissairs doch wohl kein Märchen sein möchte, und die eiligen Soldaten wohl gar von leichten französischen Reitern verfolgt werden könnten. Da ich aber, nachdem sie näher gekommen waren, die Straße hinter ihnen ganz leer erblickte, so ließ ich um das Aufsehen zu vermeiden, welches das sonderbare Fuhrwerk in der Stadt erregen konnte, die untere Zugbrücke aufziehen, und den Platzmajor davon benachrich-

tigen, welcher sogleich erschien, um den Grund eines solchen Aufzugs zu erfahren.

Die Lafette war eben mit den 8 holländischen Kanonieren vor der untern Pforte angelangt, und der Plazmajor begab sich nach Niederlassung der Zugbrücke hinüber, um eine Nachricht zu erhalten, die nichts weniger, als erfreulich war.

Nach der Aussage der Kanoniere war das Corps, bei welchem sie gestanden, gänzlich aufgerieben, und sie selbst hatten, um nur sich und die Pferde zu retten, die Kanone abgeworfen, und waren so dem siegreichen Feinde entkommen. Daß aber nicht viel Wahres an der Erzählung sein würde, glaubte der Major sicherlich, da er die 8 Flüchtlinge sogleich in Verwahrung bringen, die Lafette und die Pferde aber an unsere Fußartillerie abgeben ließ.

Unterdessen verflossen 2 Tage, ohne daß sich Spuren einer verlorenen Schlacht in der Festung zeigten; die doch wahrscheinlich den Flüchtlingen als Zufluchtsort willkommen sein mußte.

Hierauf deutete der Kommandant dem preussischen Kommissair, der den unberufenen Berichterstatler von einer Niederlage gemacht hatte, die wahrscheinlich nur in seinem Kopfe vorgefallen war, an, daß er sich zu seinem Corps, welches unter dem Kommando des Generallieutenants von Thielemann stand, zu verfügen habe, zugleich aber meldete er Letzterem die Unvorsichtigkeit des Kommissairs, die so nachtheilige Folgen hätte hervorbringen können, worauf dieser, wie der Generallieutenant von Lyon aus meldete, seines Dienstes entlassen wurde.

Bald darauf sollten wir indessen Gewißheit erhalten von einem wichtigen Ereignisse, das aber keine Besorgnisse, sondern freudige Empfindungen bei allen Patrioten hervorbringen mußte. Einige Wagen Verwundeter kamen in der Festung an, welche die erfreuliche Nachricht brachten, daß die Franzosen in der blutigen Schlacht bei Waterloo gänzlich aufs Haupt geschlagen worden, und das ganze Heer in der größten Verwirrung sei, so daß die Auflösung derselben wohl in Kurzem erfolgen werde. Doch meldeten sie, daß der Sieg lange Zeit unentschieden geblieben, und die Franzosen sich mit solcher Gewalt auf den rechten Flügel der niederländischen Armee geworfen hätten, daß mehrere Regimenter Cavallerie und Infanterie zersprengt in bunter Verwirrung bis nach Antwerpen geflohen wären. Diese Nachricht wurde späterhin durch die Schlachtberichte bestätigt, in welchen auch dem Feinde die Gerechtigkeit wiederfuhr, daß er noch einmal mit ritterlicher Tapferkeit auf dem Schlachtfelde gestritten, und den Verbündeten den Sieg gar schwer gemacht habe.

Um so heller aber glänzen nun auch die Namen Blücher und Wellington in der Geschichte des blutigen Tages, wo Napoleon beschloß zu haben schien, entweder zu siegen, oder unterzugehen. Das Schicksal wollte das Letztere, obgleich Männer wie Cambronne für ihn fochten, der mit heldenmüthiger Tapferkeit seine Gardes führte, und dem Aufrufe der Engländer, sich zu ergeben, mit den merkwürdigen Worten entgegnete: die Garde er giebt sich nicht, sie stirbt! Tapfer stritten die französischen Truppen, dieser Ruhm werde ihnen nicht geschmälert;

wo aber ein Wellington gegenüber stand, der seinen hartbedrängten Haufen zurief: Kinder, wir dürfen nicht geschlagen werden, was würde man in England sagen; wo ein Blücher seinen tapfern Preußen Vorwärts zurief, da konnte der Sieg nicht unentschieden bleiben. Die Schlachtreihen der Franzosen wurden überall durchbrochen, dem furchtbaren Corsen zum zweiten Male die Krone vom Haupte gerissen, um seine Kraft auf immer zu lähmen, und ihm auf einen unwirthbaren Gilande den Vorwürfen seines Gewissens zu überlassen, das ein schreckliches Gericht über ihn aussprechen mußte, da er des Kummer's viel auf Erden gestiftet hatte.

Nachdem die Fackel des Krieges verlöscht war, und Europa von neuem des Friedens sich erfreute, wurde mit Eifer an der Ausrüstung der nach Ostindien bestimmten Truppen gearbeitet; indessen verzögerte sich die Expedition noch 2 Monate, bis endlich am 1ten September der Tag unsers Ausmarsches erschien.

In Alkmar war der Versammlungsort der sämtlichen Truppen, weshalb wir unsern Marsch dahin antraten, und nach einigen Tagen am Harlemer Meere ankamen, wo wir eingeschifft wurden. Ein günstiger Wind schwellte die Segel, bald aber erhob sich ein solcher Sturm, daß die Wellen mit unsern Ruffs wie mit Bällen spielten, und der größte Theil der Mannschaft schon jetzt die Seeskrankheit davon trug, welche bekanntlich schlimmer ist, wenn das Meer unruhig ist, und von Stürmen bewegt wird.

Ueberall sah man nichts, als Niederlagen im eigentli-

chen Sinne des Worts, da der Seekranke Erleichterung fühlt, wenn er sein Lager sucht. Um die Beschwerden zu erleichtern, bedienten sich Viele mit Erfolg des Citronensaftes mit Zucker, so wie spirituöser Einreibungen in der Magenegend.

Vom Harlemer Meere ist aber überhaupt zu bemerken, daß es bei eintretendem Sturme sehr gefährlich zu befahren ist, und jährlich mehrere Fahrzeuge auf demselben zu Grunde gehen.

Als wir in Alkmar angekommen waren, wurden die Soldaten in Kasernen gewiesen, die Offiziere aber mußten sich eigne Wohnungen besorgen.

Die Stadt ist von ziemlichem Umfange und mag früher ansehnliche Befestigungen gehabt haben.

Was die Bauart betrifft, so sieht man überall Spuren ihres Alterthums.

Man findet hier mehrere öffentliche Plätze, wovon besonders einer unter dem Namen des Käsemarktes bekannt ist, wo in einem Monat oft mehrere Hunderttausend Käse aufgekauft werden, um sie nach Ost- und Westindien zu verhandeln.

In meiner Wohnung überraschten mich vorzüglich die in demselben befindlichen Wachstapeten, auf welchen die traurigen Schicksale mehrerer fürstlicher Personen aus dem Hause Dranien geschildert waren. Mit innerer Wehmuth betrachtete ich diese Gemählde als die Zeugen des politischen Fanatismus, welcher in diesem Lande blutig gewüthet hatte, und pries den Charakter des Deutschen der

solcher Schandthaten nicht fähig ist, sondern gern sein Blut für seinen angestammten Herrscher verspricht.

Einige Tage nach unserer Ankunft in Altkmar ereignete sich mir ein Vorfall, der späterhin entschiedenen Einfluß auf die Erhaltung meines Lebens hatte.

Streng war es jedem Soldaten verboten, sich nach 9 Uhr noch in einem öffentlichen Hause aufzuhalten, und der wachthabende Offizier war angewiesen, nach dieser Zeit alle Schenkhäuser durch Patrouillen untersuchen zu lassen.

Eines Nachts um 11 Uhr, nachdem die von mir ausgesandte Patrouille ihrer Aussage nach alle diese Häuser leer gefunden hatte, machte ich die Runde, und vernahm auf einem entlegenen Theile der Stadt in einem Hause, welches nach der Aussage des mich begleitenden Unteroffiziers in einem zweideutigen Ruse stand, noch Tanzmusik. Ich trete in den Saal hinein, und finde unter einer Anzahl junger Leute auch einen Korporal von unserm Bataillon, dem es hier vorzüglich zu gefallen schien, und der seinem Ansehn nach, besonders dem Branntweinglase tüchtig zugesprochen haben mußte.

Ich befahl der Wache, denselben zu arretiren, um ihn seinen Rausch auf der Hauptwache ausschlafen zu lassen.

Er erklärte mir, daß er zwar in sein Quartier, aber nicht auf die Wache gehen wollte. Da ich aber wohl sahe, daß er dieses in seinem Zustande schwerlich finden würde, so wiederholte ich noch einmal meinen Befehl, aber dieß

war dem Sinnlosen das Signal, gleich einem Wüthenden auf mich los zu stürzen, und mich bei der Brust zu fassen, worauf mein Gefolge über ihn herfiel, ihm das Seitengewehr abnahm, und ihn mit Gewalt nach der Hauptwache schleppte. Kaum war er hier angekommen, so überwältigte Morpheus den Bacchus, und er versiel in einen festen Schlaf.

Jetzt legte sich auch mein Zorn, und ich dachte über das schreckliche Schicksal nach, das aus diesem Vorfalle für den Korporal hervorgehen mußte; denn meldete ich den Hergang der Sache, so war er verloren, und Niemand konnte ihn nach den strengen Kriegsgesetzen vom Tode retten. Der arme Teufel, der jetzt so ruhig schlief, und nicht ahnete, in welcher großen Gefahr er schwebte, dauerte mich, vorzüglich, da er erst 24 Jahre alt, und sonst von unbescholtenem Rufe war; ich beschloß daher, einen Ausweg zu suchen, wie er zu retten sein möchte, da mir das Leben eines Menschen zu theuer war.

Als ich am andern Morgen erfuhr, daß der Korporal ausgeschlafen und sich gar sehr gewundert habe, sich im Gefängniß zu befinden, ließ ich demselben vor mich kommen, und machte ihn mit der Strafe bekannt, die ihm bevorstände, nachdem er am gestrigen Abend sich so sehr vergangen habe. Todtenbleich stand jetzt der Geängstigte vor mir, seine Knie zitterten, und unter Vergießung reuiger Thränen stürzte er vor mir nieder, umfaßte meine Kniee, und beschwor mich, ihn nicht unglücklich zu machen, da er gestern seines Verstandes nicht mächtig gewe-

sen sei. Die ganze Wache hatte sich versammelt, und auf allen Gesichtern sprach Mitleid und Rührung sich aus.

Noch eine Stunde hatte ich bis zu der gewöhnlichen Meldung an den Commandanten Zeit, und in dieser Stunde schwebte die Entscheidung zwischen Leben und Tod.

Ich wußte nicht, wie ich mich bei diesem kritischen Falle benehmen sollte, da das Vergehen des Korporals des verderblichen Beispiels halber nicht ungeahndet bleiben durfte, und ich auf der andern Seite sein Leben zu retten wünschte, das er verwirkt hatte, sobald die Meldung geschah. Ich ließ endlich den Infulpaten wieder zurückführen, und ersuchte durch ein Handbillet den Kapitain A., in dessen Compagnie derselbe stand, sich einer wichtigen Angelegenheit halber zu mir zu bemühen, um mich mit diesem zu berathen, was hier zu thun sei.

Der Kapitain erschien sogleich, und nachdem ich ihm den Vorfall erzählt hatte, rief er aus: der Mann ist ohne Rettung verloren, wenn Sie nicht selbst als Menschenfreund handeln. Ich erwiederte ihm, daß eben die Absicht, ihn zu retten, mich bewogen habe, mir seinen Rath zu erbitten, worüber der Kapitain sich innig freute, da er den Korporal als einen braven Soldaten kannte, und sein Leben ebenfalls zu erhalten wünschte. Es ward daher beschlossen, in der Meldung an den Kommandanten die erschwerenden Umstände bei dem Vorfalle zu verschweigen, worauf nur eine dreimonatliche Degradation über den Arrestanten ausgesprochen wurde.

Jedoch mußten wir uns erst der Verschwiegenheit sei-

ner Kameraden versichern, wozu sich auch alle herzlich gern verstanden.

So war die Sache beendet, und ein Menschenleben gerettet, was mir in der Folge herrlich gelohnt ward, wie ich später zu erzählen Gelegenheit haben werde.

Sechszehntes Kapitel.

Abfahrt aus den Niederlanden zu meiner Bestimmung nach
Ostindien.

Nachdem unser Corps zusammen gekommen war, wurden wir am 6. Oktober 1815 auf großen Barken nach der Flotte eingeschifft, welche am Helder lag. Nie werde ich die Scenen vergessen, die hier dem fühlenden Herzen sich darboten. Hier standen alte graue Eltern, die von ihren Söhnen vielleicht auf immer Abschied nahmen, und ihnen mit Thränen im Auge ihren Segen ertheilten, dort schluchzten zartfühlende Schwestern an der Brust geliebter Brüder, dort lag eine tief betrübte Braut am Halse des theuren Bräutigams, den Scheidekuß auf seine Lippen drückend, dort rief ein Bruder dem Bruder, dort ein Freund dem Freunde das Lebewohl zu. Ach, vielleicht trennten sich die bisher so eng Verbundenen auf immer, vielleicht ward in diesem Leben die heiße Sehnsucht nach dem Ge-

liebten nicht wieder gestillt, durch des Wiedersehens erquickenden Balsam.

Dieser Gedanke fiel Allen schwer aufs Herz und verlängerte die traurige Abschiedscene, die mich zu düsterm Unmuth stimmte, da ich an die befreundeten Herzen im fernen Vaterlande dachte. Im Geiste sagte ich ihnen in diesem Augenblicke Lebewohl, und empfahl den vorübersegleitenden Wolken an die Geliebten meinen Abschiedsgruß, indem ich noch einmal den Segen des Himmels auf sie Alle herabflehte. Thränen der Wehmuth traten in mein Auge, als ich den Scheideblick auf Europens Gestade warf, welche ich nicht wieder zu sehen wähnte, da ich die Bekommenheit meines Herzens für eine innere Ahnung hielt, daß ein fremder, vom heimischen Boden weit entfernter Staub meine Asche decken, und ich den Todesschlaf am jenseitigen Gestade des Weltmeeres halten würde.

Endlich ward das Zeichen zur Abfahrt gegeben, die bange Abschiedscene ward unterbrochen durch das lärmende Treiben der Matrosen, und bald lag uns Alfmar im Rücken.

Den andern Morgen langten wir bei der Flotte an, die aus 3 Linien Schiffen, der Evers, Amsterdam und Ruyter, von denen jedes 80 Kanonen enthielt, dem Schoner, dem Spion und einer Kriegsbrigg bestand.

Unser Bataillon nahm die Evers in Besitz, auf der die sämtliche Mannschaft über 900 Personen zählte. Von der Cajüte des Admirals hatte zugleich der Commissair-General

Clout Besitz genommen, da diese Beiden in Gemeinschaft mit dem Gouverneur-General van der Kappellen, der sich mit seiner Gemahlin auf der Amsterdam befand, zur Uibernahme der ostindischen Kolonien beauftragt waren. Der General Ant h i n g bewohnte mit seiner Familie, welche aus seiner Gemahlin und 2 Töchtern bestand, das dritte Linienschiff. Allen Subalternenoffizieren war die Kuhbrücke, der unterste Raum eines Kriegsschiffes, woselbst sich auch die Pulverkammer befindet, angewiesen. Ringsherum waren kleine Behältnisse angebracht, von 6 Fuß Länge und 4 Fuß Breite, wovon in jedem für 3 Offiziere Hängematten angebracht waren, und welche zugleich zur Aufbewahrung der Effecten derselben dienten. Zwei große Kühlseegel versahen uns fortwährend mit frischer Luft, und beförderten die Abführung der Ausdünstung von 36 Personen, aus denen unsere Gesellschaft bestand.

Die Staabsoffiziere hatten ihre Kajüten auf beiden Seiten der Kerk, die sich auf dem ersten Verdecke befand, mit Fenstern versehen war, und zugleich zum Speise und Versammlungs-saale diente, der 55 Fuß lang und 12 Fuß breit war.

Der Anblick eines so mächtigen schwimmenden Gebäudes erregt gewiß Bewunderung; wie großartig muß aber dann erst der Anblick der Galeere Caracca gewesen sein, welche die Maltheſer dem Kaiser Karl dem V. zu seiner Fahrt nach Afrika zu Hülfe schickten, da diese 7 Stockwerke enthielt, und mit einem Mast versehen war, den 6 Männer nur mit Mühe umfaßt haben sollen.

Ehe wir aus Alkmar abgefahren waren, hatte jeder

Offizier eine Gratifikation an Gelde erhalten, um davon die nöthige Einrichtung in Rücksicht der Tafel zu bestreiten. Durch die gemeinschaftlichen Beiträge war eine Summe von 18,000 fl. zusammen gekommen, aus welchen Fonds 3 Kommissarien die nöthigen Bedürfnisse in Amsterdam einkauften. Mein guter Rath, anstatt des Glaswerkes anderes Geschirr, das der Vernichtung nicht so leicht ausgesetzt war, anzuschaffen, wurde verworfen, so daß wir, was ich vorausgesehen hatte, nach einigen heftigen Stürmen in die Nothwendigkeit versetzt waren, unsrer sieben aus einem Glase zu trinken; und diese Anzahl vermehrte sich noch, als ein Aufwärter so unglücklich oder ungeschickt war, mit 8 Dugend Bier- und Weingläsern die Kajütentreppe herunter zu purzeln, und so die ganze Ladung in Scherben zu verwandeln.

Am Abend des 27ten Oktobers kamen die Lootsen an Bord, um den andern Morgen unsere Schiffe in See zu bringen.

Das Geschäft dieser Leute ist äußerst wichtig, aber auch sehr gefährlich, da man von ihnen Ersatz für den etwanigen Schaden fordert, welchen das Schiff unter ihrer Leitung nehmen möchte. Sie müssen deshalb der Gegend und der Anfuhr eines Hafens, einer Riede und der ganzen Küste kundig sein, um Schiffe sicher ein- und auszubringen. Da hierzu manche Kenntnisse und Erfahrungen erfordert werden, so muß sich jeder Lootse einer Prüfung unterwerfen. Die Bezahlung derselben wird nach der Tiefe des Wassers bestimmt, und nach dem Fuße berechnet.

Der Morgen des 28ten Oktobers brach an, und

Alles ward auf dem Schiffe lebendig. In trauriger Gemüthsstimmung saß ich auf dem Oberdeck, zurückdenkend an mein verflossenes sorgenvolles Leben, und in eine dunkle Zukunft blickend, als der Kapitain A. auf mich zutrat, mir ein großes Glas Burgunder reichte, und mich mit den Worten aus meinen Träumereien weckte: Was Teufel, Freund, hängen Sie den Kopf an einem Tage, wo wir ein Schlaraffenleben verlassen, um nach dem irdischen Paradiese zu segeln? Seine fröhliche Laune verscheuchte auch bei mir bald die Grillen, und ich begab mich auf seine Einladung in den lustigen Zirkel mehrerer Offiziere, die dem Vaterlande ein Valet tranken, und durch heitere Scherze ihre innere Zufriedenheit kund gaben.

Unterdessen wurde das Signal, die Anker zu lichten, gegeben, und mit lautem Krachen hörte man von allen Seiten die Spille sich drehen, die von 50 Matrosen in Bewegung gesetzt wurden.

Schon früher hatten trübe Wolken den Himmel verhangen, jetzt aber lösten sie sich in Schneeflocken auf, und vor unsern Blicken wars förmlicher Winter.

Nachdem die Anker, deren wir 4 auf unserm Schiffe hatten, und von denen jeder 6000 Pfund wog, gehoben waren, trat der Lootse an das Steuerruder, und das Kommando des Admirals und Kapitains hatte aufgehört, bis von diesen das Schiff in offne See gebracht worden war.

So fröhlich und wohlgemuth die ganze Mannschaft vorher sich gezeigt hatte, so still und ruhig war es jetzt, da nun wohl der Gedanke an die Gefahren, denen wir entgegen gehen konnten, erwachte. Als wir das Fort pas-

sirten, glaubte ich, wenigstens einen Abschiedsruf für uns aus den aufgestellten Kanonen ertönen zu hören, aber ich hatte mich geirrt, denn man war ökonomisch genug, das Pulver zu schonen, weshalb es mir vorkam, als wenn wir uns Alle still aus dem Staube machten.

Unterhalb des Forts befanden sich gefährliche Sandbänke, an denen schon manches Kauffarthenschiff gestrandet ist, doch kamen wir glücklich hindurch: je mehr wir aber in die offene See kamen, desto höher erhob der Wind die Wellen, so daß sich das Lootsenboot nicht nähern konnte, um die Lootsen von den Schiffen wieder einzunehmen; diese mußten daher bei uns auf günstige Gelegenheit lauern, die Rückfahrt mit einem fremden Schiffe wieder anzutreten, was sich aber mehrere Tage verzögerte. Der Admiral hatte das Kommando wieder übernommen, und mit glücklichem Winde segelten wir weiter. Aber die Folgen der starken Bewegung des Schiffes zeigten sich bald unter der Mannschaft, denn am andern Morgen war der größte Theil derselben seefrank.

Betrunkenen gleich taumelten sie von einer Ecke zur andern herum, und ich übernahm auch jetzt wieder, wie früher das Geschäft des Arztes, indem ich zu den alten Mitteln meine Zuflucht nahm, da auch die Schiffsarzte an die Reihe der Kranken sich anschlossen, und folglich nicht im Stande waren, ihr Amt zu verwalten. Für den Koch war heute Feiertag, da Niemand Lust zu essen hatte, und so keine Tafel gehalten zu werden brauchte, weshalb die wenigen Gesunden, zu denen auch ich mit gehörte, von dem Admiral zu Tische geladen wurden.

In einer unangenehmen Lage befanden sich die Loot-

sen, welche sich, ohne mit frischer Wäsche versehen zu sein, immer noch auf unsern Schiffen befanden, und mit Sehnsucht auf Gelegenheit warteten, in die Heimath zurück zu kehren,

Am neunten Tage unserer Fahrt gelangten wir auf die Höhe der Insel Madeira, und erhielten hier gemäßigten Wind, worauf der Admiral die Lootsen, nachdem ihnen hinlängliche Legitimation wegen ihrer längern Abwesenheit ausgemacht worden war, auf der Insel selbst auszusetzen befahl, da sich hier beständige Gelegenheit zu ihrer Rückfahrt nach Europa fand.

Am vierzehnten Tage unserer Reise, bekamen wir die Insel Teneriffa zu Gesicht, die einen äußerst interessanten Anblick gewährt; aus weiter Ferne schon sahen wir den Riesen der dortigen Berge, den bekannten Pic von Teide hervorragen, der einen immerwährenden Schwefelrauch von sich stößt, und dessen Gipfel das Ansehen hat, als sei er mit ewigem Schnee bedeckt, was auch mehrere Reisende geglaubt haben, jedoch ist es weißer schimmernder Bimsstein, woraus sein Gipfel besteht. Ueber 11,000 Fuß erhebt er sich über die Meeresfläche und gehört daher zu den bedeutendsten Bergen der Erde. Ueberhaupt durchschneidet eine lange Gebirgsreihe die Insel, und hohe Felsenmassen thürmen sich vorzüglich von der Nordseite auf, die den Vorübersegelnden einen schauerlichen Anblick gewähren.

Wie ich im Laufe unserer Unterhaltung auf dem Schiffe erfuhr, so befinden sich auf der Insel über 200 Städte und Dörfer, worunter Laguna Drotawa und Santa

Cruz die größten, und mit Seehafen versehene Städte sind. Besonders merkwürdig möchte noch sein, daß man hier zu gleicher Zeit alle Climate, von der Hitze Afrika's bis zur Kälte der hohen Alpen antrifft, was man auch von Peru und Mexico berichtet.

Wir waren nun 650 teutsche Meilen von Holland entfernt, und hatten so eine bedeutende Veränderung des Klimas in wenig Tagen erfahren, denn bei Frost und Schneegeßtöber hatten wir Europa verlassen, und befanden uns jetzt unter Afrikas brennender Sonne, vor deren Strahlen wir uns so sehr zu schützen suchten, als wir sie in Europa gesucht hatten.

Den zweiten Sonntag nach unserer Abreise hatte der Admiral zu einem allgemeinen Bettage für die ganze Schiffsmannschaft bestimmt, und da das Wetter an demselben günstig war, beschlossen, auf dem obern Theile des Schiffes die Andacht halten zu lassen. Es war eine herrliche Scene, als von hier aus zur Ehre des Herrn die frommen Gesänge zum Himmel ertönten, und nach Beendigung des Gesangs ein junger Geistlicher, den sein Beruf nach Batavia führte, durch eine kräftige Rede die Herzen der Zuhörer erquickte, dem Herrn für seinen Schutz im Namen Aller den tiefgefühlten Dank brachte, und ihn fernerhin um seine Hülfe anflehte, ohne die wir nichts sind, und nichts vermögen. Eine feierliche Stille herrschte unter der ganzen Versammlung, und eben sollte das Vater unser von den Lippen des Geistlichen zum Himmel sich erheben, als auf einmal der laute Ruf: eine Sturmwolke! die schöne Feier unterbrach, und sich Alles eiligst vom Verdecke entfernte.

Kleine weiße Wolken, welche der Seemann aus Erfahrung als Vorboten eines Sturmes kennt, geben nicht selten auf dem Schiffe das Signal zur größten Lebendigkeit, um Vorkehrungen gegen ein bevorstehendes Unglück zu treffen.

So war es auch jetzt, auf den erschollenen Ruf fuhr Alles, was Beine hatte, durch einander, und es schien, als wenn der Sturm auf dem Schiffe eingekehrt sei, und hier sein Amt verwalte. 150 Matrosen saßen auf einmal in den Segeln und die übrige Mannschaft begab sich auf die untern Verdecke.

Daß mit der größten Schnelligkeit gehandelt werden mußte, sahe ich daraus, daß schon nach Verlauf von 10 Minuten ein so heftiger Wirbelwind entstand, daß man sich nicht frei auf den Beinen zu halten vermochte. Die Maste krachten laut durch die erlittene Erschütterung, und nur dem guten Tauwerk hatten wir es zu verdanken, daß keiner derselben über Bord geschleudert wurde. Zum Glück dauerte diese Naturbegebenheit nur eine Viertelstunde, worauf der regelmäsigste Wind aus Osten wehete, und so unsere Fahrt begünstigte. Die Segel wurden wieder aufgezogen, und Alles freuete sich, der drohenden Gefahr glücklich entgangen zu sein.

Im Laufe unserer Reise hatte ich Gelegenheit, ein anderes Phänomen kennen zu lernen, welches mir bisher noch ganz neu war, und welches darin bestand, daß sich eine Wassersäule mit großem Geräusch nach dem Meere herabsenkte, und so einige Minuten still stand; hierauf erhob sich ein Wasserfegel aus dem Meere in heftig wallender

Bewegung, und verband sich mit der Wolfensäule, welche nach dieser Vereinigung fortrückte, endlich mit fürchterlichem Krachen ins Meer herabstürzte, und dieses so in Bewegung setzte, daß unser Schiff wie bei einem Sturme hin und her geworfen wurde. Ich erfuhr, daß dieses furchtbare Meteor, welches man Wasserhose nennt, oft schreckliche Verheerungen anrichtet, und daß die Schiffe, welche sich in ihrem Bereiche befinden, nur selten dem gänzlichen Untergange entrinnen. Oft werden diese Wassersäulen nach dem nahe gelegenen Lande geführt, und richten dort ebenfalls große Verwüstungen an. Bisweilen sieht man innerhalb derselben, wie erfahrene Seemänner behaupten, Blitze hin und her kreuzen, was einen prächtigen Anblick gewähren würde, wenn der Gedanke an die damit verbundene Gefahr ein inneres Wohlgefallen gestattete.

Täglich wurde jetzt die Hitze größer, und somit der Durst der Mannschaft heftiger, weshalb unserm Wasservorrathe so zugesprochen wurde, daß man genöthigt war, so ökonomisch, als möglich damit umzugehen, wenn nicht für die Folge gänzlicher Mangel daran eintreten sollte, der auf dem Schiffe äußerst drückend ist.

Zwei große Wasserfässer waren auf beiden Seiten des obern Verdecks mit Tauen befestigt, aus denen Jeder seinen Bedarf holen konnte, doch war eine Wache dabei aufgestellt, um zu verhüten, daß das für uns so kostbare Getränk nicht gemißbraucht wurde.

Eines Tages erblickten wir neben unserm Schiffe einen großen Haifisch, der allen Unrath aus demselben verschluckte, und uns beständig nachging. Da aber auf einem so

hohen Schiffe, als das unsrige war, der Fang dieser Riesenfische mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, so wurde keine Spekulation auf denselben gemacht. In dem Verfolg meiner Reisen aber habe ich öfters Gelegenheit gehabt, den Fang dieser Thiere mit anzusehen, wovon ich zu seiner Zeit erzählen werde. Man zählt über 30 Gattungen, wovon der Sonassfisch, der furchtbarste ist, da ein Mann ganz bequem durch seinen Schlund kriechen kann. Er ist außerordentlich gefräßig, und vielleicht das gefräßigste Thier in der ganzen Schöpfung, was seine starke Verdauungskraft bewirken mag, die so groß ist, daß ein Matrose, der das Unglück gehabt hatte, von einem dieser Raubfische verschlungen zu werden, in einer Viertelstunde beinahe ganz verdaut war, wie es sich nach der Sektion dieses Thieres zeigte, das man gleich darauf gefangen hatte. Man soll sogar an der Küste von Marseille einen geharnischten Mann im Leibe eines Haies gefunden haben, der aber demselben wahrscheinlich schwer im Magen gelegen haben mag.

Der Name dieses Fisches erinnert an den Propheten Jonas, der freilich vor etwas langer Zeit 3 Tage lang in einem solchen zugebracht haben soll.

Ob nun gleich diese Geschichte vielleicht allegorisch gedeutet werden muß, so ist doch nicht zu leugnen, daß Menschen, welche schon von diesem Ungeheuer verschlungen waren, wieder wohlbehalten aus ihrem Grabe hervorgezogen wurden, wenn sie nicht gar zu lange darin verweilt hatten, wie man mir von einem Matrosen erzählte, der im mittelländischen Meere verunglückt und von einem Haifische

verschlungen worden war. Der Kapitain hieß es, ließ auf den Räuber eine Kanone abfeuern, der dadurch so in Schrecken gerieth, daß er seinen Raub wieder von sich gab, und bald darauf sein Leben aushauchte. Zum Glück war der Matrose, den man sogleich auffischte, nur wenig verletzt, so daß er bald gänzlich hergestellt war, und mit dem ausgestopften Haifische, den ihm der Kapitain zum Geschenk gemacht hatte, in Europa herumzog, und sich seinen Unterhalt dadurch verdiente.

Was aber unsern Haifisch betraf, so war er einige Zeit lang unser treuer Begleiter, und machte uns durch seine Fressgier, womit er die ausgeworfenen Dinge verschlang, manchen Spaß.

Nachdem wir 21 Tage lang auf dem Meere herumgeschwommen waren, tönte auf einmal aus dem obersten Mastkorbe der Ausruf: Land! uns entgegen. Da dieses aber noch ziemlich entfernt sein mochte, so blieb uns auf dem Verdecke der Anblick desselben verborgen, weshalb die Neugierigen, zu denen auch ich mit gehörte, den Mastkorb zu ersteigen beschloßen, um sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen. Aber diese Neugierde wäre mir bald theuer zu stehen gekommen.

Da ich von Natur etwas schwindlich bin, und auf Strickleitern zu klettern, vorzüglich bei der schwankenden Bewegung des Schiffes, nicht gewohnt war, so war die Parthie gleich anfangs ziemlich ängstlich und unsicher, und ich hätte besser gethan, bei Zeiten wieder umzukehren, doch dieß ließ die falsche Schaam nicht zu, da ich mich so dem Gelächter der Andern preis zu geben glaubte. Ich stieg

daher immer weiter, um die Gefahr mit jedem Schritte zu vergrößern, die in dem Maasse wuchs, jemehr mein Schwindel zunahm. Ach, wie viel hätte ich darum gegeben, wäre ich auf einmal wieder unten auf sicherem Boden gewesen, denn da oben in dem lustigen Reviere, auf so unsichern Füßen, unter mir das brausende Meer, war es ein grauenvoller Aufenthalt für mich, aber ich war jetzt dem Mastkorbe näher, als dem Berdecke, und nahm daher bei den letzten Sprossen meine ganze übriggebliebene Besonnenheit zusammen, um mich behende in den Korb zu schwingen, aber wie es manchem Schiffe geht, das noch kurz vor dem Hafen Schiffbruch leidet, so ging es auch mir. Bei der Hast, meinen Sprung, der mich der Gefahr zu entreißen schien, zu beschleunigen, bin ich so unglücklich, mit den Füßen abzugleiten, so daß ich nun an beiden Händen, mit denen ich so fest mich angeklammert hatte, als wäre ich an das Seil gewachsen, zwischen Himmel und Wasser schwebte. Ich erhebe ein Zetergeschrei, da ich vor dem Tode gewaltigen Respekt besaß, den ich immer noch nicht aus den Augen gesetzt habe, und rufe in meiner Herzensangst um Hülfe. Ich kann mir leicht vorstellen, daß meine in den Lüften zappelnde Person den Zuschauern ein komisches Schauspiel gewähren, und nur Lachen erregen mußte, wenn man nicht einen tragischen Ausgang zu befürchten hatte. In Erwägung des Letztern machten sich sogleich 2 Matrosen auf den Weg, um meinem Schreien Einhalt zu thun, und meiner halbtodten Person im Mastkorbe ein sicheres Asyl zu bereiten. Ach, wie war mir jetzt das Leben doppelt werth, nachdem es aus einer so großen Gefahr, wo es der kalte Tod schon

umfaßt hielt, gerettet war; ich hätte meinen Schöpfer ein Lob- und Danklied singen mögen, oben im schützenden Mastkorbe. Meine beiden Retter wußte ich für jezt nicht besser zu belohnen, als wenn ich ihnen eine tüchtige Flasche Branntwein, des Matrosen höchstes Gut, bei meiner Ankunft auf dem Verdecke auszuliefern versprach. Voll Freude über diese Botschaft glitten sie die Leiter wieder hinunter, ich aber bedurfte oben im Korbe noch der Erholung, und zögerte ziemlich lange, ehe ich mich dazu verstehen konnte, den gefährlichen Rückweg anzutreten. Meinen Zweck hatte ich zwar erreicht, denn ich wußte nun, daß die Stimme im Mastkorbe nicht gelogen hatte, da ich in weiter Ferne einer blauen Wolke gleich Land schimmern sah, aber durch diesen Anblick wurde ich nicht entschädigt für die Todesangst, die mir noch in allen Gliedern lag, und für das Zittern, welches der Gedanke an die Rückkehr erzeugte.

Endlich, nachdem ich wohl einsah, daß ich hier oben nicht bleiben konnte, erwachte der Heroismus in meiner Seele, ich betrat die verhängnißvolle Leiter, und stieg glücklicher herunter, als hinauf.

Jezt aber ging es an ein Spotten und Lachen unter den Offizieren, und alle komischen Seiten des Schauspiels, das ich ihnen wider Willen gewährt hatte, wurden mit solchen Farben geschildert, daß ich selbst als Held des Stückes über den Helden desselben zu lachen genöthigt wurde.

Ob mich aber gleich der Vorfall dem Tode nahe ge-

bracht, und dem Gelächter meiner Kameraden preis gegeben hatte, so war doch die Lektion, welche ich hier erhielt, eine gute Arznei wider den Vorwitz, der mich von der Zeit nicht wieder in eine Lage brachte, wodurch das Sprichwort bestätigt werden konnte: Wer sich ohne Noth in Gefahr begiebt, kommt darin um.

Siebzehntes Kapitel.

Ankunft auf St. Jago.

In drei Stunden kamen wir an dem Lande, das mir beinahe das Leben gekostet hatte, an. Es war die Insel St. Jago, die größte unter den 10 Inseln des grünen Vorgebirges, wo der Admiral einige Zeit auszuruhen wünschte, und die Anker auszuhängen befahl. Das Meer bildete hier am Fuße der Residenzstadt des Gouverneurs Porto Praya, die auf einem Berge liegt, ein große Bucht, wo wir guten Ankergrund fanden. Einen sonderbaren Anblick gewährte uns eine Gesellschaft von 10 häßlichen Negern, welche die Wache für eine Batterie von 8 Kanonen, die auf der rechten Seite der Stadt auf einem Felsen aufgestellt war, ausmachten. Außer einem kleinen Schurze um die Lenden waren sie weder mit Kleidung, noch Gewehr versehen, und hatten sich in komischen Attituden um die Kanonen herum gepflanzt. Unsere Salutschüsse wurden von dem Forte aus erwidert, und hierauf ein Boot

ausgesetzt, auf welchem der erste Seelieutenant an das Land fuhr, um dem Gouverneur im Namen des Admirals die Absicht unserer Reise zu melden, und zugleich um die Erlaubniß anzuhalten, unsere leeren Fässer wieder mit Wasser anzufüllen.

Noch denselben Tag wurde die große Schaluppe ausgesetzt, in welche der Admiral eintrat, um dem Gouverneur der Insel einen Besuch abzustatten, und den andern Morgen wurden 24 Matrosen befehligt, mit 20 leeren Tonnen, die an dem Hintertheile des Bootes angehängt nachschwammen, zu landen, um frisches Wasser einzunehmen. Als Bedeckung befanden sich auf dem Fahrzeuge noch 20 Mann Soldaten, 2 Unteroffiziere und 1 Lieutenant, welche ein großes Zelt mit sich nahmen, um dasselbe am Wasserplatze zum Schutze für die Sonnenhitze aufzuschlagen.

Als die erste Wasserladung früh Morgens um 9 Uhr auf unserm Schiffe anlangte, erhielten mehrere Offizier, unter denen auch ich mich befand, die Erlaubniß, nach der Insel zu fahren, um uns daselbst umzusehen.

Nach einer halben Stunde kamen wir am Strande an, worauf wir uns zuerst an den Wasserplatz begaben, der ungefähr 200 Schritte vom Meere entfernt lag, und mit Gebüsch und Bäumen umgeben war, die vor den Sonnenstrahlen, welche unter dem 14ten Grade nördlicher Breite ziemlich glühend herabfielen, einigen Schutz gewährten. Nachdem wir uns hier etwas abgekühlt hatten, traten wir unsere Wanderung nach dem vor uns liegenden hohen Berge, auf welchem die Stadt erbaut ist, an, muß-

ten aber manchen Schweißtropfen vergießen, ehe wir am Ziele ankamen, denn die Hitze war so unerträglich, daß man sich unter dem 51 Grade, den wir bewohnen, keinen Begriff davon machen kann. Auch mag das hiesige Klima deshalb sehr ungesund sein, weil öfters Jahre lang kein Regentropfen die lechzenden Fluren erfrischt, und die erschlafften Glieder der Einwohner erquickt, woraus wohl für letztere das größte Elend entstehen mag.

Dieser klimatischen Beschaffenheit halber sind diese Inseln fast ganz ihrem Schicksale überlassen worden, so daß sich die portugiesische Regierung sehr wenig um sie bekümmert.

Das Erste, was wir, nachdem wir die Stadt erreichten, antrafen, war ein großer freier Platz, mit vielen Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts angefüllt, welche Früchte einkauften, von denen alle Sorten des dortigen Landes, als Citronen, Pomeranzen, Apfelsinen, Melonen, Ananas u. s. w. in Menge aufgehäuft waren. Um uns etwas zu erholen und abzukühlen, suchten wir nach einem Gasthause, wohin uns auch ein portugiesischer Offizier, dem wir begegneten, und den wir später als Plazmajor kennen lernten, führte. Unser Wirth war ein Franzose, von der lustigsten Laune, der uns angenehm zu unterhalten wußte. Von ihm erfuhren wir, daß unser freundlicher Führer kein Portugiese von Geburt, sondern ein Elssasser war, den die Verkettung der Umstände nach Lissabon in die Dienste des damaligen Grand von Portugal, jetzigen Gouverneurs von St. Iago geführt hatte. Letzterer war bei dem Könige in Ungnade gefallen, und zur Strafe auf 12

Jahre nach den grünen Inseln verwiesen worden, wo er jedoch als Gouverneur befehligte. Der Elssasser hatte seine treue Anhänglichkeit an seinen Herrn dadurch bewiesen, daß er diesem auch in die Verbannung nachgefolgt war, wo es ihm übrigens eben so wohl ging, als dem Gouverneur, da er als Platzmajor keine unbedeutende Rolle spielte. Beide hatten übrigens Hoffnung, bald nach Portugal zurück zu kehren, da schon 11 Jahre des Exils vorüber waren.

Nachdem wir uns gestärkt hatten, um unsere Wanderung weiter fortsetzen zu können, beschlossen wir, erst die Stadt kennen zu lernen, welche aber keinen besondern Eindruck auf uns machte, da wir außer 8 — 10 leidlichen Häusern, welche den Handeltreibenden Europäern gehörten, lauter elende Hütten antrafen.

Außer einer portugiesischen Besatzung von 200 Mann sind alle Einwohner Mulatten oder Neger, welche bis auf einen Schurz, den sie Saron nennen, und der aus einem blau gewirkten Baumwollenzeuge besteht, ganz nackt eingehergehen.

Unter dem weiblichen Geschlechte fanden wir aber manches reizende Gesicht, denn ihre glänzende Sammethaut, ihre feurigen Augen, ihre Korallenlippen, ihre schmelzenden Perlenzähne, ihr niedlicher Mund, und überhaupt ihr ganzer Bau gewährten keine unangenehme Augenweide; und die Macht dieser Schönheiten war es, daß wir uns vor ihrer schwarzen Farbe, mit der wir Europäer den Teufel uns mahlen, nicht fürchteten.

Indessen konnten wir uns für heute auf der Insel

nicht weiter umsehen, da wir wieder nach dem Schiffe abfahren mußten. Wir begaben uns daher wieder zu unserm Franzosen, und ersuchten ihn, in 2 Tagen, wo wir wieder Erlaubniß ans Land zu steigen bekommen konnten, Pferde bereit zu halten, da wir das Innere der Insel kennen zu lernen wünschten. Hierauf begaben wir uns nach dem Zelte zurück, um hier die Gelegenheit zur Rückfahrt abzuwarten. Eine Menge schwarzer Mädchen standen am Brunnen, und schienen in der kurzen Zeit ziemlich bekannt mit unserer Mannschaft geworden zu sein. Unter ihren Pantomimen, wodurch sie sich verständlich zu machen suchten, kam uns besonders die sonderbar vor, wodurch sie den Matrosen und Soldaten bemerklich machen wollten, daß sie zu ihnen kommen sollten, indem sie die flache Hand nach unten bewegten, statt daß dieses Zeichen bei uns gerade umgekehrt ist.

Um 3 Uhr Nachmittags fuhren wir wieder nach unserm Schiffe zurück, und erhielten hier die Nachricht, daß den folgenden Tag große Parade sein sollte, da der Admiral dem den Gouverneur von St. Jago zur Tafel eingeladen hatte. Dieser Umstand bewirkte ein reges Leben auf dem Schiffe, denn Alles war nun in Bewegung, theils dasselbe zu reinigen, theils Gewehr und Uniform in einen solchen Stand zu setzen, um dem Gouverneur einen vortheilhaften Begriff von uns beizubringen.

Um 9 Uhr Morgens erschien zuerst der Generallieutenant Anthing auf unserm Schiffe, der mit den gewöhnlichen Honneurs empfangen wurde. Zwei Stunden darauf sahen wir eine große Barke vom Lande abstoßen, die

bei ihrer Annäherung mit 13 Kanonenschüssen von uns begrüßt wurde. Es war der Gouverneur, von 4 Offizieren und einem feisten Dominikanermönch, wahrscheinlich seinem Beichtvater, begleitet, dessen Vollmonds Gesicht deutlich zeigte, daß man auch auf St. Jago die Freuden der Tafel zu schätzen wußte. Auf dem Verdecke, wo das Militär in Parade aufgestellt war, bewillkommte der Admiral seine Gäste, auf das höflichste, und führte sie dann in seine Kajüte, wo Alles zu ihrem Empfange bereit war.

Unterdessen war die Brunnenwache von neuer Mannschaft abgelöst worden, und wieder nach dem Schiffe zurückgekehrt. Von dieser erfuhren wir, daß die Einwohner der Insel große Nachfragen nach alten Kleidungsstücken gethan hätten, um ihre Früchte dagegen auszutauschen. Diese Gelegenheit ergriffen wir mit Freuden, um statt der klingenden Münze, wozu wir auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung schon Liebhaber zu bekommen glaubten, uns der alten Röcke und Beinkleider zu entledigen, welche ihre Dienste ehrlich geleistet hatten, wie man an den überflüssigen Deffnungen sehen konnte, die ihnen der Zahn der Zeit hier und da beigebracht hatte. Einige Unteroffiziere wurden beauftragt, die feine Waare am Lande auszustellen, und die Bezahlung an Früchten dafür einzunehmen.

Nachdem mehrere Fouragiersäcke mit Lumpen angefüllt waren, fuhren unsere Handelsleute ab, um die Geschäfte zu beginnen. Der Erfolg zeigte, daß unsere europäischen Waaren bei den Afrikanern in einem hohen Preise standen; denn unsere Commissarien kehrten gegen Abend mit einer Menge Apfelsinen, Citronen, Pomeranzen und Feigen

zurück, die nach den europäischen Preisen berechnet, wenigstens eben so viel betrugen, als die Kleidungsstücke zu der Zeit gekostet hatten, wo sie aus des Schneiders schaffender Hand an uns gekommen waren. Wir fanden aber die Früchte von einer solchen Güte, daß sie mit denen, welche wir durch den Handel nach Europa bekommen, gar nicht zu vergleichen waren; vorzüglich aber war dieß der Fall bei den Citronen, Apfelsinen und Pomeranzen, welche wir nie in ihrer vorzüglichen Reife erhalten, da die zu verschickenden vor dieser Zeit abgenommen werden, um die Fäulniß während des langen Transports zu verhüten.

In Begleitung der andern Offiziere, mit denen ich die erste Wanderung auf die Insel unternommen hatte, fuhr ich den zweiten Tag nach erhaltener Erlaubniß wieder dahin ab, um dieselbe genauer kennen zu lernen. Bei unserer Ankunft auf dem Wasserplatze fanden wir heute ein anderes großes Zelt aufgeschlagen, in welchem sich der Generalgouverneur van der Capellen und der General-lieutenant Anthing mit seiner Gemahlin und Tochter befanden.

Vier portugiesische Offiziere bildeten an dem Zelte eine Ehrenwache, und 5 gesattelte Pferde standen bereit, um den hohen Gästen die Wanderung auf der Insel zu erleichtern.

Diese Thiere waren sehr klein, und hatten mehr die Gestalt unserer Esel; die hochgepolsterten Sättel auf denselben glichen Großvaterstühlen, worüber von uns mehrere spasmatische Bemerkungen gemacht wurden, welche aber die

portugiesischen Offiziere übel zu nehmen schienen, da sie jene vielleicht als Staatssättel betrachteten.

Wir begaben uns von hierauf zu unserm Franzosen, den wir auf unsere Ankunft schon vorbereitet fanden, und hatten noch das Vergnügen, die Wachtparade aufziehen zu sehen, die uns einen spaßhaften Anblick gewährte, und uns keinen sonderlichen Begriff von dem portugiesischen Militair beibrachte, es mußte denn sein, daß dasselbe in Afrika ausgeartet wäre.

Ueberdies waren die Uniformen desselben in einem solchen Zustande, daß die alten Kleidungsstücke, welche wir an die Einwohner verhandelt hatten, als Gallatkleider gelten konnten, denn ganz deutlich konnte man durch die mancherlei Lustlöcher die Hautfarbe der Soldaten unterscheiden, wenn man sie nicht von Angesicht zu Angesicht geschaut hatte. Die Gewehre schienen aus einer alten Rüstkammer zu stammen, wo ihnen Schmutz und Rost gewaltig zugesetzt hatten, so daß eine Flinte ohne Schloß gar nichts Seltenes war; an abgemessenen Schritt schien die Mannschaft nicht gewöhnt zu sein, denn Jeder wandelte einher, wie es ihm gerade beliebte. Ich erkannte hieraus, daß man sich auf der Insel in steife Formen nicht schmiegte, sondern sich regte nach eigenem Gefallen. Der kommandirende Offizier sah nicht weniger schmutzig und verrostet aus, nur daß seiner Uniform die Lustlöcher fehlten.

Dieser Aufzug hatte aber für uns das Gute, daß er uns oft zur Erschütterung des Zwergfells diente, und manchen Witzfunken unter unsrer Gesellschaft erzeugte.

Nachdem wir einige Erfrischungen zu uns genommen hatten, beschloßen wir unsern Marsch anzutreten, doch fehlte uns noch ein Begleiter, den wir unmöglich entbehren konnten. Unser gefälliger Wirth schaffte auch hierzu bald Rath, denn in kurzer Zeit langte eine Militairperson mit einem großen Säbel an der Seite auf einem Esel reitend an; ihm folgten 6 andere Esel von 3 Eingeborenen geführt. Diese Thiere waren aber komisch ausgeschmückt, so daß sie neuen Stoff zum Lachen gewährten, und bei uns allen die Ueberzeugung bewirkten, daß man die Aesthetik in St. Jago wahrscheinlich nicht sehr studierte. Statt der Sättel waren Bastdecken aufgelegt, die mit einem gewaltigen Stricke um den Leib herum befestigt waren; die Stelle des Zaums vertrat ebenfalls ein Strick, so daß die Esel wahrhaft arme Esel waren.

Unser Wirth selbst mußte über den sonderbaren Aufzug lachen, suchte aber die Ehre der Stadt dadurch zu retten, daß er uns versicherte, unser Gouverneur habe für sich und sein Gefolge alle Sättel und Trensen bereits in Beschlag genommen, so daß es unmöglich gewesen sei, die Esel anders auszustatten.

Übrigens fügte er hinzu, werden Sie auf diesen Decken gewiß recht sanft reiten, und der Trense und des Zaumes bedürfen Sie nicht, da die Esel gewohnt sind, genau dem Fuße ihres Vorgängers zu folgen. Sie können sich immer ganz passiv verhalten, da Ihr Führer den Weg schon angeben wird, den Ihre Thiere zu wandeln haben. Diese Erklärung unsers Wirthes stellte uns zufrieden, lehrte uns aber auch zugleich die ganze Anzahl der Sattel und Tren-

sen in der Stadt kennen, da wir die 5 gesattelten Pferde am Wasserplaz geſehn hatten, welche zum Dienſte des Gouverneurs und ſeines Gefolges bereit ſtanden. Wir bekamen hierdurch keine glänzende Vorſtellung von der Reſidenzſtadt auf St. Jago, hatten aber zugleich den Troſt, daß ſonach unſer Aufzug den Einwohnern keineswegs auffallen würde, weshalb wir getroſt die ſchön gepuſzten Eſel beſtiegen, die ſo klein waren, daß unſere Füße beinahe den Erdboden berührten, was uns Allen einen ſpaßhaften Anblick gewährte, denn Einer hatte Urſache, über den Andern zu lachen, da ihm ein ſo ſtattlicher Reiter in praxi noch nicht vorgekommen war.

Endlich ſetzte unſer Führer ſeinen Eſel in Bewegung, und die unſrigen nahmen dieſes als Einladung an, demſelben zu folgen. Sie gingen äußerſt bedächtig und langſam, und wir fanden mit Vergnügen, daß unſer Wirth wahr geſprochen, und wir uns ihnen getroſt überlaſſen konnten.

Wir waren nicht lange geritten, als wir ein prächtiges Thal erreichten, wo man überall die üppigſte Vegetation erblickte; mit goldenen Früchten waren die Citronen-, Apfelsinen- und Pomeranzenbäume beſäet, die aus dem anmuthigſten Grün ſich erhoben, und kühlenden Schatten gegen die brennenden Strahlen der Sonne darboten.

Eine Menge Landleute waren beſchäftigt, die prangenden Früchte in geflochtene Körbe zu ſammeln, und belebten ſo die reizende Landſchaft. Als ſie uns erblickten, legten ſie Alle die Hände in den Schooß, und betrachteten uns mit großer Neugier. Einige junge Negerinnen kamen ſogar auf uns zu, und überreichten uns lachend die ſchön-

sten ihrer Früchte. Wir nahmen dankbar einige Apfelsinen an, die so saftig waren, daß sie uns eine herrliche Erquickung gewährten, und setzten dann unsere Wanderung durch die duftigen Drangenhaine fort, bis wir an einen fahlen Berg gelangten, über welchen nur ein Fußpfad führte, den wir erklimmen mußten, wenn wir erfahren wollten, ob hinter dem Berge auch noch Leute wohnen. Da wir aber in der Absicht da waren, die Insel näher kennen zu lernen, so konnte dieser Berg unserer Neugier keine Grenzen setzen, besonders da unser Führer durch Zeichen uns bemerklich machte, daß wir ruhig auf unsern Eseln sitzen bleiben, und uns getrost den Berg hinauf tragen lassen könnten. Einige hundert Schritte war der Weg recht leicht, bald aber wurde er so gefährlich, daß wir sämmtlich wieder umgekehrt wären, wenn uns der Führer nicht ermutigt hätte, indem er lachend auf die bedenklichsten Stellen hinwies und immer vorwärts ritt. Der Pfad schlängelte sich jetzt an solchen Abgründen vorbei, daß ein Blick in die Tiefe mir Schwindel erregte. Meinen Begleitern mochte es eben so gehen, denn augenblicklich stockte ihre vorher so lebhaft unterhaltung und Alle schwiegen, um nicht durch eine kleine Bewegung den Gang der Esel zu stören, die übrigens so sicher einher schritten, wie auf weitgebahntem Pfade. Immer gefährlicher wurde indessen die Passage, und als der Kapitain A., welcher dem Führer am nächsten ritt, plötzlich ausrief: ich kann nicht weiter, mir wird schwindlich, so regte sich auf einmal in uns Allen dieses Gefühl, aber zum Umkehren war es nun nicht mehr Zeit, und es gab daher kein anderes Mittel, als vorwärts zu reiten, um die Gefahr sobald als möglich zu

überwinden. Ich rief dem Kapitain zu, die Augen zuzudrücken, und dem Esel das Weitere zu überlassen. Da diese Thiere so der Lenkung nicht bedurften, so war dieß das Gescheideste, was zu thun war, da man auf diese Art die Besonnenheit weniger verlor, als wenn man die Gefahr immer vor Augen hatte. Bald wurde indeß der Weg besser, und die Höhe des Berges war erklimmen, wo uns ein schattiges Gehölze aufnahm, in welchem wir uns von der ausgestandenen Angst erholten. Hier gewahrten wir eine Menge Affen, die in possirlichen Springen von Zweig zu Zweige hüpfen, und uns mit neugierigen Blicken verfolgten.

Mit muthwilliger Behändigkeit brachen sie sogar Zweige von den Bäumen, um sie nach uns zu werfen. Da diese Thiere in den Obstpflanzungen oft großen Schaden anrichten, so wird ihnen sehr nachgestellt, aber sie wehren sich dann so tapfer, daß oft der stärkste Neger von ihnen herzhast durchgeprügelt wird; auch werfen sie mit Steinen nach ihren Verfolgern, und treffen sie zuweilen empfindlich. Mehrere zusammen sollen sogar den Elephanten mit Prügeln anfallen, denn jedes andere Thier ist ihnen in der Nähe verhaßt.

In einer halben Stunde hatten wir den Wald passirt, und nun lag ein romantisches Thal vor unsern Blicken, durch welches ein klarer Bach gleich einem Silberfaden sich schlängelte.

Der Bergpfad aber, der uns hinunter führte, hatte solche steile Abhänge, daß wir hier unsern Eseln doch nicht trauten, ob sie uns bisher gleich sicher getragen hatten,

wir stiegen daher ab, um den Weg hinab zu Fuße zu machen. Unser Führer aber blieb ruhig sitzen, und lachte über unsere Kengstlichkeit.

Wir sahen jetzt mit Verwunderung, wie vorsichtig unsere Thiere den Berg hinab glitten, denn jedesmal, wenn ein steiler Abhang kam, rutschten sie auf ihrem Hintertheile denselben hinab, und kamen so glücklich hinunter, während wir mühsam am Berge herum krochen, und erst längere Zeit nach ihnen am Fuße desselben ankamen.

Unser Weg führte uns nun im Thale an mehreren Kampons oder Dörfern vorbei, in denen wir eine Menge schwarzer Kinder antrafen, deren Eltern wahrscheinlich in den Plantagen arbeiteten und Pomonens liebliche Geschenke einsammelten. In einem herrlichen Palmenwäldchen legten wir uns nieder, um einige Zeit auszuruhen und freuten uns innig über die himmelanstrebenden Bäume mit der herrlich besiederten Krone. Einen imposanteren Anblick giebt es im ganzen Gewächsreiche nicht und die Majestät derselben bestimmte schon bei den Alten die Palme mit Recht zum Preise des Siegers.

Unsern Durst stillten wir mit der herrlichen Milch junger Kokosnüsse, die unser Führer uns verschaffte. Kein Trank ist lieblicher und labender, als dieser, weshalb die Kokospalme für die Bewohner der heißen Zone eine der größten Wohlthaten ist, welche die Natur ihnen gewähren kann. Mit schlankem Wuchs erhebt sie sich bis zur Höhe von 60—80 Fuß, und ist bis an den Gipfel ohne Zweige und Blätter, doch ist die Rinde überall mit Hervorragungen versehen, welche den Einwohnern das Besteigen des

Baumes erleichtern und ihnen zur Erlangung der rings um die Krone hängenden Früchte verhelfen, welche sie mit einem Messer, das einem Hirschfänger ähnlich ist, und welches sie beständig bei sich tragen, abhauen. Die Nüsse dürfen noch nicht ihre völlige Reife erlangt haben, wenn sie die gesunde und erfrischende Milch geben sollen, die in solcher Menge vorhanden ist, daß ein durstiger Mensch an einer einzigen Nuß sich völlig satt trinken kann. Ist die Nuß reif, so hat sie keine Milch mehr, sondern erhält nun einen eßbaren Kern, aus welchem ein gutes Del gepreßt wird, welches den Eingeborenen zur Schmelzung ihrer Speisen, als auch zum Brennen dient. Aus der Schale der Nuß bereiten sie allerlei Geräthschaften, womit sie einen kleinen Handel treiben.

Damit nichts von diesem edlen Gewächse ohne Nutzen sei, genießt man die markige Masse der jungen Blätter derselben, wie überhaupt von allen Palmenarten, als eine wohlschmeckende Speise unter dem Namen Palmenkohl.

Auch eine Art Wein bereitet man aus dem Saft der Blumenkolbe, den man dadurch gewinnt, daß man Einschnitte hinein macht, und die hieraus dringende Flüssigkeit auffängt.

Nachdem wir uns einige Zeit erholt hatten, setzten wir unsere Reise weiter fort, aber von nun an wurde die Gegend öder, das üppige Grün verlор sich, und nackte Felsen lagen vor uns, weshalb wir wieder umzukehren beschloßen, da wir unsre Neugier gestillt und nicht Lust hatten, noch mehr Berge zu ersteigen. Die Rückkehr machte uns freilich nicht viel Vergnügen, da wir die ge-

fährlichen Passagen nun kennen gelernt hatten, über die wir noch einmal uns tragen lassen mußten; doch kamen wir ohne Schaden genommen zu haben, fröhlich und wohlbehalten wieder in der Stadt an, wo wir uns bei unserm Wirth ziemlich hungrig zum Mittagessen niederseßten, und es uns recht wohlschmecken ließen.

Einige Flaschen guten Teneriffa brachten Lust und Leben unter uns, so daß wir es uns bei unserer jetzigen Stimmung eine ganze Ewigkeit auf St. Jago hätten gefallen lassen, denn *ubi bene ibi patria*.

Unter freundlichen Gesprächen nahte die Stunde heran, die wir zum Aufbruch bestimmt hatten; das letzte Glas wurde noch auf das Wohlsein unsers lustigen Wirthes und auf ein glückliches Wiedersehn, wenn nicht hier, doch droben im Himmel geleert.

Die Scheidestunde schlug, und ungern nahmen wir von einem Manne Abschied, bei dem wir so angenehme Augenblicke verlebt hatten, und der es verstand, in seinem Gästen den Wunsch rege zu machen, recht bald wieder bei ihm einzusprechen.

Einen possirlichen Anblick hatten wir noch auf dem Wege nach dem Wasserplatze, wo wir uns nach unserm Schiffe übersetzen lassen wollten, an einem jungen Neger, der in Husarentracht auf uns zukam, und sich nicht wenig darauf einzubilden schien, auf diese Art sich zeigen zu können. Sein ganzer Anzug stammte aus unsrer alten Garderobe, die wir so vortheilhaft auf der Insel angebracht hatten, aber komisch kontrastirte der Husarenpelz mit sei-

nen bloßen Füßen, und dem gewaltigen Strohhute, der wie ein großes Wetterdach den ganzen Kerl umschattete.

Auf dem Wasserplatze sahen wir noch mehrere andere Neger ebenfalls mit den erhandelten Kleidungsstücken angethan, und nicht weniger stolz auf diese Maskerade, als der Husar, der sich alle Minuten umdrehte, um die erfreuliche Gewißheit zu erhalten, daß wir sein Glück bemerkten.

Eine solche Eitelkeit findet man bei allen Naturmenschen, als einen sichern Beweis, daß sie etwas Natürliches sei, weshalb man es unsern Damen ja nicht übel nehmen darf, wenn sie sich gern puzen, um die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Freilich hat es auf den Beutel des Mannes nicht immer den besten Einfluß, doch was hilft's, der Macht der Natur kann ja Niemand widerstehen, und am wenigsten die Frauen, die ja nicht so stark sind, als die Männer, welche doch nicht selten auch eine gehörige Dosis Eitelkeit besitzen.

Daß es übrigens unter den Naturmenschen in St. Sago auch an Spitzbuben nicht fehlte, wie daran wohl überhaupt kein Mangel sein mag, davon wurden wir durch die Erzählung eines jungen Seekadets von der Amsterdam überzeugt, welchen seine Neugierde ebenfalls auf die Insel gelockt hatte, der aber so unvorsichtig gewesen war, seinen Weg allein anzutreten. Er kam jetzt eben auf dem Wasserplatze an, und theilte uns sein Unglück mit. Drei starke Neger, welche aus einem nahen Gebüsch auf ihn zugesprungen waren, hatten ihm sein Seitengewehr, seine Uhr und sein Taschentuch abgenommen, waren aber durch ein

Geräusch erschreckt, abgehalten worden, noch mehr Proben ihres Begehrungsvermögens zu geben, und hatten sich wieder in das Gebüsch zurück gezogen, um bei günstiger Gelegenheit sich besser zu versehen. Der wachthabende Offizier bemühte sich zwar, die Thäter ausfindig zu machen, indem er einige Soldaten nach dem bezeichneten Gebüsch abschickte, aber vergebens. Der Cadet mußte durch den erlittenen Verlust für seine Unvorsichtigkeit büßen, und wurde noch ohnehin von den Andern ausgelacht, daß er nicht klüger gewesen war, so daß er zugleich die Wahrheit des Sprichworts erkannte: wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.

Am fernen Horizonte zogen jetzt Gewitterwolken auf, weshalb wir uns eilig in das Boot begaben, um der Insel Valet zu sagen. Je weiter wir uns vom Lande entfernten, desto höher hoben sich die Wogen, und unsere Ruderer mußten alle ihre Kräfte anwenden, um sobald als möglich am Schiffe anzukommen.

Nach einer halben Stunde hatten wir das Ziel erreicht, und Alle waren wir herzlich froh darüber, weil das Gewitter immer näher und furchtbarer heranzog.

Da dieses übrigens nicht mit Regen begleitet war, so konnten wir das prächtige Schauspiel der Natur auf dem Verdecke des Schiffes genießen. Laut rollte der Donner über den höher und höher sich hebenden Wogen dahin, und leuchtende Blitze zerrissen alle Augenblicke den dunklen Wolkenschleier, womit der Himmel bedeckt war, jedoch gestatteten uns die Blitzableiter auf unsern Schiffen einen ruhigen Anblick, der ungefähr eine halbe Stunde lang

währte, worauf der Himmel wieder freundlich ward, wie vorher.

Hundert Tonnen Wasser hatten wir bereits am Bord, doch war dasselbe von ziemlich sadem Geschmack, so daß es nur mit Essig vermischt, genossen werden konnte.

Den andern Morgen hatten wir das Vergnügen, den Spion, der vom Admiral nach Madeira gesandt worden war, um die holländischen Matrosen dort ans Land zu bringen, wieder ankommen zu sehen.

Er war mit 3 Pipen köstlichen Weins versehen, welchen man auf der Insel eingekauft hatte, und an welchem wir durch die Gefälligkeit des Admirals, für den er bestimmt war, Tugenden entdeckten, die man freilich an demselben in Europa vermißt. Woher dieß kommt, werden die Herrn Weinhandler am besten wissen.

Der herrliche Wein gewährte uns einen solchen Genuß, daß wir die armen Landleute auf der Insel Madeira wahrhaft bedauerten, daß sie bei aller ihrer Pflege, die sie demselben widmen, nur selten einen Labetrunk davon erhalten, und genöthigt sind, nur Wasser zu trinken, das höchstens auf die ausgepreßten Beeren gegossen wird, wovon es einen säuerlich scharfen Geschmack bekommt. Der Grund hiervon liegt darin, weil alle Weinberge alljährlich von neuem verpachtet werden, und zwar unter harten Bedingungen, indem der Pächter nur vier Zehntel des Ertrags erhält, indeß das Ubrige an den Grundherrschaft, den König und die Geistlichkeit entrichtet werden muß, woraus man erkennen kann, daß es dort gerade wie bei uns ist,

wo öfters der am wenigsten bekommt, der es am meisten verdient.

Nachdem alle leeren Wassergefäße angefüllt waren, kehrte auch die am Wasserplaze aufgestellte Wache nach den Schiffen zurück, ohne von neuer Mannschaft abgelöst zu werden, aber in welchem Zustande kamen die Armen bei uns angerudert! In bloßen Köpfen, ohne Knöpfe an den Montirungen, suchte sich immer Einer hinter dem Andern zu verstecken, um sich unserm Anblick so lang als möglich zu entziehen.

Am traurigsten sah der Offizier aus, denn außer dem, daß er denselben Verlust, wie die Gemeinen erlitten hatte, vermißte man an ihm noch den Degen, die Feld- und Halsbinde.

Je näher uns die Gesellschaft kam, desto deutlicher entdeckten wir, daß etwas Besonderes mit ihnen vorgegangen sein möchte, denn bleich und entstellt sahen ihre Gesichter aus. Sobald sie auf dem Schiffe angekommen waren, wurde sogleich eine Untersuchung mit ihnen vorgenommen, um die Ursache des seltsamen Aufzuges zu erfahren, woraus sich ergab, daß die Beschimpfung der ganzen Mannschaft aus dem pflichtvergessenen Betragen des Offiziers hervorgegangen war, den man auf dem Schiffe als einen besondern Verehrer der Venus kannte. Wider den ausdrücklichen Befehl des Admirals, keine Insulaner in dem der Wache angewiesenen Bezirke bei Nachtzeit zu dulden, hatte er bei zwei Negerinnen, die ihm nicht mißfallen hatten, eine Ausnahme gemacht, und diese als Gesellschaftsrinnen bei sich behalten, um der nächtlichen langen Weile

zu entgehen. Die Soldaten hatten diese Schwäche ihres Offiziers benützt, und sich nach ähnlicher Gesellschaft umgesehen, weil sie vielleicht glauben mochten, dieselben Ansprüche auf Unterhaltung zu haben, als der Offizier, weshalb es ziemlich lustig zugegangen war. Die schelmischen Mädchen, welche den Sinnentaumel ihrer ermatteten Liehaber benützt hatten, waren am Morgen verschwunden, und mit ihnen so manches, was ihnen gerade angestanden hatte, worunter denn auch die glänzenden Knöpfe waren, womit sie wahrscheinlich ihren schwarzen Körper auszuschnücken gedachten.

Zwar hatte vor dem Zelte die ganze Nacht über immer Wache gestanden, aber die diebischen Schönen hatten sich unter einander beredet, die Plöcke am Hintertheile des Zeltes auszuheben und sich auf diese Weise aus dem Staube gemacht, ohne daß es die Wache bemerkt hatte. Wohl mochten die armen Schläfer große Augen gemacht haben, als sie bei ihrem Erwachen ihre Gesellschafterinnen vermißten, und bei einem Blick auf ihren Anzug entdeckten, daß ihnen die Unterhaltung ziemlich hoch zu stehen kam, denn waren auch die gestohlenen Sachen selbst von keinem großen Werthe, so sahen sie sich doch der Schande und der Strafe ausgesetzt, wenn sie wieder auf dem Schiffe angekommen sein würden.

Sehr spaßhaft war es, die Geplünderten jetzt auf ihre Geliebten fluchen zu hören, nachdem sie ihnen ein solches Lehrgeld hatten bezahlen müssen.

Ihre Unbesonnenheit durfte nicht unbestraft bleiben;

weshalb die ganze Gesellschaft auf einige Zeit strengen Arrest bekam, und noch überdieß die gestohlenen Sachen von ihrer Löhnung wieder zu ersetzen genöthigt wurde.

Dieser Vorfall verleidete uns Allen auf einmal die ganze Insel, und wir waren froh, als der zweite Tag zur Richtung der Anker bestimmt ward.

Vorher aber wurden von der Insel noch 3 Ochsen erhandelt, um der Mannschaft durch den Genuß von frischem Fleische eine Erquickung zu gewähren, da wir seit 4 Wochen nichts als Salzfleisch bekommen hatten. Unser Magen sehnte sich herzlich nach einer Veränderung, und der Anblick der Schlachtthiere erregte daher bei uns Allen eine große Freude, ob sie gleich ziemlich klein und mager, wie alle Thiere auf der Insel waren, und so nicht das beste Fleisch versprochen. Der Preis derselben war sehr gering, da sie alle 3 nur 30 Piafter kosteten, aber wie das Geld so die Waare, denn das Fleisch war so zäh und trocken, als ich es noch nie gefunden hatte.

Ehe wir wieder unter Segel gingen, sollten wir noch eine Merkwürdigkeit der dörtingen Gegend kennen lernen; das war nämlich eine kleine Insel, welche in einiger Entfernung von St. Jago aus dem Meere hervorragte, worauf wir weder Strauch noch Baum bemerkten, wohl aber eine große weiße Kruste. Auf unsere Erkundigung bei den Insulanern, die uns täglich mit Milch und Eier versorgten, erfuhren wir, daß der größte Theil dieser Insel bei eingetretener Fluth unter Wasser gesetzt werde, worauf denn

in der Zeit der Ebbe die brennenden Sonnenstrahlen aus dem Niederschlag des Wassers ein reines Salz bereiten, womit die Einwohner von St. Jago auf das Festland von Afrika einen Handel treiben.

Der Admiral hatte beschlossen, vor unsrer Abreise dem Gouverneur der Insel eine Abschiedsvisite zu machen, und fuhr daher mit mehreren Staabsoffizieren nach dem Lande ab. Wie wir aus der Schilderung des Adjutanten erfuhren, hatte sich der Gouverneur hierüber herzlich gefreut, und seinen Gästen den Aufenthalt so angenehm zu machen gesucht, als es in seiner Wohnung möglich war, die freilich nichts weniger, als schön genannt zu werden verdiente. In einem großen mit Bretern beschlagenen Saale wurden sie von dem Gouverneur empfangen, der seinen Beichtvater an der Seite hatte, welcher ihn nie verließ. Außer einem Spiegel, einigen Stühlen und Tischen war das Zimmer nicht mit Meubeln ausgeschmückt, doch war kein Mangel an animalischen Genüssen, denn Backwerk, Fleisch und Früchte aller Art waren in Menge aufgetragen, und mit edlem Madeirawein wußte der Gouverneur das Herz seiner Gäste bestens zu erfreuen, so daß die Unterhaltung ziemlich lebhaft war.

Am fleißigsten hielt sich der dicke Beichtvater an den edlen Nebensaft, immer höher färbte sich sein feistes Gesicht, und die Geläufigkeit seiner Zunge zeigte deutlich, daß er den Lüsten der Welt noch nicht entsagt hatte.

Nach Verlauf von 2 Stunden, empfahl sich die Gesellschaft dem Gouverneur, der den Admiral noch mit einem

großen Korbe der schönsten Früchte beschenkte, den er durch seine schwarze Bedienung nach der Schaluppe schaffen ließ.

Nachdem noch 300 Stück Hühner, welche sich durch ihre langen Beine auszeichneten und 50 Schock Eier eingekauft waren, segelten wir nach einem 9tägigen Aufenthalte unter Abfeuerung von 13 Kanonenschüssen, welche von dem Forte erwiedert wurden, an der Insel vorbei.

Achtzehntes Kapitel.

Weitere Fahrt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Von Tage zu Tage ward jetzt die Hitze drückender, da wir der Linie immer näher kamen.

Eines Tages wurden wir von dem wachhabenden Lieutenant unsers Schiffs durch den Schreckensruf: Feuer! nicht wenig geängstigt. Hastig eilten wir auf das Verdeck und gewahrten die rothe Flagge auf der Amsterdam, auf welchem der General-Gouverneur sich befand. Der Admiral sandte sogleich den Spion aus, um sich von der Gefahr zu überzeugen, wir aber segelten seitwärts, um uns weiter von dem Schiffe zu entfernen, ob es schon eine halbe Stunde von uns entfernt war. Diese Vorsicht wird nicht unnöthig scheinen, wenn man bedenkt, daß jedes Niensschiff 500 Centner Pulver am Bord hatte, und eine Explosion die größte Gefahr auch für die übrigen Schiffe

herbeiführen mußte, aber Gott hielt seine schützende Hand über uns. Kaum war der Spion an der Amsterdam angekommen, als die rothe Flagge wieder eingezogen wurde, zum Zeichen, daß die Gefahr vorüber war, womit uns Allen ein schwerer Stein vom Herzen fiel. Nach einer Unterredung mit dem Capitain der Amsterdam kam der Spion zum Rapport an unserm Schiffe an, und meldete, daß bei dem Bouteiller, wie man den Aufseher über die Flüssigkeiten in einem Kriegsschiffe nennt, ein Faß Branntwein Feuer gefangen habe, der Brand aber sogleich mit Sand getilgt worden sei. Alles war so heimlich zugegangen, daß der General-Gouverneur selbst nichts davon erfahren hatte, und die rothe Flagge war daher nur aus Vorsorge aufgezogen worden.

Wer schon jemals in Feuersgefahr war, und es daher weiß, wie schrecklich es ist, die verzehrende Flamme in seiner Nähe auslodern zu sehen, der wird es fühlen, was man bei einer Feuersbrunst auf dem Schiffe empfinden muß, wo Alles feuerfangend ist, und wo man durch kein Mittel den Flammen zu entgehen weiß, als wenn man einem andern feindlichen Elemente sich ergiebt, wo ebenfalls Tod und Verderben lauert. Hier ist also Feuer und Wasser zugleich, die ihre Opfer fordern und empfangen.

Da der folgende Tag gerade ein Sonntag war, so benutzte unser Schiffsprediger diese Gelegenheit, dem allgütigen Gott für die Abwendung der schrecklichen Gefahr zu danken, und zugleich die Herzen zum Vertrauen auf den göttlichen Beistand in allen Lagen und Gefahren des Lebens zu erwecken. Der treffliche Redner versetzte seinen

Zweck nicht, denn alle Herzen waren durch seinen kräftigen Vortrag ergriffen, und in dem Auge manches rohen Matrosen sah man eine Thräne glänzen, zum Beweise, daß er die rechte Seite ihres Herzens getroffen habe.

Hier wie überall, habe ich es erfahren, wie wir an der Religion die herrlichste Freundin und die schönste Führerin haben, durch die Irrgewinde des Lebens, daß ihre Aussprüche Balsam sind für unsere Brust, und unsre Kraft stählen, damit wir nicht ermatten im Kampfe mit der Welt.

Sie giebt das verlorene Paradies uns wieder, indem sie uns in Gottes Nähe führt, zu dem Urquell alles Guten, Schönen und Wahren.

Mit wahrhaft frommer Rührung waren wir alle nach dem beendigten Gottesdienst erfüllt, und ich bin fest überzeugt, daß diese Stunde nicht wenig zur Besserung unsrer Herzen beigetragen hat. Ich dankte daher dem wackern Geistlichen, der den Weg zu meinen Herzen gefunden, recht innig für den schönen Seelengenuß, den mir seine Rede gewährt hatte. Eine Freudenthräne glänzte bei meinem Geständniß in seinem Auge, da das wohlthuende Gefühl seine Seele erfüllen mochte, kein unnützer Arbeiter in dem Weinberge des Herrn zu sein. Er drückte herzlich mir die Rechte mit den Worten: Der Segen kommt von oben!

Ich fühlte in diesem Augenblicke, daß das Amt eines Geistlichen, wenn er kein Miethling ist, das herrlichste auf Erden genannt zu werden verdient. Er ist berufen, unsers Herzens Seeligkeit zu schaffen, und wird es, wenn der Geist Christi auf ihm ruht, wenn er den Lehren des Evan-

geliums Eingang zu verschaffen versteht. Was für ein seliges Gefühl für ihn, wenn man dankend ihm zuruft: Du hast mir das Leben, die Seele, mir gerettet Du! — Wie aber muß das Glück erfreuen der Retter einer Seele sein!

Ich suchte oft die Gesellschaft unsers Predigers auf, und fühlte stets himmlische Zufriedenheit in meinem Innern, wenn die christliche Weisheit von seinen Lippen floss.

Unterdessen hatten wir uns der Linie immer mehr genähert, und die Hitze wurde jetzt beinahe unerträglich. Wir, die wir auf der Kuhbrücke logirten, konnten es in der schwülen Luft nicht mehr aushalten, da die Kühlsegel wegen des veränderten Windes wenig Kühlung mehr gewährten. Desters blieb ich daher auf dem obern Verdeck, um mich einigermaßen zu erfrischen, und mich durch den erhabenen Anblick einer hellen Sternennacht zu erquicken, die mir am Aequator glanzvoller zu sein schien, als in Europa.

Seit mehreren Tagen herrschte unter den Matrosen eine ungewöhnliche Thätigkeit, jedoch wurde Alles mit der größten Heimlichkeit betrieben, woraus wir errathen konnten, daß uns das Neptunfest bevorstand, wo bei der Ankunft eines Schiffes unter der Linie Alle, welche dieselbe noch nicht passirt find, mit Seewasser getauft werden.

Immer stiller wurde die Luft, und langsam schleppten die Schiffe sich weiter, als den zehnten Tag nach unserer Abreise von St. Jago Morgens um 10 Uhr der Steuermann uns die Worte zurief: Wir sind unter der Linie! Kein Schatten war auf dem ganzen Schiffe mehr

zu sehen, was uns von der Wahrheit dieser Nachricht überzeugte.

Nicht ein Lüftchen wehte mehr, die See glich einem Spiegel, und unbeweglich stand das Schiff. Heiß brannten die Sonnenstrahlen auf unsere Köpfe, und immer schwerer wurde uns das Einathmen der Luft. Da traten drei der ältesten Matrosen vor den Admiral, der sich ebenfalls auf dem Verdecke befand, und baten ihn nach einer gehaltenen Anrede über den herkömmlichen Gebrauch der Wassertaufe unter der Linie, um die Erlaubniß, dem Neptun auch heute sein Recht widerfahren zu lassen. Als der Admiral erwiederte, daß er gegen den herkömmlichen Schiffsgebrauch nichts einzuwenden habe, öffnete sich ein Vorhang von Segeltüchern, der am Vordertheile des Schiffs angebracht war, und auf einem Muschelwagen, mit Goldpapier beklebt, erschien der greiße Meer Gott, seinen Dreizack in der Rechten, von seiner Gemahlin Amphitrite begleitet, beide in fleischfarbene Leinwand eingenäht, von Nereiden gezogen. Der Zug begann nach dem hintern Theile des Schiffes, wo das sämtliche Schiffspersonale aufgestellt war. Hier wurde angehalten, und Neptun that seinen Göttermund auf, um durch eine Rede sein Recht zu beweisen, die Taufhandlung an den Passagiren begehen zu dürfen.

Nach Beendigung dieses Meisterstücks der Beredtsamkeit, in Form unsrer Zimmermannsprüche, machte der Zug noch drei Mal die Runde, worauf die Taufe selbst erfolgte. Aus dem Schlauche der Schiffspriße erhielt nun das ganze Personale, außer dem Admiral und dem Commissair

Clout, die sich in ihre Cajüten begeben hatten, in voller Ladung die Weihe des Neptun. Die Frauen aber wollten nichts von dieser Wiedertaufe wissen, denn alle hatten sich eingeschlossen, und kamen nicht eher zum Vorschein, als bis die Ceremonie zu Ende war. Auch einige männliche Personen versuchten der Tausspriße zu entgehen, doch diese wurden in allen Winkeln des Schiffs aufgesucht, auf das Verdeck geführt, und unter großem Gelächter tüchtig eingesalbt. Hierauf mußten sich sämtliche Tauslinge durch Branntwein lösen, den die Matrosen gemeinschaftlich genossen, und so endigte sich das Fest des Neptun mit einem Bacchusfeste, auf dem es ziemlich lebhaft zuging; doch blieb Alles in den Schranken des Anstandes, denn die gemeinen Späße, die man sich auf Kauffarthenschiffen bei diesem Feste erlaubt, wo die Passagiere gewöhnlich mit Theer eingeseift, dann mit einem großen hölzernen Messer barbirt, und zuletzt in eine Wanne mit Wasser getaucht werden, fallen auf Kriegsschiffen nicht vor.

Drei Tage waren wir bereits auf einer Stelle liegen geblieben, da sich die ganze Zeit über nicht ein Lüftchen rührte, weshalb unsre Kraft sich durch die brennende Gluth verzehrte, und Alles über die größte Mattigkeit klagte. Endlich zogen sich rings am Horizonte dunkle Wolken zusammen, welche schwere Gewitter verkündigten. Leise erhob sich anfangs aus Westen der Wind, bis er bald heftiger wehete, und das Meer immer hohler zu gehen anfang.

Das Schwanken des Schiffes, das von einer Seite zur andern geworfen wurde, erregte bei uns Allen eine

höchst unangenehme Empfindung, da wir unsrer Schwäche halber uns kaum auf den Füßen zu halten vermochten, und so ging die ganze Mannschaft Betrunknenen gleich.

Jetzt sahen wir am fernen Horizonte von allen Seiten Blitze durch die Lüfte sich schlängeln, denen ein dumpfer Donner folgte; immer heftiger erhob sich der Wind, gewährte aber unserm geschwächten Körper eine stärkende Kühlung.

Der größte Theil der Segel wurde eingezogen, und durch die Fortbewegung des Schiffes hatte sich das Schwanken desselben gelegt. Immer mehr näherten sich die Gewitter, und bald gleich der ganze Himmel einem Feuermeere, das hell im Wasser wiederstrahlte, und einen imposanten Anblick gewährte. Die größte Dunkelheit war eingetreten, desto fürchterlich schöner ward der Anblick dieser Naturbegebenheit. Pfeilschnell schnitt der Kiel unsers Schiffes durch die Wogen, so daß wir der Berechnung nach die Linie in 2 Nachtwachen passirt haben mußten. Gleich einem Wolkenbruche strömte jetzt der Regen vom Himmel und brach die Gewalt der Gewitter, die sich allmählig verzogen, und einem reinen gestirnten Himmel Platz machten.

Den andern Mittag um 12 Uhr waren wir, nach der Beobachtung der Sonne, schon einen Grad von der Linie entfernt.

Zwei Schiffe sahen wir jetzt von Westen her, nach der afrikanischen Küste zu steuern, vermuthlich um Sklaven zu holen, womit zur Schande der Menschheit durch portugiesische und spanische Handlungshäuser immer noch ein entehrender Handel betrieben wurde, obgleich die euro-

päischen Fürsten endlich die Unrechtllichkeit desselben eingesehen, und sich dagegen erklärt hatten. Wurden ja doch noch im Jahre 1819 auf Cuba und in Brasilien große Sklavenmärkte gehalten, und auch jetzt mag das Unwesen noch nicht ganz verschwunden sein. Ein Schandfleck ist es wirklich in der Geschichte der europäischen Staaten, daß die Rechte der Menschheit von ihnen ganz verkannt, und 300 Jahre lang Geschöpfe zu einem Handelsartikel herabgewürdigt wurden, die kein anderer Unterschied von den Europäern trennte, als ihre schwarze Farbe, die sie doch wahrhaftig des Menschnamens nicht unwürdig machen konnte.

Sonderbar ist es, daß eigentlich das Mitleid diese Unbarmherzigkeit verschuldete, und daß der Name eines sonst edeln Mannes hierbei gebrandmarkt wird. Denn Bartolomeo de Las Casas, Bischoff von Chiapa in Mexiko, geboren 1474 in Sevilla, war es, der durch seinen menschenfreundlichen Sinn gegen die armen grausam bedrückten Indianer der Stifter des afrikanischen Sklavenhandels wurde. Er predigte den Bedrückten das Evangelium und den Bedrückern Menschlichkeit.

Wegen des Letztern aber wurde er gar sehr beseindet und seine Gegner suchten sogar die Mißhandlungen der armen Indianer nach göttlichen und menschlichen Gesetzen zu rechtfertigen. Doch Las Casas glühender Eifer für die Sache der Menschheit konnte hierdurch nicht erkalten. Er fuhr fort, für die gekränkten Rechte der Indianer zu sprechen und zu handeln, und durchschiffte 12 Mal den Ocean, um in Spanien für sie zu wirken. Aber Alles um-

sonst, die grausamen Spanier, von Tigersinn beseelt, wendeten alle Mittel an, die unglücklichen Indianer auszurotten, so daß in einem Zeitraume von 10 Jahren über 16 Millionen derselben zu Tode gemartert sein sollen. Doch ruht dafür auch ein Fluch auf dem Lande der Peiniger, der sobald noch nicht gesühnt werden wird. Denn es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Spaniens Unglück vorbereitet wurde durch die Erwerbung der amerikanischen Provinzen, aus denen es Gold und Edelsteine schleppte, wodurch es aber die eigne Industrie zu Grabe trug, da es die Bedürfnisse, die es früher selbst erzeugt hatte, nun aus dem Auslande erkaufte, welches nach und nach bereichert wurde durch die amerikanischen Schätze, während Spanien selbst den Grund legte, zu der Armuth, in die es nach dem Verluste der Besitzungen in der neuen Welt immer mehr verfällt, so wie auch zu den blutigen Austritten, die es in der neuern Zeit erlebte. Man kann daher wohl sagen, Spanien ist dadurch arm und elend geworden, daß es durch Amerika reich ward.

Als Las Casas lange vergebens sich bemüht hatte, den gedrückten Indianern ein besseres Loos zu bereiten, und die Anerkennung ihrer Menschenwürde zu erringen, so that er endlich, da die Spanier einmal Sklaven verlangten, den Vorschlag, Afrikaner dazu einzuführen, die ihm stärker und kräftiger vorkamen, als die schwächlichen Amerikaner. Hierdurch hatte er zwar nun die Indianer vom gänzlichen Untergange gerettet, aber eine andere Menschenrace, die nicht weniger das Ebenbild Gottes an sich trägt, ward dafür in ihren Rechten so gekränkt, daß man sie so-

gar zu einem Handelsartikel herabwürdigte. Im Jahre 1517, wo in vielen Gegenden Europens die Geistesfesseln gelöst wurden, sanken die armen Afrikaner in die tiefste Sklaverei herab, denn in diesem Jahre wurde der Negerhandel auf den Vorschlag Las Casas regelmäßig eingeführt, wodurch jährlich viele Tausende unglücklicher Menschen von ihrem heimischen Boden geraubt, aus der Umarmung ihrer Geliebten gewaltsam gerissen und in weiter Ferne einem traurigen Geschicke preis gegeben wurden, wo ihnen nichts als Thränen blieben, ihr verlornes Glück zu beweinen, wo die Sehnsucht nach Vater und Mutter, nach Weib und Kind, an ihrem Lebensmark zehrten, und sie einem frühen Tode überlieferte, der sie erlöste von allem Kummer, womit ihr Leben von ihren christlichen Brüdern erfüllt wurde, die sich Bekenner der Lehre dessen nennen, die nichts als Liebe auf Erden predigte, und mit Segen jeden seiner Schritte bezeichnete.

Je höher der Preis der unglücklichen Sklaven stieg, desto geringer wurden die habichtigen Europäer, und desto eifriger wurde die schändliche Menschenjagd getrieben, und man rechnet, daß in einem Zeitraum von 300 Jahren über 40,000,000 Neger des Vaterlandes und der Freiheit beraubt wurden. Wie empörend ist schon die Art und Weise, wie man diese armen Schlachtopfer der europäischen Habsucht auf die Schiffe zusammenpreßte, und sie schichtenweise übereinander warf, so daß mit wilden Thieren, die man in Menagerien verkauft, glimpflicher umgegangen wurde. Verzweiflung ergriff die Unglücklichen schon hier, und viele verschluckten sogar ihre eigene Zunge, weil sie kein anderes Mittel hatten, ihr trauriges Leben zu enden.

Diese Greuelscenen aber erweckten doch bei einigen zarter fühlenden Menschen Mitleid, und zuerst schafften die achtungswerthen Quäcker den entehrenden Negerhandel ab, was diesen schon allein eine bleibende Ehrensäule in der Geschichte errichtete, bis endlich auch der edle Wilberforce in England für die Sache der Menschheit sprach und wirkte, wodurch wenigstens fürs Erste der Zustand der unglücklichen Skaven sich verbesserte, und endlich drei Staaten Europens sich verbanden um den Menschenhandel ganz aufhören zu lassen, was als eine schöne Frucht unserer Zeit angesehen werden muß. Vorzüglich aber gebühret England der Ruhm, am thätigsten hierbei gewirkt zu haben, ob man es gleich nicht leugnen kann, daß der König Georg III. und die königliche Familie mit Ausnahme des edlen Herzogs von Gloucester der Abschaffung dieses Handels entgegen gewesen sind, wie brittische Tageblätter öffentlich berichteten.

Die Stimme des ganzen Volks war gegen die schon zu lange verübte Ungerechtigkeit, und man suchte das Unrecht sogar dadurch wieder gut zu machen, daß eine transatlantische Macht an den Küsten Afrikas errichtet wurde, um auf die Sklavenschiffe der Spanier und Amerikaner, die den Handel immer noch fortsetzten, Jagd zu machen. Demungeachtet aber hörte das Unwesen noch nicht ganz auf, und auch jetzt noch sollen einzelne Schiffe das ehrlose Gewerbe betreiben.

Doch ich führe den geneigten Leser wieder nach unserm Schiffe zurück, das mit schnellem Laufe die Fluthen

durchschnitt, und sich vom glühenden Himmel des Aequators immer weiter entfernte.

Trotz der großen Hitze, welche die Kräfte des Körpers und Geistes abspannte, hatten wir doch nur einige Kranke, wovon zwei starben, und mit den gewöhnlichen Ceremonien über Bord geworfen wurden, um den Fischen zur Speise zu dienen.

Nach den angestellten Beobachtungen waren wir den 48sten Tag unserer Reise ungefähr noch 150 Seemeilen von Brasilien entfernt, als sich ein heftiger Südwind erhob, der uns um so ungelegener kam, da wir bald auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung anzukommen wünschten.

Ein trauriger Vorfall ereignete sich zu dieser Zeit mit einem der jungen Seekadets, die sich auf unserm Schiffe befanden, um sich hier für ihren künftigen Beruf auszubilden, und welche alle aus den vornehmsten holländischen Familien abstammten. Oft schon waren dieselben wegen verübter lustiger Streiche bestraft worden, demungeachtet aber ging ihr Muthwille so weit, daß sie sich zuweilen auf den außerhalb des Schiffes befindlichen breiten Leisten herumjagten, wo sie sich nur an den Tauen der Maste anzuhalten vermochten.

Ein jeder Sprung war mit Lebensgefahr verbunden, weshalb wir sie oft vor dem bösen Spiele warnten, aber Alles umsonst.

Eines Tages als sie sich bei heftigem Winde, wo die Wellen wie Berge sich thürmten, wieder hinaus gewagt hatten, auf die gefährliche Stelle, hatte der Eine das Un-

glück, herabzugleiten, und von den schäumenden Wogen verschlungen zu werden. An das Aussetzen eines Bootes war nicht zu denken, da das Meer zu unruhig war, und so mußte ein talentvoller Jüngling für seine Unvorsichtigkeit mit dem Tode büßen.

Gegen Abend sahen wir an dem großen Toppmast der Amsterdam ein Zeichen, wodurch wir erfuhren, daß es Havarie erlitten habe, wie man den Schaden nennt, den das Schiff oder die Ladung durch Gewalt oder Ungefahr bekommen hat. In Folge dessen nahm es seinen Lauf nach dem Festlande von Amerika, wir aber segelten weiter dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu.

Mit jedem Tage ward die Temperatur angenehmer, und äußerte auf unsern Gesundheitszustand den besten Einfluß. Das Schiffsvolk war heiter und vergnügt, und suchte durch muntere Scherze seiner Freude Lust zu machen.

Einer der Matrosen machte uns allen besonders viel Vergnügen, da er mit einer stets lustigen Laune viel natürlichen Witz verband, den er vorzüglich bei Gelegenheit der Tausche, wo er die Amphitrite vorstellte, spielen ließ. Seine mannigfaltigen Erfahrungen gab er gewöhnlich dann zum Besten, wenn ihn die Reihe der Nachtwache traf, wo weder Soldat noch Matrose ans Schlafen dachte, sondern mit Aufmerksamkeit seiner Erzählung zuhörte. Alle seine Kameraden behandelten ihn deshalb mit Auszeichnung, und selbst die Offiziere unterhielten sich gern mit ihm, da sein gesunder Menschenverstand den Mangel seiner feinen Bildung ersetzte. Vielleicht wäre er in einer so langen Dienstzeit zu einem höhern Posten gelangt, wenn er lesen

und schreiben gekonnt hätte. Da ihm dieses aber in seiner Jugend nicht beigebracht worden war, so hatte er auf dem Schiffe keine Gelegenheit mehr, es zu lernen. Der Inhalt seiner Erzählungen, die er stets deutlich und gebunden vortrug, betraf gewöhnlich die Schilderung der Menschen in fremden Ländern, die er gesehen, deren Sitten und Gebräuche er kennen gelernt hatte. Durch lustige Anekdoten, in denen er unerschöpflich war, wußte er seine Rede zu würzen, so daß ihm Alles mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte. Deshalb bedauerten wir ihn recht sehr, als er ein Jahr darauf das Unglück hatte, auf den Molukfischen Inseln in einem Gefechte mit den Indianern, in das sich der Capitain D. unvorsichtiger Weise eingelassen, sein Leben einzubüßen, bei welcher Gelegenheit noch 30 Matrosen von unserm Schiffe umkamen.

Bei fortbauernb günstigem Winde segelten wir immer noch mehrere Tage lang 50 teutsche Meilen in 24 Stunden, doch sollten wir noch einmal dem gewöhnlichen Schicksale der Seefahrer ausgesetzt sein, indem wir einige Tage Windstille erhielten, worauf Sturm erfolgte, durch den wir in einer Nacht von den übrigen Schiffen getrennt wurden, mit denen wir uns nicht eher wieder vereinigten, als auf der Rhebe von Batavia, da sie auf dem Cap in einen andern Hafen als wir eingelaufen waren.

Den 18ten Januar 1816, war endlich für uns Alle ein Tag der Freude, da wir Morgens um 7 Uhr in blauer Ferne den Tafelberg zu Gesicht bekamen. Unter den Soldaten und Matrosen befanden sich ungefähr 200 Teutsche, die sich alle nach dem Vordertheile drängten, um den er-

freulichen Anblick so nah als möglich zu genießen, Ich stand mitten unter ihnen, und gedachte eines teutschen Volksliedes, zur Erinnerung ans Vaterland gedichtet, wobei Allen, so wie mir, eine Thräne der Wehmuth in die Augen trat, da uns jetzt viele hundert Meilen vom heimischen Boden trennten, an dem der Mensch mit heißer Liebe hängt, von dem Bewohner eines gesegneten Landes, bis zum Sohne unwirthlicher Eissteppen.

Sa wunderbar ist es von der Natur eingerichtet, daß gerade die Letztern die Gefühle des Heimwehs noch stärker fühlen, als die Erstern. Hängt doch der Grönländer mit solcher innigen Liebe an seinem Vaterlande, daß er den Europäer gutmüthig bedauert, daß er nicht bei ihm in Grönland wohnen kann. Der Eskimo findet die Blumen und Früchte, womit unsere Fluren sich schmücken, bei weitem nicht so reizend, als die traurige Eisdecke seines Landes, und seine unfreundliche schwarz geraucherte Höhle findet er viel schöner und einladender, als unsre prächtigen Paläste. Das ist die instinkartige Liebe zum Vaterlande, die ich auch bei uns erwachte.

Die ganze Menge wünschte das von mir erwähnte Vaterlandslied laut singen zu dürfen, um ihrem Herzen Luft zu machen. Dieser Wunsch war aus meinem Herzen gesprochen, weshalb ich ihm dem Colonel Bojons mittheilte, der sich sogleich zum Admiral begab, um die Erlaubniß zu bewirken. Mit Vergnügen willigte dieser ein, und freute sich herzlich über den harmonischen Gesang, der bei der vorhandenen Stimmung mit solchem Gefühl vorge tragen wurde, daß er öffentlich die Deutschen als brave

Sänger rühmte, worauf sich dieselben nicht wenig zu Gute thaten.

Von nun an hörte man sie auf den Wunsch des Admirals öfters durch frohe Gesänge Veränderung in das einförmige Schiffsleben bringen, wodurch überhaupt auf dem ganzen Schiffe eine fröhliche Stimmung hervorgebracht wurde.

Zwölf teutsche Meilen mochten wir jetzt noch von der Küste von Afrika entfernt sein, so daß wir in 5 Stunden auf der Rhebe der Capstadt anlangen konnten.

Das ganze Schiffsvolk war nun in Bewegung und Thätigkeit, die großen Anker wieder auszuhängen und die Taue daran zu befestigen. Bald wurde unserm Blicke ein weites Feld nach dem Lande zu eröffnet, denn schon bemerkten wir durch unsere Fernröhre Häuser, bis wir endlich die Capstadt selbst an dem Tafel- und Löwenberge sich erheben sahen, die uns einen mahlerischen Anblick gewährte. Zwei starke Forts beschützten von beiden Seiten die Stadt, vor welcher eine Menge Kriegs- und Kauffahrtsschiffe vor Anker lagen, welche letztere meistens nach allen Theilen von Indien bestimmt waren.

Neunzehntes Kapitel.

Ankunft auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und Aufenthalt daselbst.

Um 1 Uhr Nachmittags war es, als wir eine Viertel Stunde von der Stadt die Anker fallen ließen, und sogleich die niederländische Flagge aufzogen. Sogleich wurde eine Schaluppe ausgesetzt, auf welcher der erste Lieutenant mit einem Schreiben des Admirals an den dasigen englischen Gouverneur abfuhr, um ihn von unserer Ankunft in Kenntniß zu setzen. Nach Verlauf von 2 Stunden kam der Seeoffizier mit einem verbindlichen Schreiben des Gouverneurs an den Admiral zurück, und sogleich erfolgten aus unsern 24 Pfundern 21 Salutschüsse, die in gleicher Anzahl von der einen Landbatterie erwidert wurden.

Kurz darauf begaben sich der Admiral, der General-Commissair Clout, der Colonel Bojons und der Professor Reinwardt, der vom König den Auftrag erhalten hatte, die niederländischen Besitzungen in Indien zu

bereisen, ans Land, wobei von der zweiten Landbatterie ebenfalls 21 Kanonenschüsse erfolgten. Denselben Tag erhielten auch die Proviant-Commissairs und einige verheirathete Offiziere die Erlaubniß, mit ihren Frauen ans Land zu fahren, und für die Dauer unsers Aufenthaltes ihre Wohnung in der Capstadt aufzuschlagen. Wir andern Offiziere mußten es uns indessen noch auf dem Schiffe gefallen lassen, bis der Colonel Bojons entschieden haben würde, wie viel Offiziere und Soldaten täglich ans Land gehen durften.

Einen Kanonenschuß von der Tafelbay, in welcher wir lagen, entfernt, erhebt sich aus dem Meere die Robbeninsel, aus deren dürrer Sandboden nur einige Gesträuche emporragten. Eine Reihe elender breiter Hütten bildeten die Wohnungen der Insulaner, unter denen wir mehrere Militairpersonen bemerkten. Von den bereits an Bord gekommenen Verkäufern aus der Capstadt, die uns allerlei Erfrischungen anboten, erfuhren wir, daß diese Insel zur Aufbewahrung schwerer Verbrecher diene, und daß wöchentlich 30 Mann Soldaten aus der Garnison der Capstadt zur Bewachung derselben beordert wurden.

Allen Fahrzeugen war es streng verboten, dorthin zu segeln, weshalb die Sträflinge hier gut untergebracht waren.

Den folgenden Morgen brachte uns der Adjutant des Colonels die Erlaubniß, daß jeden Tag 30 Mann Soldaten unter Aufsicht eines Unteroffiziers an das Land fahren, und von früh 8 Uhr bis Abends 6 Uhr daselbst verweilen

könnten, daß jedoch der Offizier für sämtliche Mannschaft verantwortlich sein müsse, um Erzeße zu verhüten.

Den ersten Lieutenant J. traf zuerst die Reihe, dieses Probestück auszuführen, wozu wir ihm alle Glück wünschten da wir fühlten, daß es so angenehm nicht sein könne, eine Anzahl von 30 Mann immer im Auge zu haben, und alle ihre Schritte zu beobachten, um sich vor Nachtheil zu sichern.

Ehe daher die Abfahrt geschah, fehlte es an guten Lehren nicht, welche J. seiner befehligten Mannschaft ertheilte, und auch der Major K., der in Abwesenheit des Colonels des 20ste Bataillon kommandirte, erschöpfte sich in Ermahnungen, die aber aus seinem Munde wenig zu fruchten pflegten, da er leider das Unglück hatte, daß ihm der Dunst der geistigen Getränke stets zu Kopfe stieg, und er sich so der Achtung der Soldaten nicht erfreute.

Raum war die Gesellschaft abgefahren, als wir vom Lande aus einen unverhofften Besuch von Landsleuten erhielten, welche sich schon viele Jahre auf dem Cap befanden und jetzt von der Liebe zum Vaterlande getrieben wurden, sich bei uns nach demselben zu erkundigen. Es waren lauter Professionisten, welche in Afrika ihr Glück gefunden hatten, wie sie uns selbst versicherten. Nachdem wir sie als unsere Landsleute gut bewirthet hatten, luden sie uns ein, bei unserer Ankunft auf dem Lande bei ihnen unsere Wohnung zu nehmen, was wir ihnen auch gern versprachen, da wir so einen wohlfeilen Aufenthalt auf dem Cap zu erwarten hatten.

Noch an demselben Tage erhielt der Major K. vom

Colonel den Auftrag, allen Offizieren bekannt zu machen, daß der vierte Theil derselben am Bord bleiben mußte, die übrigen aber sich nach dem Lande begeben könnten, weshalb ich mich sogleich auf den folgenden Tag zum Urlaube meldete, da mich die Wache erst in vierzehn Tagen wieder traf.

Als die Sonne zum Untergange sich neigte, erwarteten wir die Zurückkunft des Lieutenant J. mit seiner Mannschaft, aber vergebens. Schon hüllte Alles sich in düstern Dämmerflor, und kein Boot wollte erscheinen, bis wir endlich gegen 8 Uhr ein lautes Jubeln vernahmen, welches uns die Ankunft desselben verkündigte. Bald entdeckten wir was vorgefallen war, denn 4 Soldaten lagen besinnungslos im Boote, und die andern waren ziemlich schwach auf den Füßen, so daß sie nur mit Mühe die Strickleitern zum Schiffe erklettern konnten; übrigens sprach sich die Seligkeit ihres Zustandes, in welche der Capwein sie versetzt hatte, in allen ihren Gebärden aus. Die 4 Seligsten machten den Matrosen viel Mühe, da diese nicht wußten, wie sie dieselben in das Schiff bringen sollten, indem sie auf keinem Beine zu stehen vermochten, und so auf der Strickleiter nicht herauf spedirt werden konnten. Man half sich endlich damit, daß man sie durch die Lücken der untersten Lage des Schiffes schob, wo die 48 Pfunder angebracht waren, und sie hier bis zum andern Morgen dem Schlafe überließ, um ihnen im nüchternen Zustande, als Warnung für den neuen Transport, die Folgen des genossenen Vergnügens fühlbar werden zu lassen.

Nach der Erzählung des Lieutenant J. war die Mann-

schaft in jedem andern Stande wohl zu entschuldigen, nicht aber als Militairpersonen, bei welchen Strenge, Disciplin und Subordination herrschen muß, wenn das Ganze bestehen soll. Kaum waren sie nämlich an das Land getreten, als sie von einer Menge Holländer und Deutschen, welche nach Abtretung des Landes an die Engländer im Jahre 1814 Kriegsdienste bei denselben genommen hatten, bewillkommt und sogleich eingeladen wurden, in ihren gewöhnlichen Versammlungsortern ein Frühstück mit ihnen einzunehmen, weil sie sich freuten, Landsleute gefunden zu haben, vor denen sie ihrem Herzen Lust machen konnten.

In einem ganz fremden Lande ist eine solche Gastfreundschaft doppelt angenehm, weshalb der Lieutenant J. seinen Soldaten gern die Erlaubniß gab, das freundschaftliche Anerbieten anzunehmen. In den Weinhäusern aber machten diese Bekanntschaften mit mehreren Einwohnern der Stadt, welche in ihnen ebenfalls Landsleute erblickten, und sie zum Mittagessen einluden. Hier ward ihnen wiederum stark zugetrunken, so daß sie bei dem Weinglase mit ihren Sorgen zugleich ihr Verhältniß vergaßen, und an keine Rückkehr dachten. Deshalb zeigten sich um 5 Uhr, als der bestimmten Versammlungsstunde, nur 3 Mann am Strande, indeß von den übrigen keine Spur zu sehen war.

Der Lieutenant sah sich daher genöthigt, die fehlende Mannschaft durch Hülfe der Polizei in der ganzen Stadt auffuchen zu lassen, worüber eine geraume Zeit verging. Endlich war das Häuflein beisammen, aber in einem solchen Zustande, daß es für die Strafpredigt, die ihn der Lieutenant hielt, keine Ohren hatte, sondern mit lautem

Zubel. kund gab, daß der Weingeist Sieger geblieben. Am ruhigsten waren die vier Armen, welche eine gänzliche Niederlage erlitten hatten, und todtenähnlich im Boote lagen, bis man ihnen die Bewachung der 48 Pfunder übertrug, wobei sie ihre Pflicht so gut erfüllten, daß man sie am andern Morgen noch in derselben Stellung fand, in der man sie den Abend vorher verlassen hatte, und daß ihnen, als die Zeit der Ablösung erschien, 25 Stockprügel zur Belohnung auf die posteriora zuerkannt wurden, welche sie auch richtig in Empfang nahmen. So hatten sie einen Denktettel, der ihnen das Vorgebirge der guten Hoffnung nicht in Vergessenheit gerathen ließ, bei dem sie sich aber gestehen mußten, daß sich die gute Hoffnung leider in einen schlechten Genuß verwandelt hatte. Den übrigen Pflichtvergeffenen ward bekannt gemacht, daß sie von nun an nicht mehr darauf zu rechnen hätten, das Land noch einmal zu besuchen, worüber sie sich sehr betrüben mochten, da sie wahrscheinlich aus den gemachten Bekanntschaften eine längere Zeit Vortheil zu ziehen hofften, nachdem ihnen der Willkommen so gut geschmeckt hatte.

Unterdessen fuhr ich mit noch 6 andern Offizieren in einer Segelschaluppe ans Land. Heiter lächelte die Sonne vom Himmel herab, und wir freuten uns Alle schon im Voraus auf die herrliche Aussicht, die sich uns auf dem Tafelberge darbieten würde, den wir zu besteigen beschloßen. Eine Menge Boote, in welchen Passagiere von den übrigen Schiffen angekommen waren, nebst einer großen Anzahl Fischerkähne lagen an den am Ufer befindlichen Docks. Wir legten an der linken Seite an, wo sich ein

Wachthaus befand, und stiegen auf einer 10 Stufen hohen steinernen Treppe ans Land. In der Nähe daran war der Wasserplatz, wo man die Fässer vermöge angebrachter Schläuche mit großer Schnelligkeit füllte, so daß ich keine bequemere Wasseranstalt für die Schiffe gefunden habe.

Das klare süße Wasser wird durch Röhren aus den Gebirgen hergeleitet, was einen Kostenaufwand von 50,000 Pfund Sterling verursacht haben soll. Ein jedes Schiff, welches hier eine Ladung aufnimmt, muß nach Verhältniß derselben, eine Abgabe entrichten, wovon die Unterhaltung dieser Anstalt bestritten wird. Da aber alle Ostindienfahrer hier vor Anker legen, um ihre Fässer mit frischem Wasser zu füllen, so mag die Summe nicht unbedeutend sein, welche dem Gouvernement hierdurch zufließt.

Als wir an dem Wachthause ankamen, empfahl uns ein Unteroffizier einen Führer nach einem guten Wirthshause, welches wir mit Vergnügen annahmen. Da nun dieses Führeramnt in der Wache wechselt, so erwächst derselben dadurch eine nicht unbedeutende Revenüe, indem nicht nur von den Fremden, sondern auch von dem Wirth, an welchen dieselben gewiesen werden, dem Führer ein Trinkgeld gereicht wird.

Nahe an der Wacht befand sich ein Zollhaus, in welchem wir eine Revision unseres Gepäcks vermutheten, vorzüglich da uns die Strenge des englischen Zollwesens bekannt war. Es wandelte uns daher ein kleiner Schrecken an, da Jeder von uns unter seiner Wäsche seinen Tabaksbedarf verborgen hatte, dessen Einführung vom Gouvernement streng verboten war.

Zwei Matrosen trugen unsere Bündel; der Führer ging voran, und wir folgten, nicht ohne einen unangenehmen Auftritt zu befürchten, da ein dicker Zollbeamter vor der Thüre seines Hauses uns schon zu erwarten schien.

Dieses Mal aber sollten wir nur mit der Angst davon kommen, denn der dicke Mann that weiter nichts, als daß er uns freundlich grüßte, worauf von unserer Seite eine noch freundlichere Erwiederung folgte.

Hierauf begegneten wir einem mit 10 großen Ochsen bespannten Leiterwagen, mit Gütern beladen, worauf ein Hottentott, der erste Eingeborene, den wir bemerkten, saß, und mit einer langen Peitsche das Gespann regierte, ohne sich eines Lenkseils zu bedienen. Wie wir von unserm Führer hörten, so kamen diese Produkte aus dem Innern des Landes, welche die Eigenthümer derselben meist Hottentotten in der Capstadt zum Verkauf einführen, oder sie gegen andere Waaren vertauschen, die ihnen in ihrer Wirthschaft fehlen.

Die Hälfte des Zugviehes wird jedesmal mit verkauft, da die Rückladungen gewöhnlich nicht soviel betragen, daß es in die gehörige Thätigkeit gesetzt werden könnte, woraus man den ökonomischen Sinn der Einwohner wahrnehmen kann, die überhaupt viele gute Eigenschaften besitzen, welche sie freilich mit den Fehlern roher Naturmenschen verbinden.

Sie sind die Ureinwohner der Südspitze von Afrika und sind ein gutmüthiges, dienssfertiges Volk, wovon ich bei meinem Aufenthalte auf dem Cap mehrere Beweise erhalten habe. Von Bosheit und Rachgier habe ich keine

Spur bei ihnen gefunden, wohl aber große Unreinlichkeit und Aberglauben. Fast alle Hottentotten sind wohlgewachsen, da sie bei ihrem naturgemäßen Leben weniger Verküppelungen ausgesetzt sind, als man in polizirten Staaten antrifft.

Ihre Farbe ist gelbbraun, ihre krausen schwarzen Haare sind wollenartig, und nach ihrer Gesichtsbildung gehören sie zur äthiopischen Race. Viele leben als Dienstboten in den Häusern der Kolonisten, oder in der Nähe derselben, die übrigen in Dörfern zusammen, welche sie Kraals nennen. Letztere führen ein nomadisches Leben, da hingegen erstere durch den Einfluß der europäischen Bildung Viehzucht und etwas Landbau betreiben. Unter diesen sind die christlichen Missionen zu den erfreulichsten Resultaten gelangt.

Noch muß ich die Buschmänner erwähnen, welche eigentlich nicht einen besondern Stamm ausmachen, sondern ein lieberliches Gefindel von Landstreichern aus mehreren Hottentottenstämmen sind, vor denen man sich wohl zu hüten hat, wenn man das Land weiter nach dem Innern zu kennen lernen will.

Sie leben in den buschigen und gebirgigen Gegenden der Südspitze von Afrika, und nähren sich meist vom Raube indem sie auf die Vorübergehenden in ihren Schlupfwinkeln lauern und mit vergifteten Pfeilen auf sie schießen. Zum Glück sollen ihrer nur einige Tausend sein, welche aber den Kolonisten oft großen Schaden zufügen, weshalb oft Militaircommandos gegen sie ausziehen.

Wie der ehemalige holländische Gouverneur Jan s:

fens von ihnen berichtet, so leben sie nicht einmal gesellschaftig beisammen, sondern schwärmen in einigen Familien umher, und vereinigen sich nur in größere Massen, wenn sie einen räuberischen Angriff machen. Sie bauen die Erde nicht, und haben kein einziges zahmes Hausthier, als den Hund, den man überhaupt in allen Gegenden antrifft, wo Menschen sind, an die derselbe von der Natur angewiesen zu sein scheint. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Heuschrecken und in Ermangelung derselben verzehren sie sogar die Exkremente dieser Insekten. Der brennende Himmel ist nach diesem Berichte ihr Zelt, der heiße Sandboden ihr Bett, so daß also keine feste Wohnung unter ihnen angetroffen wird. Ihre Sprache ist überaus arm, und besteht aus einem gewissen Klatschen mit der Zunge und rauhen hervorgurgelten Tönen, für welche wir keine Buchstaben haben.

In kurzer Zeit waren wir an der Stadt angelangt, vor welcher sich ein großer viereckiger Platz mit hohen schattigen Bäumen befindet, worauf bequem 1000 Mann Soldaten ihre Uebungen halten können. In der Stadt selbst angekommen, glaubten wir uns wegen der Bauart der Häuser nach Holland versetzt.

Der Wirth des Gasthofes, in welchen unser Führer uns brachte, war ein Holländer von Geburt, der sich durch vorzügliche Höflichkeit auszeichnete. Bald sahen wir uns von einer Menge Einwohner umringt, welche unsere Bekanntschaft suchten, und uns mit ihnen zu trinken nöthigten; doch sahen wir weder Engländer noch Franzosen, welche, wie ich erfuhr, ihre eigenen Gesellschaften bildeten, da

sie sich mit den Holländern und Teutschen nicht wohl vertrugen.

Hier erfuhren wir auch, daß die Ruyter mit dem Spion in der Falke Bay, einem südlicherm Hafen des Caplandes, wo die Schiffe vor allem Winde gesichert sind, angelangt seien, und daß der Generallieutenant A. mit seiner Familie in der Capstadt erwartet werde, welche ungefähr 5 teutsche Meilen von diesem Hafen entfernt liegt.

Unter den Offizieren dieser Gesellschaft befand sich auch ein Husarenlieutenant Namens B., mit dem ich schon früher in ein freundschaftliches Verhältniß getreten war, da uns Gleichheit der Charaktere zusammengeführt hatte. Dieser hatte die Bekanntschaft eines anwesenden Bürgers gemacht, und war von diesem eingeladen worden, die Zeit seines Aufenthaltes in seiner Wohnung zuzubringen, was er mit Freuden angenommen hatte. Da er aber von mir nicht gern getrennt sein wollte, so suchte er mich mit seinem Gastfreunde bekannt zu machen, um auch mir seine Einladung zu erwerben, welche mir auch bei einer Flasche Capwein, der bald eine zweite folgte, zu Theil ward. Niemand war froher, als ich, da ich die freudige Gewißheit hatte, mit meinem Freunde unter einem Dache zu wohnen, und was ebenfalls nicht zu verwerfen war, nicht aus meiner Kasse zehren zu dürfen, die, offenherzig gestanden, an der Schwindsucht darnieder lag.

Zwanzigstes Kapitel.

Aufenthalt in der Capstadt im Hause B—s.

Zwölf Uhr war es, als wir in der Wohnung unsers neuen Bekannten ankamen, der sich herzlich freute, daß wir seine Einladung angenommen hatten, indem er dies als eine Gefälligkeit von unserer Seite anzunehmen schien. Beim Eintritt in das Wohnzimmer wurden unsere Augen durch einen Anblick geweidet, bei dem wir unsern neuen Freund, der ihn uns verschafft hatte, noch lieber gewannen. Zwei junge schöne Frauenzimmer saßen an einem Nähtische, welche unsere Verbeugungen mit vieler Höflichkeit erwiderten.

Die Eine derselben stellte uns unser Wirth als seine Frau, die Andere als deren Schwester vor. An ihren freundlichen Mienen sahen wir deutlich, daß sie über seine Gastfreundschaft nicht zürnten, und wir auch von ihnen

gern gesehen wurden. Ein hübsches freundliches Frauen-
gesicht habe ich von jeher mit Wohlgefallen betrachtet, was
auch bei meinem Freunde der Fall war, weshalb wir uns
Beide in so lieblicher Nachbarschaft recht wohl befanden.
Zu meinem Verdrusse aber, mußte ich bald bemerken, daß
mein Freund eher 10 Blicke eroberte, als ich nur durch
einen erfreut wurde, was freilich wohl daran liegen mußte,
daß ersterer zehn Jahre jünger war, als ich, und sich in
seiner Husarenuniform wie ein junger Kriegsgott ausnahm.

Nach einer kleinen Unterhaltung, welche nur Bezug
auf unsere Reise hatte, wurde von unserm Wirth eine
Seitenthüre geöffnet, die nach einem Zimmer führte, wo
eine gedeckte Tafel stand, an der wir Platz zu nehmen ge-
nöthigt wurden.

Überall erblickten wir die größte Eleganz, was uns
auf den Reichthum unsers Wirthes schließen ließ, worin
wir uns auch nicht geirrt hatten. Zugleich bemerkten wir,
daß man es in diesem Hause verstand, dem Gaumen an-
genehme Genüsse zu bereiten, denn die Speisen waren
ausgesucht und den Wein würde der feinste Schmecker vor-
trefflich gefunden haben.

Den Dienst bei Tische versahen 3 junge Negerinnen,
die als solche gewiß schön zu nennen waren, da sie unsern
Augen dasselbe Interesse gewährten, als der Anblick junger
weißer Schönen.

Sehr lobenswerth fand ich die Sitte, die Speisen
auf dem Kopfe auftragen zu lassen, welche überhaupt bei
dem gebildeten Theile der Einwohner statt findet. Hier-
durch ist man gesichert, daß die Speisen nicht etwa durch

Husten und Niesen der auftragenden Personen verunreinigt werden.

Wir ließen uns die herrlichen Gerichte, die sich von unserer Schiffskost ziemlich unterschieden, herrlich schmecken, und tranken tapfer von dem edlen Nebensaße, vorzüglich da die Damen uns beständig zum Trinken nöthigten, denen wir doch wohl nichts abschlagen durften.

Nach Beendigung der Tafel erhob sich der freundliche Wirth, um uns das Wohnzimmer anzuweisen, da er sahe, daß wir der Ruhe bedurften. Wir empfahlen uns daher den Damen, um ihm zu folgen, doch mochte unser Gang nicht der sicherste sein, wie wir aus dem Lächeln jener bemerken konnten, die uns eine gute Ruhe wünschten, deren wir auch gar sehr bedurften, um das verlorene Gleichgewicht in unserm Körper wieder herzustellen.

Jedem ohne Ausnahme kann es wohl begegnen, sich in der Freude, nach einer dreimonatlichen Seereise bei völliger Gesundheit an das Land zu treten, einen Rausch zu trinken, weshalb wir wohl auf Entschuldigung rechnen durften, da der edle Capwein gar zu lockend war.

Von diesem Weine werden mehrere Sorten gebaut, die aber in Rücksicht des Geschmacks und der innern Kraft gar sehr verschieden sind. Der vorzüglichste ist der Constantierwein, der seinen Namen davon hat, weil er bei der Meierei Constantia erwächst, welcher aber auch auf dem Cap nur als Desertwein gebraucht wird. Dieser kommt in der Farbe einem alten Mallaga bei, und ist so süß und lieblich, daß er unstreitig unter allen Weinen, welche die Mutter Erde hervorbringt, den ersten Platz ver-

dient. Die zweite Sorte ist der Steinwein, welche in der Farbe unserm Rheinwein gleicht, aber in Rücksicht der Güte dem erstern bedeutend nachsteht.

Noch giebt es einige andere Sorten, die man Cap-Madeira nennt, und welche an Farbe dem Madeira ähnlich sind, woher auch die Reben nach dem Cap verpflanzt sein sollen. Ubrigens sind auch von Spanien, Frankreich und den Rheingegenden aus Reben dahin gesandt worden.

Als wir unsern Rausch ausgeschlafen hatten, fanden wir unsere Paquete im Zimmer, die unser freundlicher Wirth aus dem Gasthause hatte abholen lassen, und erfuhren nun, daß alle unsere Gefährten von verschiedenen Einwohnern eingeladen worden waren, so daß wir Alle Ursache hatten, die Gastfreundschaft auf dem Cap zu rühmen.

In dem untern Zimmer, in welches wir uns, durch den Schlummer neu gestärkt, begaben, war bereits der Thee aufgetragen, und hier fanden wir die Gesellschaft von zweien unsrer Seeoffiziere vermehrt, die von unserm Wirth e ebenfalls eingeladen waren, woraus wir sahen, daß er an uns noch nicht genug hatte.

Von männlicher Bedienung sah ich Niemand im Hause, wohl aber außer den 3 schmucken Negerinnen noch 2 weiße Mädchen von 17 — 18 Jahren, die uns den Beweis gaben, daß der Wirth vom Hause viel Schönheitsfinn besaß. Jedoch wunderten wir uns sehr, diese beiden Grazien in Sklaventracht zu sehen, die in einem den Unterleib bedeckenden Anzuge bestand, welcher durch einen 3 Finger breiten silbernen Gurt zusammengehalten wurde. Der Wirth, dem ich in eine Verpunderung hierüber zu erkennen gab, erwie

berte mir, daß Beide wirklich Sklavinnen seien, obgleich ihre Farbe nicht dafür spreche. Sie stammten, wie er uns sagte, ursprünglich auch von Negerinnen ab, waren aber jetzt in der vierten Generation weiß, und so dreimal theurer als eine schwarze Sklavin, für welche man oft schon 1000 Thaler bezahlt. Diese aber waren ihm, wie er uns ausdrücklich bemerkte, gar nicht feil. Hierdurch wollte er uns wahrscheinlich zu verstehen geben, daß wir nur auf die schwarzen Mädchen verwiesen wären, wenn ja die Sinnlichkeit in uns sich regen sollte, zumal da es mit Vortheil für ihn verbunden war, wenn ein Europäer an einer solchen zum Vater wurde. Dem Neger aber nahm man es sehr übel, wenn die Vereinigung mit einer Weißen Frucht brachte, da ja auf eine solche Weise der Eigennuß des Besitzers nicht gehörig befriedigt wurde.

Dies ist auch der Grund, warum die schwarzen Mädchen sich gar leicht einem Europäer hingeben, vorzüglich da auch sie dabei gewinnen, wenn sie von diesem zur Mutter werden.

Noch hatten wir nicht erfahren, was für ein Gewerbe unser Wirth betrieb, da wir im ganzen Hause keine Spur davon erblickten, als sich derselbe mit der Frage an uns wendete, ob wir Lust hätten, eine Heerde vorzüglich fetter Hammel zu sehen, welche er eben bekommen habe, und wovon er morgen 150 Stück abschachten lassen wolle. Als wir ihm unsere Verwunderung darüber zu erkennen gaben, was er mit so vielem Fleische zu machen gedenke, da es sich unmöglich lange halten könne, sagte er uns,

daß sein Geschäft in solchem Gange sei, daß es ihm um den Absatz nicht bange sein dürfe. So wohnten wir also, wie wir nun auf einmal erfuhren, bei einem Fleischer, bei dem es aber fürstlich zuging.

Wir waren sogleich bereit, die Hammel in Augenschein zu nehmen, um uns so von der Größe seines Geschäftes zu unterrichten, und folgten ihm durch das Hinterhaus in ein anderes Gebäude, wo die Schlächterei sich befand, die ein Europäer mit noch 8 farbigen Leuten besorgte. Wir staunten über den bedeutenden Vorrath an Vieh, welches sich in den zahlreichen Ställen befand, die rings in dem geräumigen Hofe angebracht waren.

Besonders aber wunderten wir uns über eine Heerde von 600 Stück Schaafen, von ungewöhnlicher Größe, wovon alle Tage 100 — 150 Stück geschlachtet wurden, da das Fleisch dieser Thiere die Liebesspeise dieser Einwohner ist, und unser Wirth die Schiffslieferung zu machen hatte, welche seiner Aussage nach, von großer Bedeutung war.

Ein solches Geschäft in dieser Ausdehnung war uns noch nicht vorgekommen, und wir konnten uns daher den Reichtum, der im ganzen Hause sichtbar war, wohl erklären.

Wie wir jetzt von unserm Wirth, den ich von nun an B. nennen will, erfuhren, so hatte dieser vor 16 Jahren seine Vaterstadt Amsterdam als Fleischergefell verlassen, und da er den Drang in sich fühlte, die Welt zu sehen, Matrosendienste auf einem Kauffarthesschiffe genommen, welches nach dem Cap bestimmt war, da er auf diese Weise weiter zu kommen hoffte, als wenn er seine Wanderschaft zu Lande angetreten hätte, was überdieß für einen armen

Handwerksburschen schon damals mit manchen Unannehmlichkeiten verbunden war, ob man ihnen gleich das Reisen noch nicht so sehr erschwerte, wie in unsern Tagen, wo ein Solcher sich in der Fremde nicht mehr auszubilden vermag, da es ihm an Mitteln gebricht, sein Leben zu fristen, wenn ihm auf eine längere Zeit die Arbeit fehlt.

Als das Schiff auf dem Cap angekommen war, führte das Glück unsern B. in das Haus seines Schwiegervaters, der das Fleischerhandwerk bereits in der größten Ausdehnung betrieb.

Nach einem 10jährigen treuen Dienste hatte sich B. das ganze Vertrauen seines Meisters erworben, so daß dieser ihn mit der Hand seiner Tochter belohnte, und ihm seine Wirthschaft übergab.

So war dieß also ein neuer Beweis, daß der Herr das Schicksal seiner Kinder lenkt und sie zum Glücke führt, wo sie es am wenigsten vermuthen. Denn würde wohl der arme Fleischergefell in Amsterdam es nur haben ahnen können, daß er nach 10 Jahren ein so bedeutender Mann werden würde? Möchte daher der Gedanke, daß unser Schicksal in Gottes Hand steht, einen Jeden ermuthigen, der jetzt mit Ungemach kämpft, und keinen Ausweg findet in dem Labyrinth des Lebens, daß er nicht verzagte und auf eine bessere Zukunft hoffte, die ihm gewiß zu Theil werden wird, wenn es Gott für sein ewiges Heil für gut befindet. Ist es aber beschlossen von der ewigen Weisheit, daß er einen dornenvollen Weg wandle, so wird wenigstens diese Hoffnung mitten unter den Dornen ihm manche Blumen erblühen lassen. Manchen zwar ist der Ge-

nuß versagt, aber Keinem die Hoffnung, die unsern Herzen manche Freude bringt, und noch im letzten Augenblicke unsers Lebens freundlich über unser Sterbelager sich hinneigt, um den letzten Schmerz uns zu erleichtern. So werden wir also das Glück finden, wenn wir es selbst nicht verschmähen. Gar schön singt unser unsterblicher Schiller: Zwei Blumen blühen für den weisen Finder, sie heißen Hoffnung und Genuß; wer dieser Blumen Eine brach, begehre die andre Schwester nicht.

Hieraus geht hervor, daß das Glück des Lebens nicht allein im Genießen, sondern auch im Hoffen besteht, und daß der Mensch nur dann unglücklich ist, wenn er bei versagtem Genuß auch die Hoffnung aufgibt, die nie von uns weicht, wenn wir sie nicht selbst verschrecken.

So wie daher unser J. ein unverhofftes Glück gefunden hatte, so mögen Alle auf eine ähnliche Wendung ihres Lebensganges hoffen, wenn Sorgen an ihren Herzen nagten, und das Glück wird allgemein hienieden werden.

Bei dem Abendessen war von der ganzen Gesellschaft beschlossen worden, den folgenden Morgen den Tafelberg zu besteigen, der ziemlich die Höhe des Brockens haben kann. Noch denselben Abend wurden die Vorbereitungen zu dieser kleinen Reise getroffen, die den andern Morgen nach 4 Uhr mit frohem Herzen angetreten wurde. Unfre freundlichen Damen machten uns dieselbe in Gesellschaft der beiden niedlichen Sklavinnen äußerst angenehm, da wir, wie ich schon oben gestanden, keine Feinde des weiblichen Geschlechtes waren.

Da es kurz zuvor stark geregnet hatte, so war der

Fußsteig, der sich in vielen Krümmungen bis zum Gipfel des Berges zieht, ziemlich beschwerlich zu erklimmen, demungeachtet aber schritten die Frauen mit Leichtigkeit vorwärts, da sie wie die Genssen zu klettern verstanden, so daß sie über unsre Unbeholfenheit herzlich lachten, wenn sie, nachdem sie einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatten, uns erwarteten, und uns oft auf allen Vieren herumkriechen sahen. Zum Unglück war der Weg, den wir passirten, gerade der steilste, aber freilich von der Stadt aus der nächste, denn der andre Pfad der noch nach dem Gipfel führte, war wenigstens eine teutsche Meile von uns entfernt.

Nach einem Paar Stunden endlich war unsre Arbeit verrichtet, die Höhe des Berges war erklimmen, und eine herrliche Aussicht entschädigte uns für die ausgestandenen Strapazen. Da es ein äußerst heiterer Morgen war, so konnten wir weit in das Land hineinblicken, wo hohe Berge sich erhoben, welche freundliche, durch weidende Heerden belebte Thäler begrenzten.

Eine große Anzahl Meiereien in der Mitte fruchtbarer Felder und herrlicher Baum- und Weinpflanzungen verschönerten die reizende Landschaft, und gern maßen wir der Schilderung unsers Wirthes von dem Glücke der hiesigen Landleute Glauben bei.

Zugleich fanden wir auch, daß der Berg den Namen Tafelberg wahrhaft verdient, da er sich in einer großen ebenen Fläche endigt. Ueberraschend war es für uns, einen Teich darauf zu erblicken, welcher mit Fischen besetzt ist, ie der Reinheit des Wassers wegen, das aus unterirdi-

schen Quellen hervorströmt, von vorzüglich gutem Geschmacke sein sollen.

Vom Steigen und vom Sonnenstrahl ermüdet, suchten wir den Schatten einiger Bäume auf, um unter denselben uns nieder zu lassen, und unser Frühstück zu verzehren. Die freundlichen Mienen der reizenden Mädchen, die uns bedienten, verliehen dem edlen Nebensaft eine neue Würze, die auch den schlechtesten Wein gut gemacht haben würde, so daß wir Göttern gleich auf den Höhen des Olymp Nektar zu trinken vermeinten.

Alles war fröhlich und wohlgemuth, nur die Schwester unserer Wirthin war stiller geworden, wovon ich gar bald die Ursache entdeckte. Ich bemerkte nämlich, daß sie immer verstohlen auf den jungen Husarenoffizier hinblickte, dessen jugendlich schöne Gestalt ihr zu gefallen schien. Wenn sie sich bemerkt glaubte, schlug sie verschämt die Augen nieder und ward roth bis hinter die Ohren. Alles dieß schien mir das Zeichen einer aufkeimenden Liebe zu sein. Um sie nicht in Verlegenheit zu setzen, that ich, als ob ich nichts bemerkte, wenn ihr Blick auf meinem Freunde ruhte, aber ich bedauerte im Stillen das arme Kind, eines Gefühls halber, daß sie gewiß nur zu ihrem Unglück hegen konnte, da ich voraus sahe, daß an eine eheliche Verbindung meines Freundes mit ihr nicht gedacht werden konnte.

Gegen 12 Uhr kamen wir alle ziemlich ermüdet zurück und noch nie hat uns das Mittagessen besser geschmeckt, als dieses Mal.

Nach Beendigung unserer Mahlzeit gingen wir von

3. begleitet, die Stadt und die nächste Umgegend in Augenschein zu nehmen, welche mir in Rücksicht ihrer Bauart und der breiten Straßen mit dem Haag einige Aehnlichkeit zu haben schien. Unser Weg führte uns an der Menagerie des Gouvernements vorbei, einem ansehnlichen, mit Mauern umgebenen Distrikte, in welchem ein bedeutendes Haus für die Jäger und die Wärter der Thiere befindlich war. Eine Reihe mit starken Mauern und eisernen Stäben versehene Behältnisse erregte unsere Aufmerksamkeit, worin verschiedene Arten von reißenden Thieren anzutreffen waren, jedoch nur von solchen, die Afrika zu ihrem Vaterlande haben, da das Gouvernement den Aufwand scheut, der mit der Herbeischaffung von Thieren aus andern Welttheilen verbunden ist.

Auch würde dieser unnöthig sein, da kein Erdtheil eine so große Mannigfaltigkeit aus der Thierwelt aufzuweisen hat, als Afrika. Wir fanden daher den Elephanten, das Rhinoceros, das Nilpferd, den Giraffe, den Löwen, den Panther, den Leopard, die Unze, die Hyäne, das Krokodil, und andere Thiere, welche die vorzüglichsten Gegenstände aller Menagerien ausmachen. Alle Tage ist den Fremden der Zutritt zu dieser Menagerie gestattet, wobei man nur dem Aufwärter ein kleines Trinkgeld entrichtet.

Obgleich ich viele Arten derselben schon in europäischen Menagerien gesehen hatte, so erregten doch diese in Afrika wegen ihrer Größe und Vollkommenheit einen ganz andern Anblick als jene traurigen, größtentheils fränklichen Thiere, die von einem Orte zum andern geschleppt werden, und gewöhnlich nur geringe Portionen zur Nahrung erhalten.

Nicht weit von diesem Orte kamen wir in einen schönen Park, der die vorzüglichste Promenade der Einwohner ist, und wo man alle Arten von Erfrischungen haben konnte.

Ein angenehmer Weg führte uns an mehreren Weinbergshäusern vorbei, worin die Besitzer mit ihren Familien bis zur Lese wohnten, welche gewöhnlich im März eintritt. Doch sahen wir jetzt schon ganz reife Trauben an den Spalieren der Häuser hängen, und erfuhren, daß diese Sorte aus der Gegend des Rheins stammte.

An der Südseite der Stadt befanden sich die Kasernen mit dem großen Exercierplatze.

Zu jener Zeit lag gerade nur ein Regiment Soldaten hier, da die übrigen gegen die Marakaten, ein kriegerisches und zahlreiches Volk an der Grenze der englischen Besitzungen im Felde lagen. Die ganze militärische Macht der Engländer mit Inbegriff einiger Hottentotten, die als gute Schützen bekannt sind, gab unser Wirth auf 20,000 Mann an.

Eine vorzüglich gute und bequeme Einrichtung fanden wir an den Häusern der Weinhändler, an denen sich große Schwibbogen befinden, durch die man in große Weinkeller kommt, welche nicht unter, sondern über der Erde angebracht sind, und worein man mit Pferd und Wagen gelangen kann. Da J. mit mehreren dieser Kaufleute bekannt war, so bekamen wir Gelegenheit, das Innere dieser Keller in Augenschein zu nehmen, worin wir ebenfalls Alles sehr bequem fanden, so daß die Fässer mit großer Leichtigkeit ab- und zugeführt werden konnten.

Als wir wieder in unserer Wohnung ankamen, fanden wir mehrere junge Französischer, die bei unserer Wirthin einen Besuch abgestattet hatten, mit denen wir eine Unterhaltung anzuspinnen wünschten, doch merkten wir bald, daß nicht viel mit ihnen zu sprechen war, da sie außer ihrem weiblichen Fache, was wiederum nicht unsere Sache war, über nichts Auskunft zu geben vermochten.

Diese Unbeholfenheit war eine Folge des Schulunterrichts, der sich auf dem Cap in dem traurigsten Zustande befindet, so daß man eine höchst ungebildete Jugend antrifft, wozu selbst die Kinder der vornehmsten Familien gehören, wenn diese nicht, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, in Europa erzogen worden sind. Traurige Beweise hiervon hatten wir an vier jungen Leuten von 17 — 19 Jahren, welche in niederländische Militärdienste traten, und mit nach Java reisten, aber so unwissend waren in Allem, daß sie sich die größten Spöttereien ihrer Kameraden gefallen lassen mußten, welche ihre großen Schwächen sogleich bemerkten. Jedoch zeigte sich bei ihnen eine große Wißbegierde, indem sie, sobald wir uns von Gegenständen unterhielten, die ihnen fremd waren, hoch auf horchten; und es schien, als wenn sich in ihnen eine neue Welt aufschlösse, wenn sie von Gegenständen aus Natur, der Geographie und Geschichte hörten, wo ihnen Alles unbekannt war.

Unverzeihlich ist es daher den Engländern, daß sie den Bildungsgrad der Einwohner dieses Landes nicht durch Schulanstalten zu steigern bemüht sind, und daß sie lieber auf andere unnütze Weise das Geld verschwenden, als es zum Heile der Menschheit anzulegen.

Die Missionsanstalten, welche es sich so eifrig anlegen sein lassen, das Evangelium unter heidnischen Völkern zu verbreiten, sollten doch ja nicht glauben, daß damit Alles gethan sei, wenn sie diesen die christliche Glaubenslehre vorgetragen haben, auch für die anderweite Ausbildung der Jugend sollten sie sorgen, da sich erst auf diese Weise ihre Arbeit eines glücklichen Fortgangs erfreuen würde, denn was bilden sie sonst wohl anders als Nominalchristen, die der Wohlthaten des Evangeliums nicht theilhaftig werden.

Doch alle diese Missionsanstalten beruhen ja nur auf den politischen und merkantilen Interessen der Engländer, und es wäre zu wünschen, daß man dieß in unserm Vaterlande allgemein einsehen möchte, um die Summen, welche in den daselbst errichteten Missionsvereinen aufgebracht werden, zweckmäßiger anzuwenden, als es jetzt geschieht. Wie kann man denn glauben, daß es den Engländern um die geistige Ausbildung und somit um die Beglückung ihrer überseeischen Unterthanen zu thun ist, da ja in dem Mutterlande selbst unter der ärmern Klasse die größte Unwissenheit herrscht, und nichts gethan wird, derselben abzuhelpen?

Da nun aber die Einwohner auf dem Cap das Bedürfniß des Unterrichts fühlen, so würden junge geschickte Männer, die Energie genug besäßen, ihr Vaterland zu verlassen, und dort ihren Kenntnissen einen Wirkungskreis zu eröffnen, als Jugendlehrer ihr zeitliches Glück gewiß recht bald begründen.

Was die dortigen englischen Gerichtshöfe betrifft, so

war nach der Aussage unseres Wirthes der gute Rath dort so theuer, daß sich die heilige Justiz gar nicht übel dabei stand.

Das Nämliche gilt von den Priestern Aesculaps, welche sich die Ehre ihres Besuchs wacker bezahlen lassen, wie ich aus der Rechnung ersah, welche 3. im vorigen Jahre bei einer eingetretenen Krankheit seiner Sklaven dem Haus-arzte hatte entrichten müssen. Diese betrug nämlich nicht mehr und nicht weniger als 700 Capthaler, nach unserm Gelde 450 Rthlr. ohne die verbrauchte Medizin.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Bekanntschaft mit Betty.

Um uns das Leben so angenehm als möglich zu machen, hatte J. mehrere seiner Freunde zum Abendessen eingeladen, wobei vorzüglich der Geist des Weines bald allgemeine Fröhlichkeit verbreitete. Ich hatte mir gleich anfangs fest vorgenommen, so mäßig als möglich zu trinken, da ich weiß, daß ich bei einem Rausche gewöhnlich viel Ecken bekomme, an welche Andere leicht sich stoßen. Aber wie es nun mit Vorsätzen solcher Art geht, man bleibt ihnen gewöhnlich nicht treu, und so wars auch bei mir. Man trinkt, wird genöthigt zum Trinken, und wird betrunken, weil man dann gewöhnlich die Grenzen nicht sieht, die man nicht überschreiten soll. Genug der Geist des Weins war stärker als der meinige, und bald kam es mir vor, als befände ich mich in einem Tanzsaale, wo Alles die

Runde um mich machte. Doch war ich noch so klug, einzusehen, daß es nicht weiter mit mir kommen dürfe, weshalb ich mich im Stillen entfernte, was nicht auffallen konnte, da schon Mehrere gegangen und wieder gekommen waren. Im Nebenzimmer ergreife ich ein Licht, um mich damit in mein Schlafzimmer zu begeben, nach welchem ein langer Gang führte. Aber wehe mir, mitten auf demselben löscht mein Licht aus, und eine tiefe Finsterniß umgibt mich. Mein Zustand gestattet mir nicht, nachzudenken, was nun zu machen sei, ich tappe im Dunkeln immer vorwärts, stoße bald an einen Schrank, bald an einen Tisch, und werde hierdurch so verwirrt, daß ich nun gar nicht mehr weiß, wo ich bin.

Endlich ergreife ich eine Klinke, drücke darauf, und eine Thüre öffnet sich. Alles war dunkel, ich tappe herum, und komme an ein Fenster, das aber wegen der dichten Rolllaux nicht den mindesten Schein durchließ; es fällt mir nicht ein, dieselben aufzuziehen und ich setzte meine Untersuchung weiter fort. Jetzt bekam ich einen Vorhang in meine Hand, und wie groß war meine Freude, ein Bett dahinter zu finden.

Das wars ja eben, was ich brauchte und suchte. Sei es, wem es sei, sprach der Weingeist in mir, du legst dich hinein. So schnell als es sich thun läßt, werfe ich meine Kleidungsstücke von mir, öffne die Gardine und versinke in hoch aufgethürmten Betten, wo mich bald der Schlaf in seine Arme aufnahm.

Bald nach meinem Verschwinden aus dem Speisezimmer wurde ich vermißt, aber mein Freund B., der die

Ursache der schnellen Entfernung vermuthet, entschuldigt mich mit Kopfschmerzen, die ich im Bette zu begraben gedenke.

Endlich geht die Gesellschaft auseinander, und mein Freund B. begiebt sich mit noch einem Seeoffizier nach unserm Zimmer, wo er mich schon im tiefen Schlafe anzutreffen glaubt. Aber wie groß ist sein Erstaunen, keine Spur von mir zu erblicken.

Beide eilen sogleich nach dem Zimmer zurück, wo die Familie noch versammelt war, und setzen durch ihre Nachricht Alles in Schrecken, da man ein Unglück vermuthet.

Jedes ergreift ein Licht, und Haus und Hof wird durchsucht, ich aber nicht gefunden. Der Wirth schüttelt den Kopf, indem er erklärt, daß alle Stuben in der obern Etage außer der unsrigen verschlossen seien, und ich also nicht fehl gegangen sein könne. Man geht ins Zimmer zurück, um von der Zeit das Resultat zu erwarten. Da stürzt auf einmal eines von den beiden weißen Sklavenmädchen todtenbleich mit einem Lichte in der Hand herein, und erzählt mit ängstlicher Miene, daß ich im Bette der Mademoiselle, meine ganze Garderobe aber zerstreut im Zimmer liege. Der vorigen Bestürzung folgt jetzt ein allgemeines Gelächter.

Aber hast du denn deine Stube nicht wie gewöhnlich verschlossen, Linchen, redet der Wirth seine Schwägerin an, deren Gesicht sich hochroth färbt, da sie wahrscheinlich fühlt, daß ein übler Verdacht gegen sie entstehen könne. Doch das Sklavenmädchen versichert, daß sie die Thüre nicht offen, sondern verschlossen gefunden habe. Das war ein Knoten, den niemand zu lösen vermochte, da man mir

nicht zutraute, mit Fleisch und Wein durch verschlossene Thüren gehen zu können. Jetzt muß das zweite Mädchen her, und nun ergiebt sich auf einmal die ganze Sache.

Die Eine, welche zur Bedienung Linchens gehörte, hatte von dieser den Auftrag erhalten, Einiges aus ihrem Zimmer zu holen, hatte aber, weil sie eben mit etwas beschäftigt war, die Andere um die Erfüllung dieses Geschäftes gebeten. Diese vergißt die Thüre wieder zu verschließen, und läßt den Schlüssel stecken.

Unterdessen war ich auf dem Schauplaze aufgetreten, und hatte einen Hasen suchend für den Sturm, der in meinem Kopfe tobte, nach langen vergeblichen Bemühungen endlich einen Ort gefunden, wie ich ihn für meine Lage nicht besser wünschen konnte. Daß es nun aber Linchens Zimmer war, worein das Schicksal mich führte, daran war freilich Niemand anders Schuld, als das nachlässige Mädchen, wofür ich jedoch für meine Person ihr nicht zürnte, denn wer weiß, wie lange ich noch meinen Poltergang in der Finsterniß hätte fortsetzen müssen, wenn mir mein guter Genius durch dieses gute Kind nicht Hülfe verschafft hätte, das sich übrigens bald darauf besann, die Thüre nicht verschlossen zu haben, und nun wieder herauf eilte, um dieses zu thun, und den Schlüssel abzuziehen. So war ich, ohne daß ich es wußte, eingeschlossen worden, und der ganzen Gesellschaft mußte daher meine nächtliche Wanderung durch vermeinte verschlossene Thüren als ein Räthsel vorkommen, das Niemand zu lösen vermochte, bis es endlich durch die Aussage des Mädchens geschah. Alle lachten über die sonderbare Geschichte, begaben sich

zur Ruhe und ließen mich ungestört in meinem freundlichen Asyl, um mich von meiner Krankheit genesen zu lassen, und sich am folgenden Morgen über mich lustig zu machen.

Nachdem ich einige Stunden geschlummert hatte, wachte ich auf. Der Tag war bereits angebrochen, und deutlich konnte ich alle Gegenstände um mich her unterscheiden. Alles war mir fremd; ich erblickte sogar weibliche Kleidungsstücke, die ich noch nie in meinem Zimmer gesehen hatte. Ich glaube zu träumen, und reibe mir die Augen, werde aber bald von der Wahrheit meines Zustandes überzeugt, nur bleibt es mir eine Zeit lang ein Räthsel, wie ich hieher gekommen bin, bis endlich mein Erinnerungsvermögen erwachte. Ich erhebe mich und ziehe die Rolleaux in die Höhe, doch Alles ist noch todt auf der Straße, woraus ich sahe, daß es noch ziemlich früh sein mochte. Mich aber in dem fremden Zimmer wieder niederzulegen, dazu hatte ich jetzt kein Herz mehr, ich packe daher meinen Anzug, der ziemlich zerstreut in der Stube herum lag, zusammen, um wo möglich das Zimmer aufzusuchen, das mir und meinem Freunde angewiesen worden war, da ich mich nicht gern in fremdem Gehege erwischen lassen wollte. Ich finde glücklich unser Zimmer, aber bei meinem Eintritt in dasselbe werde ich von neuem überrascht, den ich erblicke vier Köpfe in zwei Betten, zwei weiße und zwei schwarze; ich trete näher, und finde meinen Freund und den andern jungen Seeoffizier die beiden hübschen Negerinnen im Arme, noch im tiefem Schlafe versunken. Da ich wohl wußte, daß eine Störung in solchen Fällen nicht angenehm

ist, so mochte ich nicht länger hier verweilen, sondern zog mich lieber auf mein eben verlassenes Zimmer zurück, um mich dort anzukleiden, und die Zeit zu erwarten, wo es lebendig im Hause werden würde. Die Zeit wurde mir gewaltig lang, denn in dem fremden Zimmer war es mir jetzt zu unheimlich geworden.

Endlich höre ich zu meiner Freude mehrere Male klingen, was für die Sklaven das Zeichen zum Aufstehen war, und sobald ich glaubte, daß die beiden Negerinnen, die meinen Freunden als Gesellschafterinnen gebient hatten, diesem Rufe gefolgt sein möchten, so kehrte ich in unser Zimmer zurück, wo ich erfuhr, was mit mir vorgegangen war. Was mich noch freute, war, daß ich den beiden Spottvögeln, die sich über mich lustig machten, mit gleicher Münze zahlen konnte, da ich ebenfalls Zeuge ihrer menschlichen Schwäche gewesen war. Mit Schaam dachte ich aber doch daran, daß ich dem armen Linchen als Räuber ihres Zimmers und Bettes unter die Augen treten sollte.

Die Zeit zum Frühstücke erschien, und immer mehr klopfte mir das Herz, da ich der Beschämung gern entgangen wäre, die nun nothwendig erfolgen mußte. Wir begaben uns in das Wohnzimmer hinunter, wo sich der Herr vom Hause mit seiner Frau schon befand. Ganz verlegen wünschte ich einen guten Morgen, wurde aber mit heiterer Miene empfangen und gefragt, ob ich gut geschlafen habe.

Ich wollte eben meine Entschuldigung über das gemachte Versehen herstammeln, als sich die Thür öffnet,

und Linchen hereintritt, deren Gesicht sich bei meinem Anblick mit Purpurröthe überzieht.

Ich bückte mich noch einmal so tief vor ihr, wie gewöhnlich, um ihrer Verzeihung desto gewisser zu sein, aber mit einem freundlichen Lächeln wünscht sie mir eben so gut geschlafen zu haben in ihrem Reviere, als sie es gethan habe in einem andern, worauf ich ihr versicherte, daß nie wieder ein solcher Gewaltstreich vorkommen sollte. Das Frühstück wurde mit heitern Scherzen gewürzt, die der lustige Vorfall erzeugte; ehe es aber noch beendet war, trat eine Ordonanz vom Colonel Jones zur Thüre herein, mit dem Befehle, augenblicklich bei demselben zu erscheinen. Dergleichen Berufungen geschehen gewöhnlich aus Ursachen, die nicht die angenehmsten Folgen haben; da ich mir aber keines bewußten Fehltritts bewußt war, so fürchtete ich nichts, nahm meinen Hut und Degen, und empfahl mich der Gesellschaft auf ein baldiges Wiedersehen.

Als ich eben im Begriff bin, aus dem Hause zu treten, sehe ich meine kleine Verlegenheitsbringerin in der Thüre stehen, indem sie auf jemanden zu warten scheint.

Du kleine Lise, redete ich sie lächelnd an, du hast mir einen hübschen Streich gespielt, sie aber ergriff mit einer Vertraulichkeit, die ich früher nicht bei ihr bemerkt hatte, meine Hand, drückte sie heftig, sah mich an mit einem Paar Augen, die mir das Herz ganz weich machten, bat mich um Verzeihung, zugleich aber auch um die Güte, ihr bei meiner Zurückkunft einige Augenblicke Gehör zu leihen, da sie mir etwas anzuvertrauen habe. In

dem Zimmer der Mademoiselle, fuhr sie fort, welche heute in Gesellschaft ist, werden sie mich allein finden. Mit diesen Worten eilte sie fort, um mir nicht länger die Röthe ihrer Wangen zu zeigen, welche weibliches Zartgefühl auf dieselben gehaucht hatte, da sie fühlen mochte, daß ich für den Augenblick wohl anders von ihr denken konnte, als sie wünschte. Ich aber freute mich über das Zutrauen, welches das schmucke Mädchen, das mir noch nie so schön vorgekommen war, als eben jetzt, mir vorzugsweise geschenkt hatte, und ich war neugierig, ihr Geheimniß zu erfahren.

Nähe an der Wohnung des Colonels traf ich mit dem Adjutanten R. zusammen, der mit seiner Frau und seinem kleinen Sohne bei dem Weinändler L. wohnte, dessen Bekanntschaft ich bereits gemacht hatte, und der dem Adjutanten aufgetragen hatte, mich in seinem Namen zu ihm einzuladen. R. entledigte sich jetzt seines Auftrages, und ich werde später erzählen, was für unangenehme Folgen daraus für mich hervorgingen, daß ich die Einladung annahm.

Da der Adjutant ebenfalls beim Colonel Geschäfte hatte, so traten wir zusammen in dessen Zimmer ein, wo wir den englischen Plajmajor im Gespräch mit jenem antrafen. Der Colonel wendete sich jetzt zugleich mit den Worten an mich: Es ist so eben vom Schiffe die Nachricht eingelaufen, daß ein Unteroffizier von Ihrer Compagnie gestern Abends schnell gestorben ist, der heute Nachmittag um 3 Uhr am Lande zur Ruhe gebracht werden soll. Da er mehrere Campagnen mitgemacht hat, so hat

der Herr Commandant vom Cap ein Commando von 30 Mann aus der Garnison zur Begleitung bewilligt, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Seine Kameraden werden den Leichnam zur Ruhe tragen, und Sie sollen, um alle Unordnung zu verhüten, beim Zuge bleiben, und dafür sorgen, daß sich die Mannschaft nach der Beerdigung nicht am Lande aufhalte, sondern unverzüglich nach dem Schiffe zurückkehre.

Hiermit wurde ich entlassen, und begab mich nach Hause zurück, wo man neugierig war, was ich Neues mitbringen würde.

Nachdem ich die Neugierde der Gesellschaft befriedigt hatte, dachte ich daran, dem Verlangen Betty's, so hieß das Sklavenmädchen, Genüge zu leisten, doch durfte ich es jetzt noch nicht wagen, da ihre Gebieterin noch nicht ausgegangen war. Ich stand wie auf Kohlen, da ich das Geheimniß aus dem hübschen Munde sobald als möglich zu erfahren wünschte.

Endlich erschien eine Freundin der Schwägerin des Wirthes, um diese zu der erwähnten Parthie abzuholen. Die Seeoffiziere begaben sich zum Capitain, um ihren Urlaub verlängert zu bekommen, und der Wirth war mit seiner Frau in einem Gespräch begriffen.

Diesen günstigen Zeitpunkt benutzte ich, und begab mich schnell nach dem Zimmer, in welchem mich Betty, mit Nähen beschäftigt erwartete. Sobald ich eintrat, erhob sie sich schnell und kam mir entgegen, indem Freude über mein Erscheinen auf ihrem Gesichte glänzte.

Werden sie mich auch nicht verkennen, begann sie mit zagender Stimme, daß ich so frei war, Sie hierher zu bestellen? Ich wußte keinen andern Ausweg, vor Ihnen, der Sie mir auf den ersten Augenblick Zutrauen einflößten, meinem Herzen Luft zu machen und Ihnen etwas zu entdecken, was mich schon lange mit Unruhe erfüllte. Durch Sie vielleicht gelingt mir's, so glücklich zu sein, meinen Kummer in Freude verwandelt zu sehen, wie eine innere Stimme in mir spricht. Erlauben Sie daher, daß ich Ihnen zuerst einige Worte über meine selige Mutter erzähle, welche mir vor einem Jahre durch den Tod entrißen wurde. Hier weinte das Mädchen dem Andenken derselben heiße Thränen nach, und ich war neugierig, was ich erfahren sollte. Meine gute Mutter fuhr sie weiter fort, war Sklavin bei einer reichen Wittwe, in deren Hause ein holländischer Seekapitain wohnte. Sie war damals in einem Alter von 16 Jahren, und hatte noch nie Umgang mit einem Manne gehabt, was ihre Herrin zu verhindern suchte, da sie eifrig über die Tugend meiner Mutter wachte.

Der Seekapitain aber war listig genug, Mittel zu finden, dieselbe allein zu treffen, und mit ihr von Liebe zu reden, die sie noch nicht kannte. Schmeicheleien und die Versprechungen, ihr die Freiheit zu erkaufen, bewirkten den Fall meiner guten Mutter.

Kurze Zeit darauf mußte der Kapitain in See, und hatte nun seine Versprechungen vergessen, obgleich meine Mutter Thränen des Schmerzes vor ihm weinte. Lange

konnte der Zustand derselben ihrer Herrin nicht verborgen bleiben, welche sie aber mit Schonung behandelte, da sie, nachdem sie den Vater erfahren, bei einer weisen Fortpflanzung nur Gewinn zu erwarten hatte.

Unter Thränen und Schmerzen gebar mich, meine getäuschte Mutter zur Welt, und obgleich mein Anblick, wie sie mir oft erzählte, ihr Mutterherz mit Freude erfüllte, und ihr ein Sonnenblick war, in der langen düstern Zeit der Trauer, so war sie doch darüber bekümmert, daß sie ein Wesen geboren, dem sie eine bessere Aussicht wünschte, als sie ihm als Sklavin zu eröffnen vermochte.

Mit der größten Sorgfalt pflegte sie mich, wie ich mich aus meiner frühesten Kindheit noch gar wohl zu erinnern vermag, bis zu dem Tage, wo ein unerbittliches Schicksal mir sie entriß.

Einige Jahre darauf, nachdem ich das Licht der Welt erblickt hatte, starb die Herrin meiner Mutter, und so wurden wir beide von dem ehemaligen Besitzer dieses Hauses, dem Schwiegervater meines jetzigen Herrn gekauft, wo wir die vorige gute Behandlung nicht vermißten. Ich war glücklich an der Seite meiner guten Mutter, die mich zärtlich liebte, und in dieser Liebe Linderung des Kummer's fand, der unaufhörlich an ihrem Herzen nagte.

Aber auch dieses Glück zerstörte mir ein feindliches Schicksal, indem ein früher Tod die Unvergeßliche ins Grab legte, dessen Hügel ich täglich mit meinen Thränen benehete.

So bin ich nun eine Vater- und Mutterlose Waise.

Hier weinte sie laut, und auch mir brach vor Rührung das Herz, ich ergriff ihre Hand und suchte sie zu trösten, indem ich ihr sagte, daß der Vater im Himmel ja lebe, der seine Arme schützend ausbreite über alle seine Kinder, und auch sie gewiß nicht verlassen werde.

Ach vielleicht sind Sie der Engel, den er mir sendet, schluchzte sie, um mich vom Verderben zu retten.

Ueber diese Worte hat ich mir einige Erklärung aus, und erfuhr nun, daß mein Wirth in Betty verliebt war, und Alles anwendete, etwas zu erlangen, was das unschuldige Mädchen ihm nicht gewähren wollte. Des langen Widerstrebens müde, hatte er ihr nun angedroht, sie in das Innere des Landes zu verkaufen, um sie den härtesten Arbeiten auszusetzen, wenn sie seinem Willen nicht Genüge leisten würde. Ich fühlte nun wohl die schreckliche Lage des armen Mädchens, doch sah ich keine Möglichkeit, zu helfen, da ich mir nicht zutraute, das angefachte Liebesfeuer in dem Herzen ihres Herrn zu dämpfen. Ich fragte sie daher, auf welche Weise ihr Hülfe möglich schiene, und erhielt zur Antwort, daß sie, wenn die Stimme in ihrem Innern sie nicht trüge, noch in diesem Leben ihren Vater zu umarmen hoffe, und daß ich ihr vielleicht zur Entdeckung desselben behülflich sein könne.

Hierauf zog sie ein silbernes Etui hervor und überreichte es mir mit den Worten: dieses Andenken erhielt ich von meiner sterbenden Mutter, der es mein Vater zum Andenken hinterlassen hatte. Ich lege es jetzt in ihre Hände, um hierdurch vielleicht mein Unglück zu verhinderen und einen Vater zu entdecken, den mein kindliches

Auge noch nicht erblickte. Verschmähen Sie die Bitte eines armen Mädchens nicht.

Ich eröffne das Etui und finde auf einem Pergamentblättchen zu meiner nicht geringen Verwunderung den Namen eines mir bekannten Seekapitains F., der Kommandant eines Linienschiffs war, das in der Falsen Bay vor Anker lag.

Da aber leicht auch ein anderer Seemann diesen Namen führen konnte, so mußte ich erst zur Gewißheit kommen, ehe ich Betty's Herz mit Hoffnungen erfüllte, die so leicht fehl schlagen konnten. Ich versprach ihr daher nur, Alles zu versuchen, sie glücklich zu machen, und das Etui als Mittel dazu anzuwenden. Da stürzt sie mir von Dankbarkeit durchdrungen an den Hals, und küßt den Mund, der ihr dieses süße Versprechen gab. In demselben Augenblicke öffnet sich die Thüre, und mein Freund B. tritt herein, bleibt aber wie eine Bildsäule stehen, als er das Mädchen in meinen Armen erblickt. Mit einem Schrei windet sich jetzt Betty von mir los, und bedeckt mit ihren Händen das vor Schaamröthe glühende Gesicht, da sie nun vor B. in einem nachtheiligen Lichte zu erscheinen fürchtete. Ich wendete mich sogleich ganz unbefangen zu meinem Freunde, reichte ihm die Hand, und bat ihn, als Mann von Ehre, den Auftritt nicht übel zu deuten, und vor keinem Menschen Gebrauch davon zu machen. Die Aufklärung, fuhr ich fort, sollen Sie bald erfahren, und mit mir vereint an dem Glücke hauen, daß dieses Mädchen so sehr verdient. Der edle B. versprach mir zu schweigen, und entschuldigte seine Neugier dadurch, daß er im Zimmer

sprechen gehört und so geglaubt habe, daß Linchen schon wieder zurück gekehrt sei, mit welcher er, wie er scherzend hinzufügte, auch ein kleines Geheimniß habe.

Hierauf gingen wir beide auf unser Zimmer, wo ich B. mit der Geschichte der armen Betty bekannt machte, und ihn zugleich bat, mit dahin zu wirken, den Seekapitain mit guter Manier in unser Haus zu bringen.

Das kann heute noch geschehen, versetzte mein rascher Freund, da der erste Seelieutenant, welcher mit uns hiezu logirt, unter dem Kapitain gedient hat, den ich schon oft in unserm gewöhnlichen Weinhause getroffen habe. Sobald ihn nun der Lieutenant mit unserm Wirthe bekannt macht, so läßt es dessen Gastfreundschaft nicht anders zu, als ihn zu Tische zu laden, und so haben wir Gelegenheit, das Weitere zu machen.

Da eben die Morgenstunde geschlagen hatte, in welcher wir uns gewöhnlich in einem Hause zusammen fanden, wo alle Neuigkeiten vorgetragen wurden, so begab ich mich mit meinem Freunde in der frohen Hoffnung, der alternlosen Waise recht bald einen Vater zu verschaffen, dorthin, da ich auch die beiden Seeoffiziere, die ebenfalls in der Sache wirken sollten, ohne das Geheimniß zu erfahren, dort zu treffen glaubte, doch war dieß nicht der Fall, da sie noch nicht von ihrem Kapitain zurück gekehrt waren.

Unter andern erfuhren wir hier, daß eben ein Schiff von Helena angekommen war, um für Napoleon 12 Pferde auf dem Cap zu holen, da auf der Insel selbst Mangel daran ist. Nach der Aussage des Kapitains, der die Ladung besorgen sollte, war der Erbkaiser äußerst unzufrieden

über die schlechte Lage seiner elenden Wohnung, so wie auch über die Behandlung des Kommandanten Hudson Lowe.

Es war freilich kein Wunder, daß sich ein Mann, der eine so gewaltige Herrschaft auf Erden ausgeübt hatte, nicht glücklich fühlen konnte an einem Orte, wo er als Verbannter weilte, und wo er nichts als das endlose Meer erblickte, das in seinem ewigen Einerlei vor dem unwirthlichen Felsen vorbei fluthete. Kein Wunder war es ferner, daß er sich beklagen mußte über die Strenge der Behandlung, da er, der so vielen Millionen Gesetze vorgeschrieben hatte, jetzt den Befehlen eines Mannes gehorchen mußte, der nur in dem Range eines Obersten stand. So mochte wohl der Gedanke an seine vormalige Größe seine Seele mit Bitterkeit gegen Alle erfüllen, die ihn an seine jetzige Lage erinnerten, und wer mußte das mehr thun, als der Kommandant, der für ihn verantwortlich sein, und ihn daher stets mit Mißtrauen behandeln mußte, da ihm nicht unbekannt war, daß man Versuche machte zu seiner Befreiung.

Auf unser Befragen über die Lage von Longwood, dem Staatsgefängnisse Napoleons erfuhren wir, daß es ein und eine halbe Stunde von James Town, der einzigen kleinen Stadt auf der Insel, entfernt liegt, und daß ein enger, wegen der fürchterlichen Abgründe gefährlicher Weg von der Stadt dahin führt. Die Ebene selbst, auf welcher die Wohnung des Erkaisers angebracht ist, hat nach der Beschreibung des Kapitäns ungefähr eine Stunde im Umfang, und ist die einzige auf der ganzen Insel.

Sie endigt sich in einer steilen Klippe, die in einer bedeutenden Höhe über das Meer herausragt. Sicherer als hier hätte wohl der Gefürchtete nicht untergebracht werden können, denn es ist gerade die Insel, welche am weitesten vom festen Lande entfernt liegt, und war schon auf der Insel selbst für die Sicherheit gesorgt, so war dieß noch weit mehr der Fall auf der See. Denn kein Schiff durfte in irgend einer Richtung sich nähern, ohne von den zahlreichen Signalposten bemerkt zu werden, welche rund um die Insel aufgestellt waren. Beständig segelten englische Kreuzer herum, um die Schiffe, denen sie begegneten, aufs genaueste zu untersuchen. Keinem Schiffe, ausgenommen einem königl. Kriegsschiffe, jedoch auch diesem unter sehr genauen Vorsichtsmaßregeln, war es erlaubt, vor Anker zu gehen, weshalb wir Alle zuversichtlich glaubten, daß Europa nun nicht mehr einen nochmaligen Besuch Napoleons zu fürchten haben würde, wie der Erfolg auch bewiesen hat.

Um uns vor Tische noch ein Bewegung zu machen, begaben wir uns nach dem Park, geriethen aber auf dem Wege dahin in Gefahr, unser Leben einzubüßen. Um näher zum Ziele zu kommen, schlugen wir nemlich mehrere Seitengäßchen ein, die so schmal waren, daß nur mit Mühe ein Wagen durchpassiren konnte.

Wir hören auf einmal ein ängliches Geschrei, und im Nu kommen 4 Zebras mit dem Vordertheile eines Wagens um die Ecke gewüthet, gerade auf uns zu, so daß wir verloren waren, wenn es uns nicht gelungen wäre, die Stufen eines benachbarten Hauses zu erreichen, denn an

ein Aufhalten der unbändigen Thiere war nicht zu denken. Hier erfuhren wir, daß diese Bestien schon zum fünften Male durchgegangen waren, und daß der Gouverneur demungeachtet seine Versuche, sie zu bändigen nicht unterlassen, da er sie zum Geschenk für den König von England bestimmt hatte. Als die Gefahr für uns vorüber war, setzten wir unsern Weg weiter fort, und sahen nun, was der Eigensinn des Gouverneurs für Folgen gehabt hatte.

An dem Hintertheile des Wagens lag ein Neger mit blutigem Kopfe und zerschmettertem Schenkel. Eine Menge Menschen waren um ihn versammelt, und hier erzählte man uns, daß der Neger der Kutscher des Gouverneurs war, der dadurch sicher gemacht, daß die Zebras einige Male gut gegangen waren, die gewöhnliche Vorsichtsmaßregel, einige Sklaven mit Leinen, welche man an den Bäumen angebracht hatte, nebenan gehen zu lassen, vernachlässigt habe, und daß die Thiere durch den Schuß einer Kanone in einem benachbarten Weinberge scheu gemacht worden wären.

Ob es hiernach gleich ein gewagtes Unternehmen ist, diese Zebras wie Pferde zu gebrauchen, so muß ich doch gestehen, daß es kein prächtigeres Gespann geben kann, als eben diese Thiere.

Sie sind im südlichen Afrika zu Hause, wo sie heerdenweise beisammen leben, aber so wild und unbändig, daß sie nur selten gezähmt, ja sogar selten lebendig gefangen werden können.

Ihr Fleisch wird von den Einwohnern gegessen und das prächtige, wie von einem Maler gezeichnete Fell zu

Pferbedecken gebraucht. Eine Abart des Zebra ist der Quangga, der etwas größer, aber weniger schön ist, und ebenfalls im südlichen Afrika lebt. Er unterscheidet sich vom Zebra vorzüglich dadurch, daß sein Rücken bis gegen den Bauch herab hellbraun ist, mit dunkelbraunen Streifen versehen, statt daß bei jenem schwarzbraune Streifen das blendend weiße Fell zieren.

Der Park war heute zahlreich besucht, und wir sahen mehrere niedliche weibliche Gesichter, sowohl unter den englischen, als auch unter den eingeborenen Damen, die sich aber gar sehr durch ihre Kleidung unterschieden. Die ungeheuer langen Taillen stellten die erstern als Wesen dar, denen der Unterleib fehlte, statt daß die letztern bei ihrer Kleidung die Natur zur Führerin genommen hatten. So stachen diese auch durch ihre zierliche Kopsbedeckung von den Engländerinnen ab, deren Hüupter mit Hüten versehen waren, die im Umfange einem Wagenrade glichen, so daß, wo vier Damen neben einander gingen, bequem acht Herren Platz nehmen konnten. Und diese abscheuliche Mode hat leider auch in unserm Vaterlande Verehrer gefunden, denn man sieht gar viele so breit behutete Damen, daß man, wenn man sie von weitem sieht, auf den ersten Anblick nicht weiß, was man daraus machen soll. Vorzüglich lästig erscheint diese Mode in dem Theater, wo ein solcher Hut Platz und Aussicht raubt.

Nachdem wir einige Zeit die angenehmen Parthieen des Parks durchstrichen und zu mancherlei Bemerkungen Gelegenheit erhalten hatten, war die Mittagszeit herangekommen, wie wir an unserm Magen wahrnehmen konnten;

wir begaben uns daher nach der Stadt zurück, um ihm dort Stillschweigen zu gebieten.

Die beiden Seeoffiziere waren bereits angekommen, und ich freute mich, meine Arbeit für die gute Betty anfangen zu können, und auch B. benutzte die erste Gelegenheit, mit dem ältesten derselben zu sprechen, und ihn zu fragen, ob der Kapitain F. am Lande sei, was der Lieutenant bejahete. Zugleich fügte er, gerade als ob er um unser Geheimniß gewußt hätte, hinzu, daß er selbst unter ihm gedient, und ihn als einen Mann kennen gelernt habe, der der größten Achtung würdig sei, sowohl seiner ausgezeichneten militairischen Talente, als auch des liebevollen Herzens wegen, daß er überall an den Tag lege. Diese vortheilhafte Schilderung erregte bei unserm Wirth den Wunsch, den Kapitain kennen zu lernen, da er, wie er sich ausdrückte, so gern die Bekanntschaft eines braven Mannes machte, wodurch er selbst sein gutes Herz beurfundete; und herzlich freuete er sich, als ihn der Lieutenant versprach, seinen Wunsch recht bald zu erfüllen. Ich empfand ein inniges Vergnügen, daß die Sache einen so guten Anfang nahm, und freute mich noch mehr schon im Voraus über das herliche Ende, wenn der Kapitain seine Tochter erkennen und anerkennen würde, woran ich nicht zweifelte, nachdem ich soviel Gutes von ihm vernommen hatte.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

F o r s e h u n g.

Das Leichenbegängniß. — Bekanntschaft mit E.

Unter dessen war die Zeit herangekommen, wo ich am Ufer erscheinen mußte, um die Leiche des verstorbenen Unteroffiziers zu erwarten, weshalb ich mich bei der Gesellschaft empfahl, und meinen Weg antrat. Bei meiner Ankunft am Strande stand das englische Detaschement, von einem Feldwebel angeführt, bereits unter dem Gewehr, und bald erschien auch das große Boot mit der Leiche und der Mannschaft, die zum Tragen derselben bestimmt war. Nachdem der Sarg an das Ufer gebracht worden war, konnte ich meinen Unwillen über den elenden Kasten nicht verbergen, indem der Schiffszimmermann nur ein Paar alte Breter zusammengenagelt hatte.

Ich schämte mich vor dem englischen Kommando, daß

von Seiten unserer Militärbehörde ein Unteroffizier, der mehrere Feldzüge mitgemacht, und Wunden dabei erhalten hatte, so geringschätzig behandelt wurde. Und als man vollends ein altes zerrissenes Flaggentuch aus dem Boote hervorlangte, um den Kasten damit zu schmücken, da konnte ich mich nicht enthalten, zu bemerken, daß man sich doch wohl einer anständigeren Bedeckung hätte bedienen sollen, als dieser alte Lappen wäre, es müßte denn sein, daß man ihn als Zeichen der Hinfälligkeit alles Irdischen für zweckmäßig bei einem Leichenbegängnisse angesehen hätte. Diese Worte hatten aber nicht die angenehmsten Folgen für mich, wie ich sogleich erzählen werde.

Nachdem man den Kasten mit dem prächtigen Leichentuche zu bedecken versucht hatte, hoben ihn die Träger auf ihre Schultern, und der ganze Zug wandelte dem Militärkirchhofe zu, welcher am Fuße des Löwenberges eine reichliche Viertelsunde von der Stadt entfernt lag. Hierbei bemerkte ich, daß unter den Einwohnern der Capstadt entweder weniger Reugier herrsche, als bei uns, oder daß ihnen vielleicht der Gedanke an den Tod, der bei einem Leichenbegängnisse lebhafter in uns sich regt, zu unangenehm ist, als daß sie Begleiter einer Leiche abgeben sollten, denn ohne der zum Zuge gehörigen Mannschaft war kein Mensch zu sehen. Obgleich die Straßen, welche wir passiren mußten, sehr breit waren, so war doch der Weg vorzüglich für die Träger beschwerlich, da er auf lauter Felsengrunde, der noch nicht geebnet war, immer bergauf ging.

Endlich kamen wir auf dem Ruheplatze der Erdenbewohner an, wo der Leichnam in seine Kammer eingesenkt

wurde, und eine dreimalige Salve als letzte Ehrenbezeugung erhielt.

Gern hätte ich ihm das alte Flaggentuch noch als Begleiter nachgeworfen, wenn mir nicht zur guten Zeit noch eingefallen wäre, daß es vielleicht das allgemeine Leichentuch sei; deshalb ließ ich es zusammenpacken und in das Boot zurücktragen.

Nachdem ich dem englischen Commando meinen Dank im Namen des niederländischen Militärs abgestattet hatte, entließ ich dasselbe, und marschirte mit meiner Mannschaft nach dem Ufer zurück, wo ich mich von derselben trennte.

Es war bereits 6 Uhr, als ich mich nach dem gewöhnlichen Schifferhause, wo sich Alles versammelte, begab, und wo mein Freund B. mit unserm Wirthe mich erwartete. Kaum war ich eingetreten, als der Capitain unsers Schiffes, Colonel D. schnell auf mich zukam und mich auf eine Weise anredete, die durch des Sprechers große und dicke Figur um so mehr in Schrecken setzen konnte. Ohne sich im geringsten vor den anwesenden Offizieren und Fremden zu geniren, fragt er mich mit ziemlich groben Tone, wie ich mich unterstehen könne, ein königliches Flaggentuch einen alten Lappen zu nennen, da solches zur Ehre der königlichen Marine schon viele Jahre den großen Topp geziert habe, und folglich dieselbe Achtung verdiene, die man einer Fahne erweise. So war also meine freie, etwas voreilige Aeußerung bei dem Begräbniß des Unteroffiziers schon zu seinen Ohren gelangt, und ich sahe wohl, daß ich, wenn der Capitain die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtete, ich wohlthun würde, mich

in keinen Wortwechsel mit ihm einzulassen, der für einen Subalternen immer schlecht ausfällt; ich bemerkte daher nur, daß ich dem Flaggentuche meine Achtung nicht versagt, sondern es nur für unpassend angesehen habe, einen Sarg damit zu bedecken, da ein schwarzes Tuch dem Zwecke besser entsprochen haben würde. Wir haben aber kein solches, fuhr er hitzig fort, und überhaupt warne ich Sie, sich in Zukunft nicht wieder unanständiger Reden gegen unsere Flagge zu bedienen, wenn sie nicht gestraft sein wollen. War ich schon dadurch etwas warm geworden, daß mich der Kapitain vor einer ganzen Gesellschaft in ziemlich unsanften Ausdrücken zur Rede stellte, so wurde ich es bei der letzten Aeußerung noch mehr, und ich war daher nicht im Stande, zu schweigen, wie es der Klugheit am angemessensten gewesen wäre. In meiner Hitze erwiderte ich ihm, vielleicht mit demselben Tone, in welchem er mit mir gesprochen hatte: wissen Sie, mein Herr, daß ich mich freue, nicht unter Ihren Befehlen zu stehen, da Sie keinen Offizier zu behandeln wissen, wie sich aus ihren Reden ergibt.

Raum aber waren diese Worte ausgesprochen, als ich sogleich fühlte, daß ich als Subaltern eine Uebereilung begangen hatte, die wahrscheinlich Folgen nach sich ziehen würde. Jedoch war es nun nicht mehr Zeit, wieder einzulenken, vorzüglich da sich der Kapitain mit zornglühendem Gesicht sogleich aus dem Zimmer entfernte, um seine Maßregeln gegen mich zu treffen.

Ich blieb nicht lange in Ungewißheit, wie sich der Handel für mich enden würde, denn kurze Zeit darauf

erschien der Adjutant unsers Bataillons und kündigte mir im Namen des Colonel Bojons 4 Tage Arrest auf dem Schiffe an, wohin ich auch zugleich mit einem Extraboote abgeführt werden sollte.

Meine Freunde nahmen mit dem größten Bedauern von mir Abschied, mir aber war es äußerst unangenehm, gerade jetzt, wo ich für Betty zu wirken gedachte, einige Tage auf dem einsamen Schiffe verweilen zu müssen. Jedoch tröstete ich mich mit der Flüchtigkeit der Zeit, in der auch mein Arrest zu Ende gehen würde, rief Allen ein Lebewohl zu, und bestieg das Boot, das mich ins Exil zu tragen bestimmt war.

Während der Fahrt erzählte mir der Adjutant, dem ich meine Verwunderung über das schnelle Urtheil zu erkennen gab, daß der erzürnte Kapitain den Colonel Bojons im Schifferhause selbst angetroffen, und ihm den Vorfall erzählt habe, worauf der Urtheilsspruch erschienen sei, der mich zu viertägigem Arreste verdamnte. Zugleich aber erbot er sich, in Gemeinschaft mit den andern Offizieren den Colonel zu bitten, meine Strafzeit zu verringern, was ich mir indessen verbat, um nicht Verbindlichkeiten auf mich zu laden.

Nachdem ich als Arrestant auf dem Schiffe angekommen war, wurde ich von allen anwesenden Offizieren umringt und nach der Ursache meines Arrestes befragt. Auf der Kuhbrücke, meine Herren, rief ich ihnen zu, sollen Sie Alles erfahren, überreichte dem Adjutant meinen Degen, und stieg in die Finsterniß hinab. Bald folgten mir meine Kameraden, welche ihre Wohnungen neben mir hatten,

nach, da sie, wie sie mir selbst gestanden, neugierig waren, zu erfahren, was vorgefallen war. Alle bezeugten den größten Unwillen über die mir widerfahrene Behandlung, und waren vorzüglich auf den Matrosen erzürnt, der durch seine Verrätherei Veranlassung dazu gegeben hatte.

Indessen sollte meine Strafzeit früher zu Ende gehen, als ich dem gegebenen Befehle nach glauben durfte, denn schon am Morgen des dritten Tages trat der Adjutant mit einer fröhlichen Miene zu mir ein, überreichte mir meinen Degen wieder, und kündigte mir die Beendigung meines Arrestes an, zugleich aber auch, daß mich der Admiral zu sprechen verlange.

Dieser hatte nämlich meinen Namen auf dem Rapport gelesen und sich bei dem Colonel Bojons nach der Ursache meines Arrestes erkundigt, worauf er mit dem Capitain gesprochen und meine Freilassung bewirkt hatte. In Folge dieser Unterredung war sogleich der Befehl herausgekommen, daß, wenn während unsers Aufenthaltes auf der Rhede ein Landsoldat sterben würde, keine Flagge zur Bedeckung des Sarges, sondern ein Stück schwarzgefärbtes Segeltuch gebraucht werden sollte, wahrscheinlich um ferneres Aergerniß zu verhüten. Dieß war wenigstens eine Rechtfertigung für mich, und ich freute mich, das auch Andere mit mir einsahen, wie unschicklich es sei, einen Sarg mit Lumpen zu bedecken, wenn auch nur deshalb, um keine Gelegenheit zu Anmerkungen zu geben, wie ich mir bei der Beerdigung des Unteroffiziers erlaubt hatte.

Da der Admiral am Lande wohnte, so fuhr ich mit dem Adjutant sogleich dahin ab, um seinem Befehle nach:

zu kommen, und ihm meinen Dank für seine Güte abzustatten, wodurch meine Strafzeit abgekürzt worden war.

Als ich in sein Zimmer trat, kam er mir mit der ihm eigenen Freundlichkeit entgegen, und fragte mich selbst nach dem Hergange der Sache, wobei er über das Betragen des Kapitäns unzufrieden zu sein schien, daß er so indiskret gewesen war, in Gegenwart so vieler fremden Personen eine solche Sprache gegen mich geführt zu haben. Indessen rieth er mir, mich künftig durch Mäßigung meiner Hitze vor unangenehmen Folgen zu sichern. Hierauf entließ mich der Admiral, und ich hatte mich nun nach der gewöhnlichen Ordnung zunächst beim Colonel Bojons melden müssen, jedoch hatte er mir dieß selbst durch den Adjutanten erlassen, der mich jetzt ersuchte, ihn in seine Wohnung zu dem Weinhändler L. zu begleiten. Schon auf der Hausflur kam uns derselbe entgegen und empfing mich so freundschaftlich, als hätten wir uns Jahre lang schon gekannt. Er nahm uns Beide beim Arm, und führte uns in eine große Laube seines Gartens, wo wir schon mehrere Offiziere an einem großen runden Tische antrafen, auf welchem ein Faß mit Wein lag, aus dem sich jeder nach Belieben seinen großen Humpen füllte und vielleicht schon oft gefüllt hatte, wie man aus dem wilden Geschrei merken konnte, das uns aus ihren rohen Kehlen entgegen tönte. Das Erste, was uns zum Willkommen gereicht wurde, war ein voller Humpen, woraus wir den Jubelnden Bescheid thun mußten. Es wurde aber so fleißig getrunken, daß auch wir die Wirkung davon bald spürten, doch hütet ich mich, des Guten zu viel zu thun, da es

die Höflichkeit erforderte, mich in meiner Wohnung zu melden. Ich entfernte mich daher im Stillen von der Gesellschaft, doch wurde ich sogleich von dem Hausherrn vermisst, der mir nachgesprungen kam und mich freundschaftlich einlud, diesen Mittag sein Gast zu sein, da er den Geburtstag seiner Frau, die ich noch nicht gesehen hatte, in fröhlicher Gesellschaft zuzubringen wünsche; zugleich machte er mir den Antrag, für die Dauer unsers Aufenthaltes auf dem Cap, meine Wohnung bei ihm zu nehmen. Das Erstere sagte ich gern zu, das Letztere aber schlug ich, für seine freundschaftlichen Gesinnungen dankend, aus, da ich meinen bisherigen gastfreundlichen Wirth dadurch zu beleidigen glaubte, und zugleich von der guten Betty entfernt wurde, die ich des mir geschenkten Vertrauens halber wie meine Tochter liebte. Ich eilte daher, sobald als möglich nach Hause zu kommen, wo es mir bisher so wohl gegangen war, und wo ich durch mein Wiedererscheinen Freude zu machen glauben durfte.

Von der ganzen Familie ward ich mit Herzlichkeit empfangen, und wegen meines gehabtten Unfalls innig bedauert, nur bei meinen 3 Kameraden, die ebenfalls gegenwärtig waren, bemerkte ich keine Theilnahme, worüber ich mich aber auch nicht zu wundern brauchte, da sie schon öfters in demselben Falle gewesen waren, und so mein Begegniß als etwas Gewöhnliches betrachten mußten.

Sobald die ersten Begrüßungen, so wie die Freud- und Leidbezeugungen vorüber waren, ließ ich es mein erstes Geschäft sein, bei meinem Freunde B. Erkundigungen in Rücksicht des Seekapitains einzuziehen, in dessen Händen Betty's Schicksal lag.

Zu meiner innigsten Freude erfuhr ich, daß die Bekanntschaft mit ihm und unserm Wirth angeknüpft war, und daß er auf künftigen Sonntag zum Mittagessen erscheinen würde. Ich versprach mir hiervon schon im Voraus den besten Erfolg, und drückte meinem Freunde für seine Güte dankbar die Hände.

Alle Sklavinnen waren schon bei uns vorübergegangen, nur allein Betty hatte ich noch nicht bemerkt, worüber ich B. meine Verwunderung zu erkennen gab. Ach, erwiderte dieser scherzend, sobald sie erfährt, daß Sie wieder angekommen sind, wird sie sich gar bald sehen lassen. Wissen Sie, daß Sie das arme Kind durch Ihr Verschwinden krank gemacht haben? Nun ist es Ihre Pflicht, sie wieder gesund zu machen. Nur geweint haben ihre Augen, so lang sie Sie nicht erblickten, wie ich von ihren Kameradinnen gehört habe.

Bei dem scherzenden Tone meines Freundes hielt ich das Ganze für Spas, aber dennoch war ich über das Wort krank so erschrocken, daß es mein Freund an meinem Gesichte bemerkte. Nun, seien Sie nur ruhig, fuhr er fort, die Krankheit wird sich bald legen, und bald wird Betty nicht mehr weinen.

War ich schon anfangs ungeduldig gewesen, sie zu sehen, so wurde ich jetzt ganz unruhig, da meine Eitelkeit mir einflüsterte, daß mich das Mädchen vielleicht gar liebte, und nicht bloß als den ansah, durch den die Vaterarmie für sie geöffnet werden sollten. Warum nun aber gerade ihre Liebe auf mich gefallen sein sollte, konnte ich freilich nicht begreifen, indessen dachte ich, die Liebe ist blind, und

hielt das also nicht für unmöglich, womit ich mir jetzt schmeichelte. Laut klopfte es daher in meiner Brust, wenn die Thüre sich öffnete, und ich jedes Mal Betty herein treten zu sehen glaubte. Je länger ich vergebens darauf wartete, desto besorgter wurde ich für das gute Mädchen, ich ging hinaus um meine Unruhe nicht zu verrathen. Langsam wandelte ich nach dem uns angewiesenen Zimmer, indem ich auf diesem Wege vielleicht eine Spur von ihr zu entdecken glaubte, aber vergebens. Mißmuthig warf ich mich auf das Sopha nieder, nur allein mit der beschäftigt, die mir so große Theilnahme in meinem Herzen erweckt hatte. Ich gestehe, daß ich für das Mädchen jetzt mehr fühlte, als vor einigen Tagen, und daß dieß nichts anders als die Wirkung der Liebe war, die aus der Freundschaft sich entwickelt hatte; diese Entwicklung aber hatte allein die Nachricht bewirkt, die mir von meinem Freunde über Betty's Uebelbefinden geworden war, woran ich die unschuldige Ursache zu sein glaubte, denn daß ein anderer Grund vorhanden sein könne, wie es doch sehr leicht möglich war, daran dachte ich nicht. Betty war in deiner Abwesenheit krank, folglich muß sie dich lieben, so schloß ich, und Niemand hätte mich überreden können, daß ich durch diesen Schluß eben keine gesunde Logik verrieth, denn was man wünscht, das hofft man.

Unterdessen hatte Betty meine Ankunft erfahren und geeilt, sich davon zu überzeugen.

Leise klopfte es jetzt an meine Thüre und freudig werde ich überrascht, als das gute Mädchen schüchtern hereintritt, um mich willkommen zu heißen.

Eine auffallende Blässe bedeckte ihr Gesicht, welche sich aber in Purpurrothe verwandelte, als ich ihr entgegen eilte, und ihre Hand in die meinige nahm.

Du bist krank, liebes Kind, wie ich erfahren habe, redete ich sie an, glaube, daß ich herzlichen Antheil daran nehme, und daß ich wünsche, dir helfen zu können. Da hob sie ihr blaues seelenvolles Auge zu mir auf, und mit einem Blick, der ihr ganzes Gefühl ausdrückte, sagte sie mit schüchternem Tone: Ach jetzt ist mir wohler!

Ich glaubte Sie nicht wieder zu sehen, da ich erfuhr, Sie würden wahrscheinlich auf ein anderes Schiff versetzt werden, das in Falso Bay läge, und das that mir sehr wehe.

Also siehst du mich gern hier, liebe Betty? fuhr ich fort. Bei diesen Worten drückte sie mir 2 brennende Küsse auf den Mund und wie ein junges Reh sprang sie zum Zimmer hinaus. Ich wußte nicht wie mir geschah, ein elektrisches Feuer durchglühete meine Adern, und ich erhielt auf einmal die Gewißheit von dem, was meine Eitelkeit mir zugeflüstert hatte.

Ein Kuß von dem keuschen Munde eines unschuldigen Mädchens hat eine magnetische Kraft, und ich fühlte mich durch dieses Siegel der Liebe und Freundschaft verjüngt, und mit neuem Eifer für das geliebte Mädchen zu handeln erfüllt. Mit Sehnsucht erwartete ich den kommenden Tag, um den Seekapitain sprechen, und ihr so nützlich werden zu können.

Da es unterdessen Mittagszeit geworden war, ging ich hinunter, um mich der Gesellschaft zu empfehlen, und

das Versprechen zu erfüllen, welches mich verpflichtete, meine Mahlzeit bei Herrn L. einzunehmen. Dieser empfing mich mit der größten Freude, und stellte mich sogleich seiner kleinen dicken Frau vor, welcher ich meine Gratulation so gut als möglich vorzudeklamiren suchte, worüber sie sich herzlich zu freuen schien. Nach dieser Einleitung zeigte ich mich der Gesellschaft, die meistens aus Kaufleuten mit ihren Weibern und Töchtern und aus einigen Offizieren bestand, so daß die Tafel reichlich besetzt war von Ess- und Trinklustigen. Niemand konnte sich in seiner Erwartung getäuscht haben, denn es ward so gut und wacker aufgetragen, daß nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Alles, was wir genossen, machte den physiologischen Geschmacke unsers Wirthes und seiner Ehehälfte Ehre, nicht so schien es aber mit dem ästhetischen zu sein, denn von den dienstbaren Mädchen übertraf immer eine die andere an Häßlichkeit, und nur Hottentottengesichter, die nichts weniger, als schön sind, waren zu sehen, weshalb ich froh war, in einem Hause zu logiren, wo man in dieser Rücksicht anders dachte, denn lieber wollte ich doch von einem hübschen, als von einem häßlichen Mädchen bedient sein, und so denke ich noch bis diesen Augenblick, indem ich überzeugt bin, daß angenehme Umgebungen viel zur Erheiterung unsers Lebens beitragen.

Es konnte aber wohl sein, daß auch L. eben so dachte, wie ich, und daß vielleicht nur seine Gattin aus Gründen anderer Meinung war, die manche Hausfrau bestimmen, bei der Wahl ihrer weiblichen Dienstboten darauf zu sehen, daß diesen die Eigenschaft nicht fehle, wodurch sie selbst im Besiz ihrer Rechte zu verbleiben gedenken. Dadurch wird

nun zwar oft das ästhetische Gefühl des armen Mannes beleidigt, aber will er den Hausfrieden nicht stören, so muß er sich wohl in die Launen seiner Ehehälfte fügen. Und dieß mochte auch bei L. der Fall sein, da ich aus mehreren Aeußerungen seiner Frau merken konnte, daß sie den Pantoffel zu handhaben verstand.

Der Zufall hatte mich bei Tische zwischen zwei junge Mädchen placirt, welche gar keine üble Erscheinung in der Sinnenwelt waren, doch in der geistigen wenig Aufsehn zu machen schienen, wie sich aus unserer Unterhaltung ergab, die mir wenig Vergnügen zu gewähren vermochte.

Ich strengte alle meine schwachen Kräfte an, Worte aus den todten Leibern zu locken, aber nur selten belohnte ein Ton meine Mühe, so daß es mir zwischen ihnen angst und bange wurde. Hat man aber bei Tische nicht auch einen geistigen Genuß, den eine angenehme Unterhaltung gewährt, so fehlt wohl der Speise und dem Tranke die köstlichste Würze. Kein Wunder also, daß es mir auf diesem Plaze nicht schmeckte. Was meine Ungeduld noch vermehrte, waren die mächtig großen Hüte, womit ihre leeren Köpfe bedeckt waren, da ich mir manchen Stoß von beiden Seiten gefallen lassen mußte, wenn sie mir auf meine Fragen, denen selten eine Antwort folgte, Gehör zu schenken geruhten.

Um mich vor dieser Gefahr zu schützen, schwieg ich endlich auch, und harrete sehnlich nach Erlösung aus diesem Jammerthale. Nachdem ich auf diese Weise zwei lästige Stunden zugebracht hatte, erhob sich allmählig die Gesellschaft und das Mahl und meine Qual war zu Ende.

Schnell stand ich auf, um mich zu empfehlen, als mich L. ersuchte, mich mit ihm nach dem Garten zu begeben, da er Einiges mit mir zu besprechen wünschte. Ich folgte ihm und erfuhr nun, daß er den Plan hatte, ein Weingeschäft nach Java zu unternehmen, wobei ich auch eine Rolle übernehmen sollte. Er bat mich nämlich, einen Vorrath an Wein dahin mitzunehmen, und ihm für den Betrag desselben Urack zurück zu senden. Er hatte seiner Aeußerung nach mich vorzüglich dazu ausersehen, Antheil an seinem Gewinn zu nehmen, weil ich, wie er erfahren hatte, mit dem merkantilischen Fache bekannt war.

Bei diesem Antrage regte sich sogleich in mir der Speculationsgeist wieder, jedoch fühlte ich auch die Schwierigkeiten, welche damit verbunden waren, da ich erstens den Bestimmungsort unsers Bataillons nicht genau wußte, und sodann auch fürchtete, daß mir als Landoffizier die Betreibung eines Geschäftes wahrscheinlich nicht erlaubt sein würde, ob dieß gleich bei den Seeoffizieren der Fall war, welche gewöhnlich Commissionsartikel, vorzüglich in Gold- und Silberarbeiten, von Europa nach andern Welttheilen befördern.

Ein dritter Grund der mir ein Hinderniß vorhielt, den Auftrag L's. sogleich anzunehmen, war vielleicht auch der Gedanke an den verunglückten Weinhandel in meinen Jugendjahren, der mir jetzt auf einmal einfiel, und mich warnte, mich nicht von neuem in Gefahr zu begeben. Diese warnende Stimme in meinem Innern hatte Recht, und manche Verdrießlichkeiten würde ich mir erspart haben, hätte ich ihr ganz gefolgt.

Aber so ist der Mensch, erst dann sieht er gewöhnlich ein, wie er hätte handeln sollen, wenn es zu spät ist.

Die Bedenkllichkeiten, welche ich L. machte, suchte er auf alle mögliche Weise zu heben, und ich gab endlich in so weit nach, daß ich 6 Ohmen Wein mit mir zu nehmen versprach, um sie irgend einem sichern Handelshause zum Verkaufe zu übergeben, wenn der Obrist Groot, unter dessen Befehlen die Schiffsladung stand, die Erlaubniß hierzu nicht verweigern würde.

Mit dem Versprechen, hierüber Erkundigung einzuziehen, nahm ich Abschied von L. und begab mich nach meiner Wohnung zurück, wo mir nur lauter schwarze Gesichter begegneten, da die übrigen Personen einen Spaziergang unternommen hatten.

Da es dort Sitte ist, daß die Frauen nicht ohne weibliche Bedienung die Promenaden besuchen, so hatte auch Betty und ihre Kameradin das Haus verlassen.

Von dem genossenen Weine erhitzt, suchte ich auf dem Sopha auszuruhen, und ließ mir, um mein Blut abzukühlen, ein Glas Limonade auf das Zimmer bringen.

Das Interesse, womit mich Betty bisher erfüllt hatte, war die Ursache gewesen, daß ich mich um die im Hause befindlichen schwarzen Mädchen wenig oder gar nicht bekümmert hatte; jetzt aber wurde mir es ganz anders zu Muthe, als eine derselben mit dem verlangten Tranke hereintrat, und ihn mir mit vielem Anstande überreichte. Zum ersten Male sah ich dem Mädchen in das bligende Auge, aus dem sogleich ein Funke in das Brenngeräthe fiel, das

Bacchus in meinem Herzen aufgehäuft hatte. Ein verbotener Wunsch stieg plötzlich in mir auf, und ich zog die schwarze Schöne an meine Seite nieder. Widerstand schien sie nicht zu kennen, oder nicht zu lieben, da sie alle meine Liebkosungen mit einem Feuer erwiderte, das nur in dem heißen Blute einer Afrikanerin zu finden ist. Immer mehr ward hierdurch meine Sinnlichkeit erhit, und so stand ich auf einmal zwischen zwei Feuern, das auf der einen Seite Bacchus, auf der andern Seite Venus schürte. Kein Wunder also, wenn mein besseres Ich hierin die Flügel versenkt hätte, und herabgefallen wäre; und um die Wahrheit zu gestehen, meiner Tugend habe ich es nicht zuzuschreiben, daß dieß nicht geschah, denn diese stand in in diesem Augenblicke auf gar morschen Stützen, sondern nur dem Zufall, durch welchen in dem gefährlichsten Momente die Thüre sich öffnete und — wer beschreibt meine Verwirrung, — Betty hereintrat, die sich aber wahrscheinlich auf das, was sie sahe, nicht vorbereitet, augenblicklich wieder entfernte. Mit ihr aber war auch bei mir sogleich der Rausch der Wollust verschwunden, und eine eisige Kälte verbreitete sich auf einmal durch meinen ganzen Körper, worauf sich die Schwarze, nachdem sie meinen Zustand bemerkt hatte, plötzlich erhob, und lachend zur Thüre hinaus sprang. Nun war ich allein mit meiner Schaam, die dem Wollustfieber folgte; es schien mir, als habe ich einen Treubruch an Betty begangen, die mich nach Allem, was ich bemerkt hatte, zu lieben schien. Ihre Achtung, womit sie mich vor allen übrigen Offizieren ausgezeichnet hatte, hielt ich für verloren, weshalb ich anfang, das schwarze Wesen zu hassen, welche ich als die Ursache

dieses mich tief schmerzenden Verlustes ansah, ob ich ihn gleich nur durch meine Schuld verwickelt haben konnte.

So ist aber der Mensch, so gern schreibt er auf die Rechnung Anderer, was auf seine eigene gehört, wie ja schon das Beispiel unserer Urältern zeigt.

Dies ist ein Theil der Erbsünde, die wir als Vermächtniß von unsern Stammältern empfangen, nach welchem auch ich jetzt handelte, indem ich alle Schuld auf die schwarze Tochter Evens wälzte, gegen die ich so entrüstet war, daß ich in diesem Augenblicke ihr ethalben dem ganzen schwarzen Mädchengeschlechte den Krieg anzukündigen fähig war. Dies fühlte ich vorzüglich daran, daß ich, als ein anderes weibliches Negergesicht mir meldete, daß die ganze Gesellschaft mich einladen ließe, diesen Abend mit ihnen im Park zu speisen, Mühe hatte, meinen Groll gegen sie nicht laut werden zu lassen.

Doch folgte ich dieser Einladung, die ich in dem Augenblicke der Uiberraschung aus Betty's niedlichem Munde erhalten sollte, und fand eine fröhliche Gesellschaft von dem Spiel eines trefflichen Musikchors entzückt. Alle athmeten Lust und Freude und hießen mich herzlich willkommen, ich aber vermochte nicht so fröhlich zu sein, wie bisher, so sehr hatte jener Vorfall mich verstimmt. Allen meinen Freunden fiel diese Veränderung an mir auf, lobten aber in scherzhaften Tone das edle Streben, den Freuden der Welt zu entsagen, um so reiser für den Himmel zu werden.

Noch einsilbiger wurde ich, als ich Betty bleich und betrübt hinter dem Stuhle ihrer Gebieterin stehen sahe,

ohne eines Blickes von ihr gewürdigt zu werden, denn nun schien es mir ganz gewiß, daß sie mich geliebt und ich mich ihrer Liebe unwürdig gemacht habe. Spurlos ging die allgemeine Freude an mir vorüber, da mir heute der Sinn dafür fehlte. Gegen 11 Uhr hatte das Vergnügen ein Ende, die Gesellschaft begab sich nach Hause, um der nächtlichen Ruhe zu pflegen, in meine Augen aber streute Morpheus nicht ein Körnlein seines süßen Mohns, so daß ich am Morgen das Lager wieder verließ, wie ich es am Abend gesucht hatte. Die ganze Nacht hatte ich darüber nachgedacht, wie ich mir das verlorene Vertrauen Betty's wieder erwerben wollte, was aber bald geschehen mußte, da in zwei Tagen die Zeit meines Urlaubs vorüber war, so daß ich erst nach 8 Tagen wieder auf Erlaubniß ans Land zu gehen rechnen durfte, wenn anders unser Aufenthalt auf dem Cap, der von der Ankunft des General-Gouverneur van der Capellen, dessen Schiff nach Rio Janeiro gesegelt war, abhing, noch einige Zeit dauern sollte, was doch sehr ungewiß war. Ich beschloß daher diese zwei Tage für Betty zu benutzen, und ihr wo möglich eine bessere Aussicht zu eröffnen, als sie bis jetzt hatte, um so wieder gut zu machen, was ich böse gemacht zu haben schien.

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Betty's fernere Geschichte.

Den andern Morgen hatte ich in dem Gasthause, wo wir unser Frühstück einzunehmen pflegten, Gelegenheit, den Obrist Groot zu sprechen, wobei ich ihn um die Erlaubniß ersuchte, den erwähnten Wein an Bord nehmen zu dürfen, was mir auch sogleich bewilligt wurde.

Unter den anwesenden Offizieren befand sich auch ein Seekapitain, der eben in einem lebhaften Gespräch begriffen war, und durch seine angenehme Unterhaltung ein zahlreiches Auditorium in seine Nähe gelockt hatte. Mein Freund B., welcher einige Zeit nach mir in das Zimmer trat, machte mich sogleich auf ihn aufmerksam, und nannte mir in ihm den Kapitain F., dessen Bekanntschaft ich so sehnlich gewünscht hatte, da er es war, der dem Schicksale Betty's eine andere Wendung geben konnte. Ungesäumt trat ich daher näher, und entdeckte an seinem Gesichte so-

gleich viel Gutmüthigkeit, die mich das Beste hoffen ließ, wenn er wirklich der Vater war, für den ich ihn zuversichtlich hielt. Mit jedem Augenblicke wurde er mir interessanter, und meine Einbildungskraft fand sogar viel Aehnlichkeit zwischen ihm und Betty, so daß ich nun nicht mehr an der glücklichen Entdeckung zweifelte, die ich heute noch zu manchen hoffte, indem ja der Kapitain heute Mittag von unserm Wirth zu Gaste geladen war. Ich hörte ihm aufmerksam zu, als er von verschiedenen Seeschlachten erzählte, wo er selbst mit gefochten hatte, unter denen, wie er sagte, die Schlacht bei Trafalgar die fürchtbarste war, welche der Admiral Nelson im Jahre 1805 gegen die vereinigte französisch = spanische Flotte unter dem Admiralen Villeneuve und Gravina lieferte. Er hatte dieser Schlacht unter französischer Flagge beigewohnt, und bezeugte, daß auf beiden Seiten mit einer Tapferkeit und Erbitterung gefochten worden sei, wovon die Geschichte wohl wenig Beispiele aufzuweisen habe. Drei Stunden lang behnte sich nach seiner Erzählung die Linie der französisch = spanischen Flotte aus, die sich bei der Annäherung der schwächern englischen Flotte in einen Halbkreis ordnete. Aber schon nach 3 Stunden war diese Linie durchbrochen, und der Sieg für die Engländer entschieden, den jedoch der edle Nelson mit seinem kostbaren Leben bezahlte, indem ein feindlicher Scharfschütze auf der Santa Trinidad ihn an seinen Orden erkannte, und ihn mitten durch den blizenden Stern schoß, der sein tapferes Herz schmückte. So erlitt also England durch diesen Sieg einen schmerzlichen Verlust, erhielt aber dadurch einen hohen Gewinn, daß die französisch = spanische Flotte gänzlich zertrümmert wurde,

und es seit dem Tage von Trafalgar keine Flotte mehr giebt, die den Engländern die Herrschaft des Meeres freitig machen könnte, so daß diese Schlacht in der Weltgeschichte stets von hoher Bedeutung sein wird.

Unter solchen Erzählungen war die Mittagszeit herangekommen, weshalb wir uns mit unserm Wirth in Begleitung des Kapitäns nach Hause verfügten.

Hier hatte ich nun Gelegenheit, mit Lektorem von seinen früheren Seereisen zuspochen, wobei er mir erzählte, daß er sich vor 18 Jahren schon einige Zeit auf dem Cap aufgehalten habe, wodurch meine Vermuthung bis zur Gewißheit gesteigert wurde, jedoch sollte F. seine Tochter erst selbst sehen, ehe ich ihm das Geheimniß entdeckte, und dieser Augenblick war nicht fern, denn eben trat Betty mit einem Geschirr voll Waschwasser für den Kapitain herein, da man nach dortiger Sitte vor dem Essen sich die Hände zu waschen pflegt. Daß aber Betty für F. die Ueberbringerin des Wassers war, geschah, um diesen als Fremden auszuzeichnen, da bei uns dieß Geschäft die schwarzen Mädchen versahen.

Genau merkte ich jetzt auf den Eindruck, welchen Betty auf ihn machen würde, und nahm mit Freuden wahr, daß er das Mädchen mit Wohlgefallen betrachtete. Da sie heute bei Tische die Bedienung mit zu versehen hatte, so zeigte sie sich öfters, und immer weilte das Auge des Kapitäns mit einem solchen Interesse auf der reizenden Jungfrau, daß ich sogleich muthmaßte, er erinnere sich vielleicht bei ihren Zügen an das Mädchen, dem er einst Treue geschworen hatte.

In diesem Glauben wurde ich vorzüglich dadurch be-
stärkt, daß er von dem Augenblicke an, als er Betty ge-
sehen, einsilbiger und in Gedanken versunken da saß. Gern
hätte ich schon bei Tische meinem Herzen gegen ihn Luft
gemacht, da seine jetzige Stimmung mir ein schicklicher
Zeitpunkt dazu zu sein schien, aber im Beisein so vieler
Personen ging dieß nicht an, und ich wartete daher auf
eine Gelegenheit, mit ihm allein sein zu können.

Nach Beendigung der Mahlzeit fuhren wir Alle zu
einem Freunde unsers Wirths, dem Besitzer des so berühm-
ten Berges Constantia, und freuten uns über den
Fleiß der Landleute, wovon wir auf dem ganzen Wege
dahin die schönsten Beweise sahen, denn Alles war gut
bebaut und auf das Zweckmäßigste benutzt. Auf einer
herrlichen Weide, mit lachendem Grün bedeckt, erblickten
wir eine Menge Schaafse mit Fettschwänzen, die aus Ara-
bien hierher gebracht worden waren. Auf kleinen zweirä-
drigen Wagen fuhren sie die Schwänze, die oft 20 — 30
Pfund schwer sind, hinter sich her, und boten so einen wahr-
haft spasshaften Anblick dar. Eine ganze Hottentotten-Famili-
e, welche über diese Thiere die Aufsicht zu haben schien, hatte
sich auf der Weide gelagert, und verrieth durch Mienen,
Gebärden und Bewegungen, Gesundheit und Zufrieden-
heit, die Erfordernisse eines glücklichen Lebens, das man
bei den rohen Naturmenschen gewiß häufiger findet, als
bei policirten Nationen. Doch sah das ganze Völkchen
ziemlich schmutzig und unansehnlich aus, wie überhaupt
Reinlichkeit nicht mit zu den Tugenden der Hottentotten
gehört. Da sie sich mit vielem Wohlbehagen den ganzen

Körper mit Fett und Ruß einreiben, so ist ihre natürliche Farbe selten heraus zu finden. Wie wir von unserm Wirthe erfuhren, so thun sie zur Reinigung ihrer Haut nie etwas anders, als das sie dieselbe zuweilen mit Ruhmist abreiben, dann wieder mit Fett bestreichen, auf welches sie eine Art Puder streuen, das sie aus verschiedenen Kräutern zu bereiten wissen. Dieses zusammengenommen bildet eine Kruste über ihren Körper, wodurch sie gegen die kalte Witterung geschützt sind. Nur ihre Schaam ist bedeckt, und zuweilen tragen sie einen Pelzmantel von Schaaffellen, der ihnen zugleich als Bett dient.

Die Brüste der Hottentottinnen sind so lang, daß sie dieselben über die Achsel werfen, wenn sie ihre Kinder, die sie auf dem Rücken tragen, säugen wollen, was einen widerlichen Anblick gewährt.

Der Besitzer des berühmten Weinberges, ein freundlicher Mann, nahm uns Alle herzlich auf, und führte uns, nachdem wir einige Erfrischungen genossen hatten, auf unsern Wunsch in seinem Gebiete herum, welches so beträchtlich ist, daß in ergiebigen Jahren ein Paar Hundert Dhemmen Wein erbaut werden. Der Gouverneur auf dem Cap kauft jährlich in Auftrag des Königs von England eine ansehnliche Partie des erbauten Weines auf, von dem in vorzüglichen Jahren die Flasche an Ort und Stelle schon mit einem Dukaten bezahlt worden ist. Die Stöcke haben weder Pfähle noch Geländer, aber wegen der öftern heftigen Winde sind Eichen um jeden Weinberg herum gepflanzt. Alles ist mit der größten Bequemlichkeit eingerichtet. In einem nahe stehenden Gebäude wurden die

Trauben gekeltert, und in einem darunter befindlichen Keller der Most sogleich auf Fässer gefüllt.

Der Kapitain F. mit dem ich immer einige Augenblicke allein zu sein suchte, kam endlich meinen Wünschen zuror, und redete mich, indem er die Andern einige Schritte voraus gehen ließ, mit den Worten an: Sie haben eine herrliche Wohnung gefunden, wo ihnen gar nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, vorzüglich erfreuen sie sich einer allerliebsten Augenweide an den niedlichen Mädchen, unter denen sich besonders die kleine Betty auszeichnet, die gar nicht zu einer Sklavin geboren zu sein scheint. Diese Bemerkung faßte ich auf, und erzählte ihm nun unverhohlen das, was mir Betty anvertraut hatte, ohne jedoch des Namens zu erwähnen, welchem ich im Etui gelesen hatte.

Bei jedem Worte, welches ich sprach, wurde der Kapitain aufmerksamer, aber auch verlegen und unruhiger.

Während des Gesprächs waren wir zu einer dichten Weinlaube gekommen, bei welcher F. heftig meine Hand faßte, und mich ersuchte, hier ein wenig auszuruhen. Wir setzten uns in die Laube nieder, und nun machte er seinem Herzen auf folgende Art vor mir Luft. Ach, begann er, Ihre Erzählung hat mich sehr ergriffen, denn auch ich war einst so leichtsinnig, ein züchtiges Mädchen durch Versprechungen, die ich nie zu halten geneigt war, zu betäuben, und sie in mein Netz zu locken, in welchem sie zum Falle gerieth.

Aber ich habe für diese Treulosigkeit gebüßt, denn der Gedanke, eine Unschuld vergiftet zu haben, trat mir unaufhörlich vor die Seele, als ich weit von der armen

Gefallenen auf fernen Meeren herumschiffte, und folterte mit schmerzlichen Qualen mein Herz, so daß ich Alles hingegeben haben würde, meine Ruhe und ihre Unschuld wieder zu erkaufen. Mit Behmuth landete ich daher jetzt zum zweiten Male an der Küste, doch linderte die Hoffnung meine Trauer, das Geschehene vielleicht auf irgend eine Weise wieder gut zu machen, aber ich fand keine Spur auf von der Unglücklichen, und wahrscheinlich hat der Tod ihren Leiden ein Ende gemacht, während ich noch mit meinem Kummer hier wandle. Dieses Geständniß sprach für das gute Herz des Kapitäins und ich konnte zuversichtlich hoffen, daß nun meiner Betty eine schönere Aussicht sich öffnen, und die Vaterarme für sie sich aufthun würden.

Sch konnte mich in meiner Freude nicht mehr halten und ohne ein Wort zu sprechen, griff ich in meine Tasche, und überreichte ihm das Etui mit der Bemerkung, daß dieß vielleicht seine Wünsche erfüllen und ihm Aufschluß geben könne, über ein wichtiges Ereigniß aus seinem Leben.

Zitternd griff er nach demselben, öffnete es, und wer beschreibt sein Erstaunen, als er auf einem Pergamentblättchen seinen Namen sieht, und ihm nun Alles deutlich wird. Er erinnerte sich, dieses Etui der Mutter Betty's als Geschenk hinterlassen zu haben, und war so betroffen, dasselbe in meinen Händen zu sehen, daß er mich einige Augenblicke anstarrte, ohne ein Wort sprechen zu können. Endlich brach er in einen Strom von Thränen aus, und zog mich fest an seine Brust. Wunderbarer Mann be-

gann er hierauf, wo haben Sie dieses mir jetzt so kostbare Kleinod her, das mich an meine Liebe, an mein vereinstiges Glück, aber auch an mein Verbrechen erinnert. Nie geb ich es wieder aus meinen Händen, fordern Sie dafür was Sie wollen.

Er drang immer heftiger in mich, ihm zu entdecken, auf welchem Wege ich dazu gelangt sei, und kaum hatte ich den Namen Betty genannt, als er schon eilen wollte, sie als seine Tochter in seine Arme zu schließen.

Nachdem ich ihm Alles erzählt hatte was ich früher von Betty vernommen, überließ er sich auf einmal der lebhaftesten Freude, da er nun nicht mehr zweifelte, daß Betty seine Tochter war, und er nun als Vater an ihr wieder gut machen konnte, was er an der unglücklichen Mutter Übels gethan hatte. Ach, sagte er mit Freuden-
thänen im Auge, war mir doch gleich so sonderbar zu Muthe bei dem Anblicke des guten Kindes, daß ich mir selbst dieses Gefühl nicht zu erklären vermochte, denn Geschlechtsliebe konnte es nicht sein, die mich zu ihr hinzog, diese regt sich nicht mehr in der alten Brust, das wußte ich wohl; nun sehe ich es deutlich, daß die Natur den Vater zur Tochter gezogen, wodurch mir ein Glück bereitet wurde, das ich stets mir wünschte, aber immer nicht für möglich hielt. Dank dem Himmel für seine Gnade, daß er Sie, theurer Freund, mir zum Engel sandte, meine übrigen Lebensstage mit Blumen zu bekränzen; ich fühle es, daß ich ein glücklicher Vater sein werde, da Unschuld und Herzensgüte aus dem Antlitze meiner lieben Betty spricht.

Ihnen verdanke ich mein Glück, darum gehöre ihnen

ganz meine innigste Freundschaft, wenn Sie mir die ihrige zu schenken nicht verschmähen. Ich hörte geduldig die Herzensergießungen des glücklichen Kapitäns an, um ihn in seiner Freude nicht durch Unterbrechung zu stören, dann aber, nachdem ich mit herzlichem Dank das Anerbieten zu einem Freundschaftsbündnisse mit dem edlen Manne angenommen, war es meine Pflicht, ihn auf die Verhältnisse Betty's, die er in der Freude ganz und gar vergessen hatte, aufmerksam zu machen, und ihm vorzustellen, daß er seine Tochter nicht eher als die Seine betrachten könne, als ihr bisheriger Besitzer seinen Ansprüchen auf sie entsagt haben würde. Durch diese Bemerkung hatte ich ihm freilich in seiner Freude gestört, da er kein bedeutendes Vermögen besaß, um den vielleicht hohen Forderungen ihres Herrn zu genügen, aber die Menschenfreundlichkeit gab ihm Muth, und löste ihm die süße Hoffnung ein, daß er sich auch jetzt nicht hart zeigen würde, wo es das Glück eines bisher bekümmerten Vaters gälte. Ich bestärkte ihn in seinem Glauben, da ich J. als einen Biedermann hatte kennen lernen und versprach, selbst alles anzuwenden, sein Glück vollkommen zu machen.

Ach, lassen Sie uns eilen, theurer Freund, fuhr er fort, die Freiheit meiner Tochter so bald als möglich zu erkaufen, da ich es nicht ertragen kann, sie länger als Sklavin zu wissen.

Seine Ungebuld und mein herzliches Verlangen, Betty glücklich zu machen, gestattete mir nicht, unsere Rückkunft nach Hause zu erwarten, um J. meine Entdeckung mitzutheilen, und seine Gesinnung zu erforschen. J. blieb

daher in der Laube zurück, in Erwartung eines günstigen Resultats, ich aber eilte, B. und seine Gattin aufzusuchen, die ich beide bei der übrigen Gesellschaft in freundlichem Gespräche begriffen antraf.

Furcht und Hoffnung bewegte meine Brust, als ich sie bat, mir einen Augenblick im Geheimen Gehör zu schenken, da ich einige Worte mit ihnen zu sprechen habe.

Mit der größten Bereitwilligkeit erfüllten sie meine Bitte, und folgten mir in einen Weingang nach, in welchem ich mein Geheimniß vor ihnen offenbarte.

Verzeihen Sie mir, begann ich, wenn ich Sie in einer Unterhaltung störte, die Ihnen angenehm zu sein schien, um Ihnen etwas zu entdecken, was Ihnen vielleicht für den ersten Augenblick unangenehm sein mag; jedoch Ihr menschenfreundliches Herz, von dem wir als Fremde schon so viele Beweise erhalten haben, gibt mir sichere Bürgschaft, daß Sie sich nicht scheuen werden, ein Opfer darzubringen, wenn es das Glück eines Andern gilt. Es steht jetzt in Ihrer Macht, zwei edle Menschen zu beglücken, eine Tochter in die Arme ihres geliebten Vaters zu führen, und sich so Ansprüche auf ihre wie auf meine Dankbarkeit zu erwerben, womit wir Ihre Wohlthat ewig anerkennen werden. Mit einem Worte, es gilt das Glück Betty's, deren Vater ich so eben entdeckte, und der Ihnen durch mich die dringende Bitte ans Herz legt, ihm Ihre Ansprüche für eine Summe Geldes abzutreten, die Sie selbst zu bestimmen haben, wobei ich aber wieder auf Ihr edles Herz rechne, da das Vermögen meines Freun-

des zu unbedeutend ist, um hohen Forderungen zu genügen.

Daß aber Beiden diese Entdeckung nicht willkommen war, zeigten sie dadurch, daß sie auf meinen Antrag schwiegen, und sich einander betroffen anblickten. Die Hausfrau vorzüglich schien sehr betrübt zu sein, daß sie in Betty eine Tochter verlieren sollte, um sie einem Vater zu überlassen, den sie noch nicht kannte.

Nach einiger Ueberlegung nahm sie das Wort, und antwortete mir, daß Betty, welche sie als Mutter liebe, und von deren trefflichem Herzen sie überzeugt sei, glücklich zu werden verdiene, daß sie aber eben deshalb Bedenken trage, sie einem Fremden zu übergeben, dessen Gesinnungen sie nicht kenne, und der vielleicht nur vorgebe, ihr Vater zu sein, um so desto eher seinen Zweck zu erreichen. Sie könne daher nicht eher eine entscheidende Antwort geben, bis sie den Mann selbst kennen gelernt und von ihm eine hinlängliche Legitimation erhalten habe, daß er wirklich der sei, für den er sich ausgäbe.

Hierauf erklärte ich ihnen, daß er selbst in unserer Nähe sich befände, und ihrer Erklärung mit Ungeduld entgegen sähe.

Auf meine Einladung folgten sie mir daher nach der Laube, in welcher ich meinen Freund zurückgelassen hatte, und waren nicht wenig erstaunt, in ihm den Capitain F. zu erblicken, der sich durch seine angenehme Unterhaltung und durch sein bescheidenes, anspruchsloses Betragen ihre Achtung erworben hatte. Er trat ihnen sogleich freundlich entgegen, und begrüßte sie als die Begründer seines Glü-

des, wenn er auf eine günstige Antwort auf seine durch mich geschehene Bitte rechnen dürfte. Zugleich überreichte er ihnen das Etui, mit der Versicherung, daß er es Betty's Mutter in der Abschiedsstunde zum Denkmal hinterlassen, und jetzt durch mich aus den Händen seiner Tochter wieder empfangen habe. Nach der Lesung seines Namens lösten sich ihre Zweifel und sie erklärten nun, daß sie unter solchen Umständen mit ihren Ansprüchen zurückträten, und seine Vaterrechte anerkannten, so wie sie sich auch herzlich freuten, in ihm einen Mann gefunden zu haben, der es werth sei, eine so gute Tochter zu besitzen.

Bei diesen Worten mußte sich F. in seiner Freude nicht zu maßigen, und erklärte, daß dieser Tag einer der glücklichsten seines Lebens sei. B. aber und seine Gattin empfanden mit mir das selige Gefühl, diese schöne Zeit für ihn herbeigeführt zu haben, und wünschten nichts sehnlicher, als daß F. mit seiner Tochter in ihrer Nähe bleiben möchte, damit sie Zeugen ihres beiderseitigen Glücks sein könnten. B. vorzüglich zeigte hierbei seinen edlen Charakter, da er die Neigung, die er früher für Betty gehegt hatte, ganz unterdrückte, und eine innige Freude empfand über die vortheilhafte Wendung ihres Schicksals, und ganz beleidigt schien, als F. ihn um den Kaufpreis fragte. Wie, antwortete er, wir sollten das gute Kind um Geld verkaufen? Nein Herr, verkennen Sie uns nicht, einer solchen gemeinen Gesinnung sind wir nicht fähig. Was meinst Du Frau, indem er sich zu seiner Gattin wendete, mußten wir uns nicht schämen, auf unsere Betty einen Preis zu setzen wie auf ein Stück Vieh?

Nein Herr, erwiderte diese, empfangen Sie Ihre Tochter aus unsern Händen als einen Beweis, daß uns ihr Glück am Herzen liegt; nur die Bitte richten wir an Sie, daß Sie uns, wenn es möglich ist, zuweilen von ihr Nachricht ertheilen, um uns hierdurch den Schmerz der Trennung zu erleichtern, den wir gewiß empfinden werden, wenn wir sie nicht mehr in unserm Hause erblicken.

Diesen neuen Beweis von Edelmuth hatte F. nicht erwartet, und Thränen der Rührung und Freude entströmten seinen Augen. Nein, rief er aus, Ihre Güte ist größer, als ich sie erwarten konnte, Sie haben Ansprüche auf mein ganzes Vermögen, da unter Ihrer Pflege das Glück erblühte, das mir jetzt zu Theil wird. Fordern Sie wenigstens den Kaufpreis, den Sie für sie und ihre selige Mutter erlegten, und ich bleibe dennoch mein ganzes Leben hindurch ihr dankbarer Schuldner. Da aber beide nochmals versicherten, dieß würde sowohl sie, als Betty selbst entehren, so dankte er ihnen in den herzlichsten und rührendsten Ausdrücken mit der Versicherung, daß der menschenfreundliche Sinn, den er hier gefunden, ihm unvergeßlich sein werde, und daß er es für seine Pflicht halte, ihren Namen überall zu nennen, wo von edlen Menschen die Rede sein würde. Ein kleines Andenken aber, fügte er hinzu, werden Sie aus meiner Hand nicht verschmähen, da die Annahme desselben ein neuer Beitrag zu dem Glücke ist, das mir in so reichem Maaße zu Theil ward.

Da sie sich dieses gefallen ließen, so war der edle Bettstreit geendet, und F. bat sich nur noch die Freiheit aus, seine Tochter morgen abholen zu dürfen.

Das war nun freilich eine zu kurze Frist, und gern wünschten sie Betty wenigstens bis zu unserer Abreise nach Ostindien in ihrem Hause zu behalten, doch gaben sie auch hierin den Bitten des Vaters nach, da er sobald als möglich mit seiner geliebten Tochter vereint zu sein wünschte, und ihre Einladung, seine Wohnung in ihrem Hause zu nehmen, mit der Entschuldigung ablehnte, daß ihn Verhältnisse nöthigten, in dem Hause seines bisherigen Gastfreundes bis zu seiner baldigen Abreise in die Fasse Bai zu bleiben. Eigentlich aber war wohl die Leidenschaft unsers Wirthes gegen Betty, von welcher ich F. in meiner Erzählung ebenfalls hatte bekannt machen müssen, der Hauptgrund davon, indem er seine Tochter nicht weiter einer Gefahr aussetzen wollte, die sie schon so lange umschwebt hatte.

Unterdessen war die Zeit herangekommen, wo sich die ganze Gesellschaft zur Rückreise anschickte. Seelenvergnügt über sein Glück nahm F. in der Stadt von uns Allen Abschied, um sich nach seiner Wohnung zu begeben, und am folgenden Morgen seine Tochter zu umarmen, da ihn Geschäfte abhielten, dieß noch heute zu thun. Sobald wir zu Hause angekommen waren, war es mein erstes Geschäft, Betty mit der günstigen Wendung ihres Schicksal bekannt zu machen, und ihr im Namen ihres Vaters einen herzlichen Gruß zu überbringen. Sie war eben in dem Zimmer ihrer Gebieterin, wo ich sie aufsuchte, um sie zuerst mit der angenehmen Botschaft zu erfreuen.

Bei meinem Eintritte war sie sehr verlegen, und Purpurrothe überzog ihr Gesicht, als ich mich ihr näherte, und ihre Hand ergriff, da sie seit dem mir unangenehmen

Vorfälle das Zutrauen zu mir verloren zu haben schien. Als ich ihr aber eröffnete, daß mein Bemühen für ihr Glück nicht ohne Erfolg gewesen sei, und ich in einem edlen Manne ihren Vater gefunden habe, da war der heimliche Groll auf einmal vorüber, sie drückte mir die Hand, und mit einem durchdringenden Blicke sah sie mir ins Auge, als wollte sie fragen, ob mein Mund ihr auch Wahrheit verkünde. Ich erzählte ihr nun Alles, was vorgefallen war, und daß sie schon morgen ihren Vater an das Herz drücken werde, der es werth sei, eine so gute Tochter zu besitzen.

Bei diesen Worten trat auch B. mit seiner Gattin ins Zimmer, um meine Erzählung durch ihr Zeugniß zu bekräftigen. Jetzt hätte man die Freude des guten Mädchens sehen sollen, als ihre Gebieterin sie von diesem Augenblicke an, für frei erklärte, da sie nun nicht mehr zweifeln konnte an dem Glücke, das ihr früher schon eine innere Stimme prophetisch verkündigt hatte. Die Worte des Dankes erstickten in ihrer Brust, und nur durch Thränen vermochte sie anfangs zu sprechen.

Ich empfand dasselbe Vergnügen, der eigentliche Schöpfer dieser Freude zu sein, und würde dieses frohe Bewußtsein nicht für vieles Geld dahingegeben haben.

Da es aber schon etwas spät war, so wurde die herrliche Scene für heute abgebrochen, um den folgenden Morgen eine noch schönere zu genießen, wenn der Vater kommen würde, seine Tochter in die Arme zu schließen. Ich wünschte der dankerfüllten Betty einen eben so glücklichen Traum, als die Wirklichkeit für sie war, und eilte nach meinem Zimmer, um mich zur Ruhe zu begeben.

Da jedoch mein Inneres zu aufgeregert war, so warf ich mich lange auf meinem Lager herum, ehe ein wohlthätiger Schlummer meine Augen schloß. Ich freute mich zu sehr, in der Hand des Herrn ein Werkzeug gewesen zu sein, wodurch das Glück zweier guten Menschen begründet wurde, um nicht noch einmal über die ganze Geschichte genau nachzudenken. Das Resultat aller meiner Betrachtungen aber war, daß Gottes Rath stets wunderbar und heilig sei, weshalb ich immer mehr im Glauben wuchs und so an meinem innern Menschen gewann.

Ach möchte man doch nichts in der Welt dem bloßen Zufall zuschreiben, sondern Alles der lenkenden Hand unsers Vaters im Himmel, dann würde gewiß Alles, was um uns her geschieht, zu unserm Heile dienen, da so der beseligende Glaube in uns immer lebhaft erhalten werden würde, daß nichts geschehen könne, was Gott nicht wisse, der nur das Beste seiner Kinder will. Bei diesem Glauben würde kein Ungemach der Erde uns niederzubeugen, ja vielmehr aufrichten würde es uns zu dem, der es uns zur Veredlung unsers Herzens sandte. Solche und ähnliche christliche Betrachtungen wurden in meiner Seele durch den Vorfall geweckt, und der Schlummer verscheucht. Endlich schief ich ein, um durch einen süßen Traum beglückt zu werden, in welchem Betty und ihr Vater die Hauptgestalten waren.

Am folgenden Morgen begaben wir uns in gespannter Erwartung in das Familien-Zimmer, denn innig freuten wir uns auf die Scene, von welcher wir Zeuge sein sollten. Die Hausfrau hatte schon einen zierlichen Anzug

aus ihrer Garderobe besorgt, womit Betty in ihrem Zimmer geschmückt werden sollte, um so ihrem Vater entgegen zu treten.

Raum hatte die verabredete Stunde geschlagen, als F. mit einem Freude erfülltem Gesicht ins Zimmer trat, und von uns als glücklicher Vater begrüßt wurde. B. eilte sogleich hinauf in das Zimmer seiner Frau, um ihm seine Tochter selbst entgegen zu führen.

Meine Feder ist zu schwach, diese Scene zu schildern, die nun erfolgte, als er mit seiner Frau, Betty in der Mitte führend, hereintrat. Die zierliche Kleidung, die ihren Körper schmückte, erhob ihre Reize, und ich fühlte, daß ich sie noch nie so schön gesehen hatte. F. wußte anfangs nicht, wie er sich benehmen sollte, da ihm Betty in ihrer jetzigen Gestalt fremd vorkommen mochte; als aber B. ihre Hand ergriff, um sie in die ihres Vaters zu legen, da schloß er sie mit dem innigsten Gefühl in seine Arme, vermochte aber vor Rührung nichts weiter zu sprechen, als meine Tochter, meine gute Tochter! Da war kein Auge thränenleer, und kein Mund vermochte die stumme Scene durch Worte zu unterbrechen, bis endlich B. gerührt zum Vater sich wandte, und sprach: Herr Kapitein, nehmen Sie mit Ihrer geliebten Tochter unsern herzlichsten Wunsch noch hin, daß der Himmel seinen reichen Segen auf Sie herabgieße, und Ihnen ein langes, heiteres Leben schenke, von Bettys kindlicher Hand gepflegt. Und Du, liebe Betty, begann die Hausfrau, Du bist von heute an nicht mehr die Unsere, Du wirst uns nun verlassen, um Deinem Vater zu folgen, den die Pflicht bald von hier wegrufen wird. Sei

du ihm stets eine gute treue Tochter, aber vergiß auch unserer in der Ferne nicht, und glaube, daß wir uns Deiner stets mit Liebe erinnern werden. Betty schluchzte laut und dankte herzlich für alle Beweise der Liebe, die sie von ihrer Kindheit an bis jetzt erhalten habe, und versprach, recht oft Nachricht von ihrem Glücke zu geben. Ach, sprach sie dann mit rührendem Tone, zu ihrem Vater sich wendend, lebte doch jetzt meine Mutter noch, wie würde sie sich freuen, mich so glücklich zu sehen, da dieß allein ihres Herzens Sehnsucht war. Nur mit einem tiefen Seufzer beantwortete F. diese Worte und schloß seine Tochter fest in seine Arme, als wollte er hiermit sagen, daß dieß sein Glück um vieles noch vergrößern würde.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und 2 Matrosen mit einem verdeckten Korbe traten herein, setzten ihn im Zimmer ab, und entfernten sich wieder. Hierauf wendete sich F. mit der Bitte an B., den Inhalt dieses Korbes als einen kleinen Beweis seines dankbaren Herzens und als ein Andenken an den heutigen Tag von ihm anzunehmen, hob die Decke ab, und zeigte ihm ein blinkendes Silberservis.

Nach einigen Weigerungen wird das kostbare Geschenk angenommen, und heiteres Leben herrschte bald in unserm ganzen Kreise, als die gerührten Herzen ihre Gefühle durch Worte zu äußern vermochten. Fröhlich erklangen die Gläser [mit feurigem Capwein gefüllt, aufs Wohl des glücklichen Vaters und der reizenden Tochter, die den Segen des Himmels auf uns alle, und vorzüglich auf die Familie B. herabwünschten. Aber zu früh sollte das schöne Fest sich

enden, da bald eine Kutsche angefahren kam, in welcher F. seine Tochter nach seiner Wohnung bringen wollte. So groß nun aber die Freude Betty's war, ihren Vater gefunden zu haben, so sehr wurde sie jetzt ergriffen, als sie das Rollen des Wagens hörte, der sie aus dem Hause führen sollte, in dem sie den schönen Traum der Kindheit geträumt hatte. Vorzüglich schmerzlich aber war es ihr, einen Ort zu verlassen, wo sich das Grab ihrer geliebten Mutter befand, das sie so oft besucht, und mit frischen Blumen bekränzt hatte, um der Abgeschiedenen ihre kindliche Liebe zu beweisen. Als daher die Abschiedscene beginnen sollte, da bat sie ihren Vater, ihr zu erlauben, noch einmal das theure Grab zu besuchen, um Abschied von der heiligen Asche zu nehmen, die es deckte. Da schloß F. seine Tochter in die Arme, und versprach, sie selbst dahin zu begleiten, um den Boden zu begrüßen, wo die Geliebte seines Herzens ruhe. Hierauf wandte er sich mit den Worten zu mir: Sie, lieber Freund, Sie waren der Friedensbote für mein Herz, Sie haben das Band geknüpft, das mich an meine Betty bindet, möchten Sie uns auch zu dem theuren Grabe begleiten, in welchem die schlummert, durch die ich zum glücklichen Vater wurde. Freundlich wird dort die Verklärte auch auf Sie herabblicken, daß Sie der Freund und Wohlthäter ihres Kindes wurden.

Herzlich gern erfüllte ich diesen Wunsch, und begleitete sie auf den Friedhof, der nicht weit von Jß. Wohnung entfernt lag, indeß die übrige Gesellschaft zurück blieb, um nicht durch ihre Gegenwart zu stören. Sobald wir den stillen Ort betraten, wo allen Müden die Ruhe winkt,

eilte Betty voraus, um an dem Grabhügel ihrer Mutter niederzusenken. Tiefe Trauer sprach aus den Blicken meines Freundes, als wir ebenfalls hier ankamen,

Also hier ist deine Ruhesammer, rief er schmerzlich aus, ach, warum mußte so früh dein Auge sich schließen, warum war es mir nicht vergönnt, die Wunde zu heilen, die dir mein Leichtsinn schlug! Hier auf deinem Grabe, fuhr er fort, indem er sich neben seine Tochter niederwarf, fleh ich dich an, verklärter Geist, verzeihe meiner Schwachheit, und sieh freundlich auf mich herab. Mit unserer Tochter erscheine ich hier auf dem Hügel, der deine Hülle deckt, und schwöre Dir, ihr stets ein treuer Vater zu sein, wie Du ihr eine gute Mutter warst.

Hier fiel Betty ihrem Vater um den Hals, und Beide weinten heiße Thränen. Tiefe Wehmuth ergriff mein Herz bei dieser rührenden Scene, und auch meine Augen wurden naß.

Leise flüsterte jetzt ein Luftzug durch die Wipfel der Bäume, die in der Nähe des Grabes standen, gleich als antwortete der Geist der Verklärten von seinem Wohnsitze herab. Erst auf meine Bitte, sich nicht zu sehr dem Schmerze hinzugeben, hob F. seine Tochter auf, um Abschied zu nehmen von der theuren Stelle, aber Betty ward es schwer, sich davon zu trennen.

Mit Schluchzen rief sie aus: Leb nun auf ewig wohl, du Staub meiner guten Mutter, nun werde ich nicht mehr den Trost haben, auf Deinem Hügel zu weinen, und ihn mit Blumen zu schmücken, aber mein Geist wird oft zu Dir wallfahrten, und wenn auch tausend Meilen mich

von Dir trennen. Leb wohl, bis uns der Auferstehungsmorgen tagt!

Hierauf entfernten wir uns tief bewegt, und kamen mit thränenfeuchten Augen wieder bei der Gesellschaft an.

Ohne sich hier lange aufzuhalten, reichte nun F. Allen die Hand, um Abschied zu nehmen, dankte B. und seiner Gattin nochmals in den herzlichsten Ausdrücken für ihre Güte, schloß mich dann in seine Arme, drückte mich fest an seine Brust, und rief mit gepreßter Stimme! Tausend Dank! — Leben Sie wohl! Sein Sie glücklich!

Betty's Herz war noch zu voll von den Gefühlen, die auf dem Grabe ihrer Mutter sie ergriffen hatten, sie konnte daher kein Wort sprechen, und zeigte nur auf ihr Herz, als sie von der Familie, in der sie aufgewachsen war, Abschied nahm. Der Segenswunsch Aller begleitete sie.

In diesem Augenblicke war mir die Brust so beklommen, daß ich Betty, die ich so lieb gewonnen hatte, nur stumm die Hand reichte, welche sie mir heftig drückte.

Bis an den Kutschenschlag begleiteten wir die Scheidenden, und hier versuchte Betty, ihren Dank mir zu stammeln: Edler Mann: rief sie, seien Sie glücklich! — Sie verdienen es. Hierauf drückte sie mir noch einmal die Hand, wendete sich um, mir ihre Thränen zu verbergen, und stieg in den Wagen, der nun rasch vorüber rollte.

Wie im Traume stand ich da; ich wußte nicht, wie mir geschehen war, und fühlte, daß ich nun nicht mehr

so ruhig und vergnügt sein würde, wenn ich Betty nicht mehr sehen sollte, die meinem Herzen theurer war, als ich früher geglaubt hatte.

Die Gesellschaft war bereits in das Zimmer zurückgekehrt, und ich sah immer noch der Kutsche nach, als sie endlich vor meinen Augen verschwand, und ich den übrigen folgte. Alles war verstimmt, weshalb mein Trübsinn nicht auffallen konnte. Z. ließ noch einige Flaschen Wein auftragen, um Heiterkeit zu erregen, aber dieser wollte mir nicht mehr schmecken, denn noch nie war ich auf dem Cap so traurig gewesen als eben jetzt, und in dieser Stimmung hat auch des Bacchus edle Gabe keinen Reiz für mich.

So angenehm mir bisher der Aufenthalt im Hause unsers Z. gewesen war, so erwünscht war es mir jetzt, als mich ein schriftlicher Befehl vom Colonel Bojonz noch heute aufs Schiff zurückrief, da ich hier eher ruhig zu werden glaubte, als an dem Orte, wo mein Herz einen Verlust erlitten hatte, den es so sehr fühlte, den aber die Klugheit zu vergessen gebot.

Ungern wurde ich gerade heute von Z. und seiner Gattin entlassen, und Alle versprachen, mich baldigst auf dem Schiffe zu besuchen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Rückkehr auf das Schiff. — Revue der englischen Truppen auf dem Cap.

Traurig wanderte ich in Begleitung einer schwarzen Sklavin, welche meine Habseligkeiten trug, dem Orte zu, wo das Boot lag, das mich nach meiner eigentlichen Wohnung führen sollte.

Das Meer war einem Spiegel gleich, und verkündigte deshalb einen nahen Sturm, der nach der Prophezeiung der Matrosen, als sie vom Tafelberge her weiße Wolken am Horizonte bemerkten, auch schon nach einigen Stunden eintreten sollte.

Gleich nach meiner Ankunft auf dem Schiffe, besprach ich mich mit den beiden Offizieren, die mit mir eine Kajüte bewohnten, wegen des Weines, welchen ich für L. mit nach Ostindien nehmen sollte, und erhielt von ihnen recht gern die Erlaubniß, ihn in unserm Behältniß nieder-

zulegen, da sie Liebhaber des Weines waren, und ihm deshalb gern eine Freistatt gewährten.

Die Matrosen hatten richtig gesehen, denn bald erhob sich ein Sturm, der mit unserm Schiffe, das nur an einem Ankertau befestigt war, wie mit einem Balle spielte. An dem Orte, an welchem es lag, hatten wir 30 Faden Tiefe da aber in einiger Entfernung davon an der Robbeninsel nur 10 Faden waren, so wurde der zweite Anker ausgeworfen, um das Schiff vor dem Stranden zu sichern, welches wegen des dortigen Sandgrundes nichts Seltenes ist, und der Küste den Namen Todtenküste erworben hat.

Etwas sehr Unangenehmes sind bei eintretenden Stürmen für die Bewohner des Caps die dichten Sandwolken, welche von den Sandbergen am Strande und aus dem Innern des Landes sich in die Stadt wälzen, und durch alle Straßen sich verbreiten, so daß man sich zu solchen Zeiten außer dem Hause nicht sehen lassen darf.

Ubrigens harmonirte die unruhige Atmosphäre zu damaliger Zeit genau mit der Unruhe in meinem Innern, da mir der Gedanke schmerzlich war, Betty vielleicht in diesem Leben nicht wieder zu sehen, die einen so tiefen Eindruck bei mir hinterlassen hatte.

Meine Kameraden merkten sogleich, daß eine Veränderung mit mir vorgegangen war, da sie mich bisher keinesweges als Kopfhänger kennen gelernt hatten, sondern als einen Mann, der mit den Fröhlichen gern fröhlich war. Sie scherzten daher über mich, und meinten, daß die Liebe mir den Kopf verrückt haben müsse, woraus ich sahe, daß sie die Symptome dieser Krankhiet sehr gut kannten. Gern

würde ich den Zustand meines Herzens entdeckt haben, da es eine Linderung für uns ist, unsern Kummer in ein fremdes Herz auszuschiütten, aber bei diesen Spottvögeln war ich fest überzeugt, kein Mitleid zu erregen, sondern mich nur lächerlich zu machen, weshalb ich lieber allein zu sein suchte, um mir bei ruhiger Ueberlegung das selbst zum Troste sagen zu können, was mir ein Freund zugerufen haben würde. Das Resultat meiner Betrachtungen lautete günstig, und ebnete wieder das unruhige Meer meines Herzens. Ich sahe ein, daß Betty für mich nur eine flüchtige Erscheinung gewesen war, wie so manches in der Welt, das uns eine Zeit lang ergötzt, und dann wieder vor uns verschwindet. Zugleich fühlte ich aber auch, daß Gott es am besten verstehe, was zu unserm Frommen dient, und daß er öfters unserm Herzen eine kleine Wunde schlage, um es vor einer größern zu schützen. Diese und ähnliche Betrachtungen gaben mich mir selbst wieder, so daß sich meine Kameraden über meine baldige Genesung freuten.

Nach einigen Tagen erhielt ich den gehofften Besuch aus der Capstadt, jedoch vermiste ich dabei B. und seine Familie, welche in Gesellschaft meiner Kameraden auf unser Schiff zu kommen versprochen hatten. Die Ursache ihres Ausenbleibens war nach dem Berichte meiner Freunde eingetretene Krankheit der Hausfrau. Zugleich erfuhr ich, daß der Kapitain F. mit seiner Tochter nach der Falsen Bay abgereist war, um diese so lange einem Freunde zu übergeben, bis er selbst wieder von Java zurückkehren, und sie nach Europa mitnehmen würde.

Wie sehr sich aber hier das Sprichwort bestätigte, daß der Mensch denkt, und Gott lenkt, wird der Erfolg beweisen.

Als die Zeit meines Dienstes auf dem Schiffe beendigt war, erhielt ich auf mein Ansuchen von neuem die Erlaubniß, auf dem Lande zubringen zu dürfen; aber dieses Mal begab ich mich zu L. und nahm dessen Einladung, meine Wohnung jetzt bei ihm zu nehmen, an, besonders da ich das Weingeschäft mit ihm zu reguliren hatte; jedoch besuchte ich sogleich auch meinen Freund Z., der es mir nicht vergeben wollte, daß ich ihm untreu geworden und mein Zelt nicht wieder bei ihm aufgeschlagen hatte. Als ich ihm aber von meinem Geschäfte erzählte, bat er mich wenigstens, mich recht oft in seinem Hause einzufinden, was ich ihm auch gern versprach, und pünktlich hielt. Der Lieutenant B., nach welchem ich mich erkundigte, hatte vor 3 Tagen ebenfalls das Haus verlassen, da er, wie Z. sagte, aus besonderer Liebe zum Leben nicht gern an einem Orte sich aufhielt, wo sich Kranke befanden. Er hatte daher die Einladung eines Kaufmanns angenommen, die übrige Zeit seines Aufenthaltes auf dem Cap auf dessen Landgute zuzubringen. Daß er aber getrost in seiner frühern Wohnung hätte bleiben können, ohne für seine Gesundheit zu fürchten, bewies der Umstand, daß die Hausfrau schon gänzlich wieder genesen war, und sich in der heitersten Stimmung befand, nur klagte sie mit ihrem Manne über unsere Liebe zur Veränderung, die es uns unmöglich mache, an einem Orte lange zu verweilen. Ihre Schwester aber war nicht so munter, wie gewöhnlich,



und ein innerer Kummer schien ihren sonst so heitern Blick zu trüben, wovon ich die Ursache leicht errathen konnte, da ich bemerkt hatte, mit welchem Wohlgefallen ihr Auge auf dem schmucken Husarenoffizier ruhte, der jetzt fern von ihr war, und der ihr durch die Veränderung seiner Wohnung den Beweis gegeben hatte, daß er ihre Liebe nicht mit Gegenliebe belohnte.

Nachdem ich meinen Besuch recht oft zu wiederholen versprochen hatte, begab ich mich in meine Wohnung zurück, um das Weingeschäft in Ordnung zu bringen. Der Obrist Groot hatte auf meine Bitte einem Bootsmann bereits den Befehl gegeben, beim Abgange der Wasserfässer nach dem Schiffe einige Fässer Wein, die ich ihm übergeben würde, mitzunehmen, und ich meines Theils hatte von meinen beiden Kameraden das Versprechen erhalten, daß sie dieselben sogleich in Empfang nehmen, und in unser Behältniß bringen lassen wollten. Es wurden daher 3 Fässer, wovon jedes 2 Ohmen enthielt, und zwei einzelne Eimer, welche ich zu meinem eigenen Gebrauche bestimmt hatte, von L. bereit gelegt, so daß sie schon den folgenden Tag abgeführt wurden. Am andern Morgen fuhr ich selbst mit der ersten vom Lande abgehenden Schaluppe in Begleitung Ls. nach dem Schiffe, um nachzusehen, ob die Fässer gut untergebracht wären.

Bei unserer Ankunft daselbst sah ich eins von den 3 Fässern auf dem zweiten Verdeck, wo das sämmtliche Militair sich befand, liegen, hegte aber keine Besorgniß, als ich einen Husaren mit gezogenem Säbel als Schildwache dabei bemerkte.

Auf meine Frage, warum das Faß nicht zu den andern beiden herabgeschafft worden sei, erhielt ich zur Antwort, daß der Raum dazu gefehlt habe. Ich stieg daher nach der Kuhbrücke hinab, um mich davon zu überzeugen, und fand, daß an dem Orte, wo ich mit meinen beiden Gesellschaftern des Nachts in Hängematten schlief, noch ein leeres Plätzchen war, wo das Faß doch wohl sicherer lag, als oben unter so vielen lüfternen Mäulern, denen es doch endlich einfallen konnte, ihren Geschmacksinn, daran zu probiren, weshalb ich es herunter schaffen ließ.

Hierbei bemerkte ich aber sogleich, daß die Schildwache keine Schutzwache für den Wein gewesen war, da er bei Bewegung des Fasses einen verdächtigen Ton hören ließ, und so zeigte, daß er sich unter Räubern befunden hatte, welchen es trotz des Siegels, der sich am Spunde befand, nicht unmöglich gewesen war, den dritten Theil des kostbaren Getränkes abzapfen, wie sich aus der Untersuchung ergab.

Da mir jedes von den 3 Fassern für 300 Rthlr. angeschlagen war, so war der Schaden nicht unbedeutend, weshalb ich mich sogleich erbot, die Hälfte desselben zu tragen, ob mir E. gleich nicht die geringste Schuld beimeessen konnte. Ich meldete den Vorfall sogleich dem Commandanten der Husaren, der sich eben auf dem Schiffe befand, und der auf meine Anzeige die 3 Mann, welche abwechselnd die Wache bei dem Weine gehabt hatte, arretiren ließ. Die Sache wurde untersucht, aber die Kerle leugneten standhaft, und behaupteten, daß wenn etwas von dem Weine fehle, der Diebstahl von den Matrosen während der Ueberfahrt nach dem

Schiffe verübt worden sein müsse. Nun sahe ich wohl ein, daß unter solchen Umständen die Wahrheit nie ans Licht kommen würde, da bei den Matrosen noch viel weniger an ein Geständniß zu denken war, welche sich überhaupt kein großes Gewissen daraus machen, Speisen oder Getränke auf dem Schiffe zu entwenden. Es blieb daher mir und meinem Freunde nichts weiter übrig, als den Schaden geduldig zu tragen. Doch hielten wir uns unter solchen Umständen nicht lange auf dem Schiffe auf, sondern begaben uns nach eingenommenem Frühstück wieder auf den Rückweg, nachdem ich den Wein der Ansicht meines Aufwärters, von dessen Ehrlichkeit ich überzeugt war, anvertraut hatte.

Sobald wir wieder am Lande angekommen waren, lenkte ich meine Schritte nach unserm gewöhnlichen Versammlungsorte, und hatte das Vergnügen, meinen Freund B. daselbst zu treffen, dem ich schon mehrere Tage lang nicht gesehen hatte, und der sich ebenfalls freute, seinen alten Kameraden wieder zu erblicken. Auf meine Bitte begab er sich mit mir zu L., von wo aus ich ihn nach seiner ländlichen Wohnung zu begleiten versprach.

Nach einem fröhlichen Mittagessen machten wir uns beide dahin auf den Weg, und ich war voller Erwartung, den Aufenthaltsort meines Freundes kennen zu lernen, den er mir mit den reizendsten Farben geschildert hatte. Unser Weg führte uns an dem andern Ende der Stadt an einem Hause vorüber, welches nicht sowohl durch seine Größe oder Bauart, sondern durch mehrere niedliche Frauengesichter unsre Aufmerksamkeit erregte, welche freundlich durch die Fenster herabsahen, und uns durch Blicke erfreuten,

die nichts weniger als schüchtern waren. Wir sahen uns so lange nach ihnen um, als unser Blick sie erreichen konnte, und vorzüglich war mein Freund B., der überhaupt leichtbrennenden Zunder in seinem Herzen hatte, begeistert von den Schönheiten, so daß er in dem Hause Bekanntschaft zu machen wünschte, um sich zu überzeugen, ob sein Auge recht gesehen habe.

Unterdessen kamen wir in dem Landhause an, dessen Lage ich ausnehmend schön fand, da man von hieraus die ganze Stadt und die Rhee übersehen konnte, worin gerade eine Menge Schiffe lagen, die nach verschiedenen Häfen der englisch-indischen Besitzungen segelten, und hier Erfrischungen einnahmen. Was aber den Aufenthalt hier vorzüglich angenehm machen mußte, war der freundliche Wirth, welcher ganz der von meinem Freunde gemachten Schilderung entsprach. Es war ein biederer Mann, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle zu haben schien, doch war er ein unversöhnlicher Feind der Engländer und hing mit feurigem Enthusiasmus an den Holländern, seinen Landsleuten, so daß er von erstern nur als von Tyrannen sprach, welche die Rache des Himmels gewiß bald ereilen würde, und nun entspann sich unter uns ein Gespräch, das den Kaufmann als einen gefährlichen Demagogen darstellte, den die Engländer wenigstens nach Botany Bai geschafft haben würden, wenn ihnen seine Gesinnung bekannt gewesen wäre.

Seiner Aeußerung nach war der Haß gegen dieselben allgemein auf dem Cap, so daß es nur eines entschlossenen Mannes bedurft haben würde, an die Spitze der Unzu-

friedenen zu treten, um die stolzen Britten zu verjagen. Ich für meine Person theilte seinen Wunsch, die Uebermüthigen bald gedemüthigt zu sehen, da ich überzeugt war, daß sie die Pandorabüchse geöffnet hatten, aus der alles Unheil über Europa gekommen war, denn alle Wunden, an welchen die Menschheit darnieder lag, hatte England geschlagen, und nur allein aus der Absicht, seine Macht zu vergrößern. Alle Mittel waren ihm willkommen, welche zu diesem Zwecke führten, und die schändlichsten Ränke wurden deshalb geschmiedet. :

Sind nicht beinahe alle Kriege, die im Herzen von Deutschland wütheten, auf Anstiften dieser habgierigen Nation geführt worden, welche es mit Wohlgefallen bemerkte, wenn ein Staat den andern bekriegte und die kämpfenden Partheien gern mit ihrem Gelde unterstützte, um die Kraft derselben in einem langwierigen Streite zu lähmen.

Mein Freund B. war aber nicht zu solchen politischen Betrachtungen gestimmt, da ihm die hübschen Frauengesichter immer noch im Kopfe stachen, weshalb er unserm Gespräche dadurch eine andere Wendung gab, daß er den Wirth nach den Bewohnern des Hauses fragte, die ihn so sehr angezogen hatten. Lächelnd erwiederte dieser: das ist ein Kloster, lieber Herr Lieutenant, wo man Leute von Ihrem warmen Gefühl recht gern sieht, da die Beschützerin desselben Frau Venus ist. Wenn Sie daher mit den Grazien Bekanntschaft zu machen wünschen, so können Sie gar bald zu dieser Ehre gelangen, da der Eintritt zu jeder Zeit offen steht.

So erfuhren wir also, daß das Haus ein Ort war,

in welchem der Wollust gefröhnt wurde, wo aber nur an gewissen Tagen in der Woche junge barmherzige Schwestern sich versammelten, und sich von der Kupplerin, welche die Wirthin des sogenannten stillen Hauses war, verhandeln ließen.

Jedoch verkauften sie ihre Gunstbezeugungen um einen hohen Preis, so daß nur reiche Personen daselbst Zutritt haben konnten, um sich den Beutel wacker aussaugen zu lassen.

Ueberhaupt aber fehlt es an solchen Häusern in der Capstadt nicht, da es sich die Regierung vorzüglich angelegen sein läßt, sie immer im gehörigen Flore zu erhalten, weil ihr ein bedeutendes Einkommen daraus erwächst. Auf die Moralität wird von derselben keine Rücksicht genommen, wenn nur die Kassen brav angefüllt werden.

Jede Wirthin muß eine Strafe von 50 Rthlrn. erlegen, wenn sie eine unter ihren Mädchen entstandene Krankheit verschweigt, welche aber deshalb von dem Arzte genau über die Krankheiten der Männer unterrichtet werden, so daß sie sich mit vieler Vorsicht dem vertrauten Umgange derselben hingeben.

Auf die Einladung meines Freundes, der sich doch wenigstens, wie er sich ausdrückte, unterrichten wollte, wie ein solches Haus in Afrika eingerichtet wäre, begab ich mich heute noch mit demselben dahin, wo wir die hübschen Gesichter gesehen hatten, der Kaufmann aber war nicht dazu zu bewegen, uns Gesellschaft zu leisten, da es sich mit seinen rigoristischen Grundsätzen nicht vertrug, einen Venus-tempel zu besuchen, ob wir ihm gleich versicherten, daß

wir aus Neugierde, nicht aber aus dem Verlangen der paphischen Göttin zu opfern, dahin zu gehen wünschten. Er bemerkte beim Abschiede nur noch, daß er sich freuen werde, wenn unsere Neugierde wenigstens den Nutzen hätte, daß wir einen Abscheu vor allen ähnlichen Häusern zurück brächten.

Hierauf empfahlen wir uns, und wanderten nach dem Hause zu, aus welchem uns eine rauschende Musik entgegen tönte.

Wir traten nach einem erlegten bedeutenden Entree in einen großen prächtig möblirten Saal, in welchem wir eine Menge englischer Offiziere erblickten, die sich mit den anwesenden Grazien durch Tanz belustigten, und wunderten uns über den Anstand, der überall beobachtet wurde, so daß man in keinem verdächtigen Hause zu sein glaubte. Denn Zudringlichkeit fand man bei den Mädchen nicht, und nur dann, wenn man sich selbst in ein Gespräch mit ihnen einließ, und nach ihrer Wohnung fragte, erhielt man eine Karte, auf welcher dieselbe angezeigt war. So wurde also in dem Hause selbst das Zartgefühl auf keine Weise beleidigt, da hier nur die Bestellungen zu den verliebten Abentheuern selbst gemacht wurden. Am Ende des Saales befand sich das Büvette, von wo aus 6 junge niedliche Mädchen alle Arten von Getränken und Früchten an die Gäste besorgten.

Mein Freund mochte dem Verlangen, eine Priesterin dieses Tempels näher kennen zu lernen, nicht haben wider-

stehen können, denn auf einmal war er vor meinen Augen verschwunden.

Nachdem ich mich eine lange Zeit vergebens nach dem Treulosen umgesehen hatte, kehrte ich verdrießlich nach meiner Wohnung zurück. Hier erfuhr ich, daß der Gouverneur des Caps den folgenden Tag Generalrevue über sämtliche Truppen des Bezirks halten werde, und ich hatte Lust, dieselben mit anzusehen, da ich die Manövers der Engländer kennen zu lernen wünschte. Mein Wirth begleitete mich daher den andern Morgen auf den Exercierplatz, wo ein Regiment Husaren, das fast aus lauter Deutschen bestand, ein Regiment Jäger, ein Regiment Füsilier und eine Batterie Artillerie aufgestellt waren, von denen ein Theil an die Grenze des Kafferlandes zur Verstärkung abmarschiren sollte. Nach geschehener Musterung defilirte jedes Regiment vor dem Gouverneur vorbei, worauf mehrere Feldmanövers gemacht wurden, die mir aber wegen der Schwerfälligkeit der Bewegungen, die gegen die Leichtigkeit des bei uns eingeführten französischen Exercitiums gar sehr abstachen, nicht besonders gefielen. Die Kleidung des Militairs war sehr verschieden von der der Portugiesen auf Java, denn sie war vorzüglich gut, und der Geräumigkeit halber sehr zweckmäßig. Hatte nun freilich der letztern Eigenschaft halber der Soldat nicht das schmutzige Ansehen, wie in manchen andern Staate, so war doch dadurch sehr viel gewonnen, daß er in dem freien Gebrauche seiner Glieder durchaus nicht gehemmt wurde, was doch am vorzüglichsten zu berücksichtigen ist. Durch die schöne Form geht nicht selten das eigentliche Wesen eines guten Soldaten

verloren, denn wie kann ein solcher eingepreßter, eingeschnürter Mann im Felde die Ausdauer haben, die der haben wird, welcher frei athmen kann? Wird er nicht frühzeitig ermüden, und so eine nachtheilige Entscheidung des Kampfes herbeiführen? Und wie viele werden auf diese Weise nicht der Gesundheit beraubt, so daß man genöthigt ist, die Invalidenhäuser mit Kranken anzufüllen, die sonst dem Staate noch lange Dienste geleistet haben würden. Wie mancher wurde durch die unnatürliche Kleidung sogar des Lichtes seiner Augen beraubt, und so für sein ganzes Leben unbrauchbar gemacht?

Gewiß bleibt es aus gemacht, die bequemste Kleidung ist für Jedermann, und daher auch für den Soldaten die beste und zweckmäßigste, und so dachten auch, wie ich hier sahe, die Engländer. —

Während des Manövers traf ich auch den Lieutenant B. wieder, der mir den Abend vorher so schelmisch entwischt war, und sein plötzliches Verschwinden jetzt damit entschuldigte, daß er eine Landsmännin unter den anwesenden Mädchen getroffen, mit der er sich in einem Nebenzimmer von den vorigen Zeiten unterhalten habe.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ausflug auf das Land. Rosa.

Nach Beendigung der Revue begaben wir uns gemeinschaftlich nach dem gewöhnlichen Weinhaufe, um vielleicht durch neu angekommenen Schiffe Nachrichten aus Europa zu erhalten, von wo aus uns Alles interessant sein mußte, da wir so weit von unserm Vaterlande entfernt waren. Jedoch hörten wir weiter nichts, als daß die Franzosen einige Festungen an die Verbündeten hätten abtreten müssen, was aber anwesende französische Kaufleute heftig bestritten, indem sie bei ihrem Nationalstolze behaupteten, daß die französische Nation groß genug wäre, um sich diesem Gewaltstreiche widersetzen zu können.

Sie konnten es durchaus nicht vertragen, daß der Glanz des französischen Staates, den Napoleon demselben

verschafft hatte, auf einmal so erleichen sollte. Wir mußten über den Eifer, womit sie die Unwahrheit dieser Nachricht zu beweisen suchten, lächeln und ließen sie bei ihrem Glauben, dennoch aber würden wir die geschwägigen Franzosen sobald noch nicht los geworden sein, wenn nicht unser Freund J. in das Zimmer getreten wäre, und uns von ihnen befreit hätte. Er freute sich recht sehr, seine vormaligen Gäste anzutreffen, und that uns den Vorschlag, mit ihm eine Landparthie zu einem seiner Freunde, welcher 3 Stunden von der Stadt entfernt wohnte, zu unternehmen. Sowohl B. als ich nahmen diesen Antrag mit Freuden an, und schon nach einer halben Stunde machten wir uns auf den Weg, da J. seinen Wagen vor das Gasthaus bestellt hatte. Eine große Menge Wagen, von denen jeder mit 10 — 12 Ochsen bespannt war, welche Getraide geladen hatten, das zur damaligen Zeit in einem hohen Preise stand, begegneten uns.

Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir von J., daß er noch keine so große Theurung auf dem Cap erlebt habe, als es jetzt der Fall sei, da nach dem Berliner Scheffel gerechnet, der Waizen 3 Rthlr., das Korn 2 Rthlr., die Gerste 2½ und der Hafer einen Rthlr. galt, Preise, die in unserm Vaterlande für sehr niedrig angesehen werden.

Wir kamen an mehreren Ländereien vorbei, wo wir mit 6 Ochsen pflügen sahen, welche zusammen an einen Pflug gespannt waren, der wie in England von außerordentlicher Größe war, und mit seiner breiten Schaar die Erde in tiefen Furchen durchschnitt. Zugleich trafen wir mehrere Wohnungen der Hottentotten an, die aber einen

erbärmlichen Anblick gewährten, und so niedrig waren, daß man durch den Eingang kriechen mußte. Die häßlichsten weiblichen Gesichter kamen hier zum Vorschein, und ich fand, daß das schöne Geschlecht nicht in allen Gegenden diesen Namen verdient. Noch auffallender wurde diese Häßlichkeit durch den Schmutz, wodurch die Frauen vorzüglich sich auszeichneten. Ekel erregend war es, wenn man sie vor ihren Hütten mit ihren bloßen Brüsten sitzen sahe, die ihnen bis an die Knie herabhingen.

Gar sehr kontrastirten mit den elenden Hütten der Hottentotten die prachtvollen Meiereien, welche von Europäern erbaut waren, und um welche herum zahlreiche Schaaf- und Rinderheerden weideten. Die Bewohner waren mit einem schlichten reinlichen Anzuge nach Art der holländischen Landleute bekleidet, und zeichneten sich durch ihre Gastfreundschaft ganz vorzüglich aus.

Die ganze Gegend, welche wir passirten, war übrigens so reizend, und so trefflich angebaut, daß sie einem Paradiese glich, und den Wunsch in mir erregte, meine ganze Lebenszeit hier zubringen zu können.

Endlich kamen wir am Ziele unserer Reise, einem niedlichen Hause an, vor dessen Thüre uns der Eigenthümer mit freundlichem Gesichte empfing, und uns mit einer Herzhaftigkeit die Hand drückte, daß uns das Wasser in die Augen trat.

Es war ein großer starker Mann, von einer herkuleschen Gestalt, wie mir nur wenig Menschen auf meinem Lebensgange begegnet sind, jedoch mußte er seine Kraft

nicht kennen, da er uns durch seinen Händedruck nicht so wehe gethan haben würde. Das hast Du brav gemacht, sagte er, sich zu B. wendend, daß Du Dich einmal meiner erbarmtest und Abwechslung in mein einförmiges Leben brachtest, indem Du Deinen alten Freund durch Deinen Besuch erfreuest. Vorzüglich aber danke ich Dir herzlich, daß Du diese Herren dazu vermochtest, einem alten Manne durch ihre Gegenwart ein Paar angenehme Stunden zu bereiten.

Nur bedaure ich, fuhr er fort, indem er sich zu uns wandte, daß ich in meiner Einsamkeit nicht im Stande sein werde, Sie so zu vergnügen, als ich es gern wünschte. Doch einmal werden Sie wohl mit einem alten Graukopfe vorlieb nehmen, der es meint, wie er spricht, wenn er Sie herzlich willkommen heißt.

Hierauf führte er uns hinauf in das Zimmer, dessen ganze Einrichtung von dem Geschmacke seines Bewohners zeugte, und entfernte sich auf einen Augenblick, um mit ein Paar Flaschen Wein zurück zu kehren, der, wie er sagte auf seinem Eigenthum erwachsen war.

Bald darauf trat ein weibliches Wesen, einer Hebe ähnlich, mit Früchten und kalten Speisen in das Zimmer, und begrüßte uns mit freundlichen Blicken, eilte dann auf B. den alten Hausfreund zu, und küßte ihm schmeichelnd die Wange, indem sie ihm sanfte Vorwürfe über seine lange Abwesenheit machte. Mir und meinem Freunde wässerte ebenfalls der Mund nach einem Kusse von dem Munde dieses holden Geschöpfes, das wie ein Engel daher schwebte, aber wir mußten leider diesen Genuß bloß in der Ein-

bildung genießen, und uns entschädigen durch den Anblick eines Ideals von weiblicher Schönheit. Man denke sich ein junges Mädchen von 17 Jahren, von schlankem Wuchs mit feurigen schwarzen Augen, blendend weißen Zähnen, rabenschwarzen Locken, welche in üppigen Wellen auf den alabastrernen Nacken sich ergossen, einem fleckenlosen Teint, der Rosen und Lilien beschämte, mit schön gerundeten Armen und niedlichen Händchen, und man kann sich eine Idee von dem reizenden Mädchen machen, das so bescheiden und anspruchslos vor uns stand, nicht kennend die Zauberkraft, die aus ihrem seelenvollen, engelreinen Blicke sprach.

So war also in diesem Hause männliche Kraft und weibliche Schönheit vereint anzutreffen, in einem Grade, wie man diese beiden Himmelsgaben nur selten findet.

Mein Freund B. war vermöge seiner großen Reizbarkeit von dem Zaubermädchen noch mehr ergriffen, als ich, denn er war auf einmal stumm wie ein Fisch, so sehr hatte die Macht der Schönheit ihn besiegt, ich aber, in dessen Brust der Blick aus eines schönen Mädchens Auge zwar ebenfalls leicht zündete, wurde nicht so sehr gelähmt, daß ich die Sprache verloren hätte, denn ich erinnere mich gar wohl, daß ich den Alten glücklich pries, eine so reizende Tochter zu besitzen, die ihn als Hebe zum Jupiter machte.

Ganzt erröthete bei diesen Worten das holde Kind und schlug schüchtern das verwundende Auge nieder; der Alte aber erzählte mir jetzt, daß Rosa, so hieß das Mädchen, eigentlich nicht seine Tochter sei, da der Himmel seine Ehe nicht mit Kindern gesegnet habe. Er hatte, um die süßen Vaterfreuden zu kosten, sie als zartes Kind in sein Haus

aufgenommen, in welchem die Knospe so schön und herrlich sich entfaltete. Vor einigen Jahren hatte der Tod das Band seiner glücklichen Ehe zerrissen, und nun lebte er nur allein seiner geliebten Pflgetochter, welche mit kindlicher Sorgfalt seinem leisesten Wunsche zuvorzukommen suchte, und so die welkenden Blüthen seines Lebens wieder erfrischte. Sa, meine Rosa, sagte er, indem er sie in seine Arme schloß, das ist mein Alles auf der Erde, ohne sie wäre mir das Leben einsam und freudenleer.

Das gute Kind erstickte die ferneren Lobeserhebungen des zärtlichen Vaters, welche eine hohe Röthe auf ihre Wangen hauchten, durch schmeichelnde Liebkosungen. B. war gänzlich in ihren Anblick versunken und saß da, wie im tiefen Traume, aus welchem ihn erst des Alten freundliches Mahnen zum Trinken weckte.

Beim Genuß des edlen Trank's, der seinem Erbauer Ehre machte, entspann sich bald eine fröhliche Unterhaltung, wobei auch B. lebendiger wurde, und seinen gebildeten Geist zeigte, der eben so wie seine Gestalt auf ein zartes Frauenherz des Eindruckes nicht verfehlen konnte. Auch Rosa blickte, wie ich bemerkte, mit Wohlgefallen auf den schönen Jüngling, als er ihr von seinem Vaterlande erzählte, und der geliebten Eltern und Geschwister gedachte, die er auf des Königs Ruf habe verlassen müssen. So lustig und aufgereimt aber B. sonst war, und so gut er durch seine heitere Laune zu unterhalten wußte, so erlaubte er sich doch heute keinen Scherz, weil er diese Sprache in der Nähe Rosa's, seiner Besiegerin, für profan halten mochte.

Bald hatte sich unsere Gruppe so geordnet, daß Beide eine eigene Unterhaltung anspannen, und mir blieb nichts übrig, als mich an die beiden Männer anzuschließen, und über das alltägliche Leben zu schwätzen. Endlich begann der Alte, den ich von nun an K. nennen will, zu seiner Tochter: Höre liebe Rosa, ich dachte du nimmst nun einmal deine Guittarre zur Hand, wahrscheinlich sind die Herrn auch Freunde der Musik. Als wir beide um einen so herrlichen Genuß baten, ging Rosa zwar schüchtern, aber entfernt von jener Ziererei, die so Vielen eigen ist, nach ihrem Instrument, und griff dann mit ihren zarten Fingern in die Saiten, die voll und harmonisch unter ihrem Schlage ertönten, wodurch sie deutlich zeigte, daß sie bekannt war im Reiche der Töne. Als sie nun aber vollends ihre Silberstimme erhob, um des Instrumentes sanftes Rauschen zu begleiten, da wurden wir mächtig ergriffen. Solch eine Zartheit der Stimme, solch einen Ausbruch, in welchen sie das Gefühl ihres Herzens zu legen wußte, hatte ich selten gefunden. Bei ihr war der Gesang, was er sein soll, musikalische Sprache des Gefühls. Hierin sowohl, als in der Wahl der Stücke, welche sie mit so vieler Wahrheit vortrug, zeigte sich aber, was in ihrem Herzen vorging. An allem ward es mir deutlich, daß ihr der junge Husarenoffizier nicht gleichgültig war, und daß ich richtig gesehen hatte, wird der Erfolg bald beweisen.

Herzlich freute sie sich, als auf die Bitte unsres Freundes B., ihr Pflegenvater ihr die Erlaubniß gab, einige Tage in der Kapstadt zubringen, und zwar heute noch mit uns die Reise dorthin antreten zu dürfen. Sie fiel ihm um den Hals, und dankte ihm innig für seine

Güte, weil er ihr so gern Freude zu machen suchte. Ach! rief sie aus, wie freue ich mich, mein gutes Lincen (die Schwägerin von B.) bald umarmen zu können, die ich so lange nicht gesehen habe. Mit fröhlichen Blicken hüpfte sie nun zum Zimmer hinaus, um ihre nöthigen Sachen zusammen zu packen, und kam bald darauf in Amazonentracht zurück, die ihrer Engelsgestalt einen neuen Reiz verlieh.

Es war schon etwas spät, als wir von unserm freundlichen Wirth Abschied nahmen, welcher der guten Rosa ziemlich schwer wurde, da sie mit ganzer Liebe an ihrem Pflegevater hing.

Mehrere dunkle Wolken stiegen am fernen Horizonte auf, welche uns bestimmten, die Pferde zur möglichsten Schnelligkeit zu mahnen. Aber wir waren noch nicht weit gefahren, als der Wind sich erhob, und schwere Regenwolken über den ganzen Himmel sich verbreiteten, die sich in Strömen auf uns ergossen. B. und ich hatten, von dem heitern Himmel bei unsrer Abfahrt aus der Kapstadt verleitet, uns mit keinem Schutze gegen üble Witterung versorgt, und sahen nun ein, wie gut es sei, beim schönsten Sonnenschein den Mantel mitzunehmen.

Wir hatten nichts, als unsere leichte Militairkleidung auf dem Leibe, und wurden daher bis auf die Haut durchnäßt, so daß wir wirklich des Bedauerns werth waren, womit uns die mitleidige Rosa und der barmherzige B. betrachteten. Um uns aber als Soldaten keine Blöße zu geben, scherzten wir über unsere Lage, obgleich wir im Herzen das ganze Wetter verwünschten. Zum größten Unglück aber ergoß sich von den herumliegenden Bergen

eine solche Fluth Wassers in unser Thal herab, daß in kurzer Zeit der ganze Fahrweg einem See glich, und der Kutscher anhalten mußte, aus Besorgniß, in Graben zu fahren, über welche zwar hölzerne Brücken führten, die man aber bei dem angeschwollenen Wasser nicht mehr sehen konnte. Daß der Regen bald nachlassen würde, daran war nicht zu denken, denn der Himmel machte ein gar finsternes Gesicht, abwarten also konnten wir mitten in dieser Sündfluth nicht, bis am hellen Himmel das Gnadenzeichen erscheinen würde, sondern mußten das Aeußerste wagen, welches darin bestand, daß ich mit meinem Freunde B. aus dem Wagen sprang und in dem Wasser herum wadete, um die Stellen zu sondiren. Nasser als wir schon waren, konnten wir nicht leicht werden, deshalb war der Entschluß, den wir gefaßt hatten, eben so heroisch nicht, und brachte uns doch glücklich aus der erwünschten Lage. Bis an die Kniee standen wir im Wasser, und marschirten eine Zeitlang in demselben herum, bis wir die Brücke endlich entdeckten. Angefeuert wurden wir bei unserer Arbeit vorzüglich durch die ängstliche Sorgsamkeit Rosa's, die nur ihre Stimme erhob, um uns zu bedauern. Stolz auf dieses Glück wadeten wir schnell vorwärts, und stellten uns an beiden Seiten der entdeckten Brücke auf, um so als Signaltonnen zu dienen. Auf diese Weise passirte der Wagen glücklich die gefährlichen Stellen, worauf wir unsere Plätze wieder einnahmen, um auszuruhen auf den Lorbeeren, welche uns Rosa wegen unserer Heldenthat streute; vorzüglich ruhte ihr schönes Auge mittheilend auf B., der ihr mit seinen Blicken öfters begegnete, und hierdurch ihre Wangen röthete. Beide waren dann verlegen,

und gaben auf diese Weise zu erkennen, daß sie gegenseitig für einander fühlten, denn das ist das Zeichen der jungen Liebe, daß sie sich schüchtern zu verbergen sucht, und doch dem geliebten Gegenstande sich so gern kund geben möchte, weshalb sie aber immer zum Verräther an sich wird, da das ungeübteste Auge den innern Kampf bald entdeckt, und die Gefühle des Herzens durchschaut, mehr als es zu einer andern Zeit geschehen kann, wo ein kälteres Blut größere Aufmerksamkeit auf sich selbst gestattet.

Da meine Wohnung nicht weit vom Eingange der Stadt war, so stieg ich mit B. daselbst ab, jedoch wurden wir von Z. eingeladen, so bald wir unsere Kleider gewechselt haben würden, bei ihm zu erscheinen, um bei einer Bowle Punsch die ausgestandenen Strapazen zu vergessen, welches wir auch gern zusagten. B. schickte sogleich nach seiner Wohnung, die nicht weit von der Stadt entfernt war, um sich trockene Kleidungsstücke kommen zu lassen. Unfre Toilette raubte uns keine lange Zeit, und mein Freund hatte sich vielleicht in seinem Leben noch nicht so schnell angezogen, als heute, um sobald als möglich bei der Königin seines Herzens zu sein, denn das war sie, nach dem Geständnisse, welches er von seinem Gefühle machte. Er gerieth in Ekstase, wenn er von ihr redete, und seine Sprache war, wie die Sprache aller Verliebten, ganz poetisch geworden, so daß ich, wenn das so fortging in meinem Freunde bald einen vollkommenen Dichter zu sehen hoffen konnte.

Nein, rief er einmal über das andere aus, das Mädchen ist ein Engel, und seitdem mein Auge sie gesehen, komme ich mir wie ein Bruchstück vor, dem die schönere Ergänzung fehlt. Ich fühle es, daß sie allein mich be-

glücken kann, und ohne sie zu leben, dünkt mir schon jetzt des Lebens höchste Marter. Ho, ho! junger Freund, rief ich ihm zu, nur nicht so rasch, lassen Sie Ihr Gefühl nicht die Oberhand gewinnen über die Vernunft, die wohl ein Wort gegen die heftige Leidenschaft sagen darf, die so schnell in Ihrem Herzen Wurzel faßte; wollten Sie ihre Stimme nicht hören, so würden Sie einem Blinden gleichen, der hartnäckig den Führer zurückweist, und dem Abgrunde entgegen eilt. Die Vernunft ist unsres Geistes Licht, folgen Sie demselben, und Sie werden sich vor später Reue sichern. Was glauben Sie denn durch Ihre Liebe zu gewinnen? Ein unruhiges Herz werden Sie mit nach Indien bringen, das Ihnen alle Lebensfreuden verbittern wird, denn daß wir bald das Kap verlassen müssen, ist Ihnen doch eben so gut bekannt als mir; vielleicht sind es nur noch wenig Tage, die uns hier vergönnt sind, um dann auf immer von Afrika Abschied zu nehmen. Seien Sie ein Mann und suchen Sie eine Leidenschaft zu bekämpfen, die Ihnen nur Sorgen bringen kann. Glauben Sie denn, daß K. seine geliebte Tochter, welche das Glück seines Lebens ausmacht, einem Manne geben wird, der nach einem andern Welttheile segelt, um sie hienieden vielleicht nie wieder zu sehen?

Nichts ist aber schwerer als einem Verliebten so gleich zur Vernunft zu bringen, und so war es auch hier, denn B. antwortete auf meine Vorstellungen nichts als: um Gottes willen Freund, sein Sie ruhig, und rauben Sie mir meinen Himmel nicht. Ich that ihm daher seinen Willen und schwieg, um zu einer gelegenen Zeit das angesagene Thema durchzuführen, da mir sein Glück am Herzen lag. Kommen Sie, rief er mir zu, unser Freund wird auf

uns warten. Richtiger hätte er vielleicht gesagt, ich kann es nicht mehr erwarten.

Wir hatten unsere Staats-Uniform angelegt, die wirklich schön zu nennen war, und die man wahrscheinlich deshalb so reich mit Gold geziert hatte, um den Bewohnern Indiens einen blauen Dunst vorzumachen, und gegen ihre Beherrscher Respect einzulösen. In dieser Kleidung sah das gemeinste Gesicht wie etwas Rechtes aus, weshalb sie der Adonisgestalt meines Freundes einen neuen Reiz verlieh.

Als wir bei Z. ankamen, war Alles über unsere Ankunft erfreut, und sogleich mußten wir an der Tafel Platz nehmen, um uns durch eine kräftige Mahlzeit von den Strapazen zu erholen.

Da bei Z. die lobenswerthe Sitte herrschte, daß die Damen zum Dessert die Herren durch einen Kuß erfreuten, so war dieß auch heute der Fall. Die Hausfrau und deren Schwester erfüllten unsere Bitte ohne Umstände, als aber die Reihe an Rosa kommen sollte, welche sich vom Tische an das Fenster begeben hatte, so bemerkte ich bei derselben eine große Verlegenheit, da sie vielleicht außer ihren alten Pflegevater noch keine männliche Person geküßt hatte; ich ging daher auf sie zu, und machte ihr nur eine Verbeugung, ohne einen Kuß zu verlangen, aber dieß ließ Z. der auf diese Weise vielleicht auch zu kurz zu kommen glaubte, nicht zu, und rief der Schüchternen zu: Nein liebe Rosa, so undankbar wirst Du doch nicht sein, den Herren einen Kuß zu versagen, da sie für Dich ihr Leben wagten. Dieses half, denn sogleich reichte sie mir nun ihren Rosenmund, um mir die Belohnung dafür zu zollen.

Man kam die Reihe an B., aber jetzt hätten wir beinahe Alle laut auslachen müssen. Er stand da, so schüchtern, als habe er in seinem Leben noch nicht geküßt, und Rosa's Wangen glühten purpurroth. Es dauerte lange, ehe er es wagte, sie zu umfassen, aber endlich umschlang er sie so fest, als wollte er sie ewig in seinen Armen halten, und auch bei Rosa bemerkten wir in diesem Augenblicke die Wirkung des schönsten aller Gefühlen. Aber zugleich sahe ich jetzt die Schwester der Hausfrau erbleichen, und mit wankenden Schritten nach der Thüre gehen.

Niemand als ich schien diese Veränderung an ihr bemerkt zu haben, weshalb ich ihr nacheilte, um ihr bei einem etwaigen Krankheitszufalle hülfreiche Hand zu leisten, denn daß der Kuß, den B. auf Rosa's Lippen drückte, die Ursache daran war, stellte ich mir in dem ersten Augenblicke nicht vor. Ich folgte ihr in das Nebenzimmer, wo sie sich mit thränenden Augen auf das Sopha warf, und nicht zu bemerken schien, daß ich ihr gefolgt war. Ich setzte mich neben ihr nieder und fragte sie theilnehmend, was ihr fehle, aber mit wehmüthigem Gesicht sah sie mich an, und mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes sagte sie: Ach mir ist so wehe, — das Grab allein stillt meinen Schmerz. Wortreich findet man den Leidenden nie, deshalb preßte sie in diese wenigen Worte ihr ganzes Gefühl zusammen, und nun ward es mir klar, daß sie an einer Krankheit litt, die kein Arzt zu heilen vermag, und die schon so manche blühende Jungfrau und manchen lebensfrohen Jüngling in das frühe Grab getragen hat. Sie sah, daß sie hoffnungslos liebte, für ein gefühlvolles Herz, wahrscheinlich der nagendste Kummer.

Ich war überzeugt, daß ich recht geschlossen hatte, drang daher auf keine weitere Erklärung, und bat sie nur solchen düstern Gedanken nicht ferner nachzuhängen, da sie so mit Gewalt den Genuß des Lebens sich raube. Sie bedeckte ihr Gesicht und weinte, und ich merkte, daß es besser sei, sie in diesem Zustande allein zu lassen, weshalb ich mich wieder zu der Gesellschaft zurück begab, mit dem Gedanken beschäftigt, was doch die Liebe für Unheil auf Erden anzurichten vermag, so daß ich mir fest vornahm, mich nie zu vertraut mit ihr zu machen, um nicht das Bittere derselben zu empfinden.

Die frühere Schüchternheit, welche B. von Rosa bisher zurück gehalten hatte, wich, als die Bowle dampfte, und bald waren Beide so vertraut mit einander, als hätten sie sich Jahre lang schon gekannt, und vergaßen sich so sehr, daß sie öffentlich zeigten, wie heiß sie sich einander liebten.

An B. bemerkte ich, daß ihm dieser Ausgang nicht angenehm war, und wahrscheinlich mochte er es jetzt bereuen, durch die Aufforderung zum Kusse den glimmenden Funken der Liebe in dem Herzen der beiden Leute zur Flamme angezündet zu haben. Seine Unterhaltung ging von nun an dahin, seinen Fehler wieder gut zu machen, und das Feuer wo möglich zu löschen. Er erzählte von Personen, die durch die Liebe grenzenlos elend geworden waren, weil sie ohne Überlegung gehandelt, und eine Verbindung geschlossen hatten, auf welcher nicht der Segen ihrer Eltern ruhte. Er suchte Alles hervor, um Rosa aufmerksam zu machen, und sie zum Nachdenken über sich selbst zu bringen. Doch bei Verliebten ist die Stimme der Vernunft eine Stimme

in der Wüste, denn sie hören dieselbe entweder gar nicht, da sie mit anderen Dingen beschäftigt sind, oder hören sie sie, so achten sie nicht darauf, da ihre erhitzte Einbildungskraft ein ganz anderes Gemälde von ihrem Zustande entwirft, als die kalte Vernunft denselben schildert.

Erst spät, aber für B. und Rosa vielleicht noch viel zu früh, dachte ich daran, daß es Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben, und ermahnte meinen Freund, zu bedenken, daß unser Weg für heute der weiteste sei. Ich nahm daher meinem Huth, um der Gesellschaft eine angenehme Nacht zu wünschen, und mich in Begleitung des verliebten B. nach Hause zu begeben; aber dieß gab B. nicht zu, wir mußten heute wenigstens die Nacht über in seinem Hause zubringen. Ehe wir aber Abschied nahmen, um uns nach unserm frühern Schlafzimmer zu begeben, wurde verabredet, den andern Morgen in pleno noch eine Wasserparthie nach unserm Schiffe zu unternehmen, worauf wir uns alle herzlich freuten.

Als wir in unserm Zimmer angekommen waren, suchte ich das schon einmal angesponnene Gespräch über B's. Liebe fortzusetzen, da ich gemerkt hatte, daß seine Leidenschaft immer heftiger und so die Gefahr immer größer wurde. Halten Sie mich wohl, redete ich ihn an, für Ihren Freund? Wie kommen Sie zu dieser Frage, erwiderte er mir, verwundert. Soll ich Ihnen denn noch einmal wiederholen, was ich Ihnen schon so oft gestanden, daß Sie mein ganzes Vertrauen besitzen? Nun, so werden Sie mir nicht zürnen, fuhr ich fort, wenn ich mit Ihnen nochmals über einen Gegenstand sprechen werde,

der Ihre Ruhe betrifft. Ich fühle zwar im Voraus, daß es keine angenehme Unterhaltung für Sie sein wird, aber dieß darf mich, als Ihren Freund, nicht abhalten, meinen gut gemeinten Rath Ihnen mitzutheilen, denn in der bittersten Arznei liegt oft die stärkste Kraft, dem Kranken zu seiner Gesundheit zu verhelfen.

Auch Sie lieber Freund sind krank, denn die Ruhe Ihres Herzens ist in eine stürmische Bewegung übergegangen, die eine heftige Leidenschaft erregt. Schon einmal suchte ich Sie heute zu überreden, der Stimme der Vernunft Gehör zu geben, und nicht blind einem Gefühle zu folgen, daß Ihnen nur Kummer bringen muß. Ihre Liebe zu Rosa, welche Ihr ganzes Herz verdient, ist von edler Art, davon bin ich fest überzeugt, aber sagen Sie mir, welche Hoffnung können Sie haben, sie je die Ihre zu nennen, da Ihnen nicht erlaubt werden wird, eine Frau nach Indien mitnehmen zu dürfen und wäre dieß auch der Fall, so würde sich K., wie ich Ihnen heute schon einmal vorstellte, gewiß nicht dazu verstehen, sich von seiner geliebten Tochter auf immer zu trennen. Und wollten Sie Ihren Abschied verlangen, um von dem Gnadenbrode Ihres Schwiegervaters zu leben, wenn er auf diese Weise Ihren Wünschen Gehör gäbe, wer sollte die 2000 fl. bezahlen, welche Sie dem Staate bisher auf dieser langen Reise kosteten?

Sie sehen daher, lieber Freund, daß Ihnen auf jede Weise Hindernisse in den Weg treten, und es würde unbesonnen von Ihnen sein, mit Gewalt etwas erringen zu wollen, was Ihnen das Schicksal versagt.

Bei diesen Worten seufzte B. tief, und ich erkannte, daß er die Wahrheit meiner Gründe fühlte, ich benutzte daher diesen Augenblick seiner innern Überzeugung, um ihm den freundschaftlichen Rath zu geben, der drohenden Gefahr sich dadurch zu entziehen, daß er den Entschluß faßte, Rosa nicht wieder zu sehen, sich gleich den andern Morgen früh nach seiner ländlichen Wohnung zu begeben, und nicht eher wieder in dieses Haus zu kommen, bis Rosa zu ihrem Pflegevater zurückgekehrt sei.

Ich fühlte selbst, daß ich hiermit etwas Großes von ihm verlangte, aber es war das einzige Mittel, ihn zu heilen, und überdies ist ja dem Menschen Alles möglich, was er nur ernstlich will, wenn er es auch durch schweren Kampf erringt. Und einen solchen hatte mein armer Freund zu bestehen, wie es bei seinem tiefen Gefühl nicht anders zu erwarten war. Thränen benetzten seine Wangen, und mit einem Tone, der mir tief zu Herzen drang, rief er aus: Ach, Sie haben mir den Himmel geraubt, und meine Glückseligkeit vernichtet. Hätten Sie mich doch nur noch eine kurze Zeit träumen lassen den schönsten Traum meines Lebens! Ach Gott! ich Rosa verlassen, die ich kaum gefunden, die meiner Brust ein Gefühl einhauchte, das ich noch nicht kannte? Nein, es ist nicht möglich, entweder mit ihr leben oder sterben.

Diese Sprache hatte ich wohl erwartet, da sie ein Verliebter in diesem Falle nicht anders führen konnte, und ließ mich daher nicht abhalten, das angefangene Werk fortzusetzen, und den ganzen Vorrath

meiner Beredsamkeit anzuwenden, um zu dem erwünschten Resultate zu gelangen.

Endlich versank er in ein tiefes Nachdenken, und rief mir dann, wie aus einem schweren Traume erwachend mit gedämpfter Stimme zu: Ja, ich will gegen mein eigenes Herz wüthen, ich will mir eine Wunde schlagen, die nie vernarben wird, um zu verbluten in der Blüthe meines Lebens. Ich will Rosa entsagen, aber noch einmal muß ich sie sehen, die meinem Herzen ewig theuer bleiben wird, um Abschied von ihr zu nehmen, und dann mein unglückliches Leben in fremdem Lande zu vertrauern.

Ich rieth ihm, nicht von neuem einer Versuchung sich auszuliefern, welcher er nicht widerstehen würde, fügte aber anscheinend kalt hinzu, thun Sie übrigens was Sie wollen, denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Mit diesen Worten entkleidete ich mich, um mich zur Ruhe zu begeben. B. hatte auf meine letzte Aeußerung nichts erwiedert, und war ganz stumm geworden, denn er hatte jetzt einen innern Kampf zu bestehen, der ihm keine Aeußerung gestattete. Nach einer langen Zeit ging er schweigend und mit verschlungenen Armen im Zimmer auf und ab, seufzte zuweilen, und legte sich dann zu Bette. Da ich einige Male in der Nacht aufwachte, vielleicht ebenfalls in Folge meines aufgeregten Gemüths, so bemerkte ich stets an den unruhigen Bewegungen B's., daß kein wohlthätiger Schlummer ihn erquickte, da der Kampf zwischen Liebe und Pflicht in seinem Herzen wogte, vor welchem Morpheus schüchtern flieht.

Die Thurmuhre schlug eben fünf, als ein Geräusch mich weckte, und ich B. reisefertig im Zimmer stehen sah. Mit bleicher Wange und mattem Blick trat er vor mein Bett, und reichte mir zitternd die Hand mit den Worten: Leben Sie wohl! — mein Entschluß ist gefaßt, ich will Rosa nicht wieder sehen. Doch versagen Sie mir die Bitte nicht, ihr in meinem Namen ein herzliches Lebewohl zu sagen, und ihr zu versichern, daß ihr Glück mein innigster Wunsch sei. Thränen erstickten hier seine Stimme, aber bald ermannte er sich wieder und fuhr fort: Wenn Rosa heute auf unserm Schiffe gewesen ist, so kehre ich nach demselben zurück, um es vor unserer Abreise nicht wieder zu verlassen. Denn ich mag das Land nicht mehr betreten, wo ich meine Ruhe verlor, wo mir des Lebens Mai so bald verblühte. Zugleich entschuldigen Sie mein plötzliches Verschwinden bei der Familie B. und sagen Sie Allen ein herzliches Lebewohl. Ich lobte seinen heroischen Entschluß, der ihm und Rosa Segen bringen werde, ermunterte ihn, sein Schicksal männlich zu ertragen, und versprach, seinen Auftrag zu erfüllen. Hierauf drückte er mir noch einmal heftig die Hand; eine Thräne zitterte in seinem Auge, die er aber vor mir zu verbergen suchte, und schnell verließ er das Zimmer.

Sechszwanzigstes Capitel.

F o r t s e t z u n g.

Ich bemitleidete den Armen, in dessen Innern es jetzt düster aussehen mußte, bedauerte aber auch die arme Rosa, deren Schlummer jetzt vielleicht ein süßer Traum umschwebte, von dem Glücke, daß sie an meines Freundes Seite hoffen mochte, und die bei ihrem Erwachen erfahren sollte, daß ihre Hoffnungen in der Blüthe verwelkten; aber ich war fest überzeugt, daß es zu Beider Heile diene, wenn so bald als möglich die Bande sich lösten, welche die Liebe um sie geschlungen hatte.

Um so mehr konnte ich mich aber in die Lage der beiden Liebenden versetzen, als ich selbst vor einiger Zeit die Regungen der Liebe empfunden hatte, und ebenfalls genöthigt worden war, die Stimme meines Herzens zum Schweigen zu bringen. Jetzt war ich, so sehr ich auch damals das Bittere der Trennung von Betty erfahren hatte, ganz ruhig geworden, und glaubte zuversichtlich, daß

die Wunde, welche Amors Pfeil in meines Freundes und in Rosa's Herzen verursacht hatte, ebenfalls in kurzer Zeit vernarben würde, vorzüglich da ihre Bekanntschaft so neu war.

Doch war ich zweifelhaft, wie ich dem guten Mädchen den Wehrmuthsbecher reichen, ob sie ihn mit einem Zuge, oder nach und nach erst leeren sollte.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, kleidete ich mich an, und ging, ohne der Familie erst noch meinen Morgengruß zu bringen, nach meiner Wohnung, um meine Kleider zu wechseln, und dann zurückzukehren.

Die ganze Familie war bei meiner Rückkehr schon beim Frühstück versammelt, und ein froher Gruß tönte mir bei meinem Eintritt ins Zimmer entgegen, aber allgemein wunderte man sich, daß ich allein, und nicht in Begleitung meines Freundes erschien. Ich nahm meine Zuflucht zu einer Nothlüge und erzählte, daß B. schon ganz früh durch ein Billet zu seinem Major beschieden worden sei, der ebenfalls am Lande wohne, weshalb ich ihn begleitet und bei dieser Gelegenheit in meiner Wohnung zugleich meine Kleider gewechselt habe. Als ich aber bemerkte, daß wir nun wahrscheinlich ohne B. die Fahrt nach dem Schiffe antreten müßten, so war diese Nachricht allen unangenehm, da sich mein Freund überall beliebt zu machen wußte, vorzüglich aber zeigte Rosa durch ihr plötzliches Erblichen, daß nun die Hauptperson für sie fehlen, und die ganze Fahrt ihr nun wenig Freude machen würde. Sie sah mich zuweilen bedenklich an, als ob sie Zweifel in die Wahrheit meiner Worte setzte, und wurde immer einsilbi-

ger. Ueberhaupt ging das Frühstück ziemlich still vorüber, denn auch B. schien nicht so gut gelaunt zu sein, wie gewöhnlich, und mir war ebenfalls die Brust beklommen.

Als sich die Damen auf einige Zeit aus dem Zimmer entfernten, so benutzte ich diese Gelegenheit, B. die eigentliche Ursache zu entdecken, warum B. nicht mit mir erschienen sei, und dieser gestand mir in seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, daß ich ganz in seinem Geiste gehandelt habe, da er das Glück meines Freundes und Rosa's, welches durch einen längern Umgang untergraben werden mußte, so sehnlich wünsche.

Schon gestern Abend sagte er, bemerkte ich bei beiden die innigste Zuneigung, und ich faßte daher den Entschluß, Rosa baldigst zu ihrem Pflegevater zurück zu bringen, um sie vor einer Gefahr zu sichern, in die ihre schnelle Liebe sie stürzen konnte. Mit innerer Behmuth sah ich, wie sie sich oft verstohlen die Hände drückten, und sich durch die Sprache ihrer Augen die Gefühle ihres Herzens mittheilten, da ich wußte, daß dieses Glück nicht lange dauern konnte. Denn ich glaube behaupten zu können, daß K. seine geliebte Tochter nie einem Manne geben wird, den seine Bestimmung nach einem fernen Lande ruft, da er wünscht, seine Tage in ihrer Nähe zu beschließen. Wäre freilich Rosa meine Tochter, dann sollte sie mit unserm braven B. glücklich sein, dessen edler Charakter durch seine heldenmüthige Entsagung in das vortheilhafteste Licht tritt; ich würde ihm durch Erstattung der bisherigen Unkosten bei der Regierung seinen Abschied bewirken, und ihm zur Entschädigung für den Ruhm, den er auf seiner Laufbahn

sich erwerben kann, mit der Hand seiner Geliebten beglücken. Diese Aeußerung war der deutlichste Beweis von seiner freundschaftlichen Gesinnung gegen B., deren derselbe auch werth war.

Unterdessen traten die Damen wieder ins Zimmer, und verhinderten die weitere Fortsetzung unsres Gespräches. Uebrigens war auch die Zeit erschienen, die wir zur Abfahrt nach dem Schiffe bestimmt hatten, und so machten wir uns denn auf den Weg nach dem Strande, wo unser Boot schon in Bereitschaft lag. Wir stiegen ein, und kamen in kurzer Zeit auf dem Schiffe an. 3's. vormalige Gäste, die beiden Seeoffiziere, standen eben auf dem Verdecke und kamen uns, nachdem sie uns erkannt hatten, bis an die hölzerne Treppe, welche zum bequemen Aufsteigen bei Linienschiffen gebräuchlich ist, und bis in das Wasser herabhängt, entgegen. Alle Offiziere versammelten sich aus Neugierde auf dem Verdecke, da Damenbesuch auf dem Schiffe so selten war. Aller Augen waren auf Rosa gerichtet, die mit ängstlicher Unruhe umher blickte und jemanden zu suchen schien, da sie glauben mochte, der geliebte B. sei vielleicht schon früher nach dem Schiffe abgefahren, um sie hier zu überraschen, aber vergebens, nur fremde Gesichter begegneten ihren Blicken, so daß sie immer verlegener wurde.

Nachdem wir im Speisesaale einige Erfrischungen eingenommen hatten, führte ich meine Freunde in dem Schiffe herum, und Alle waren erstaunt über die innere Einrichtung eines Linienschiffes, das eben so viel Bewohner, als manches Städtchen faßte. Hierauf begaben wir uns in den

Speisesaal zurück, wo sich das ganze Offizierpersonale versammelt hatte. Unter ihnen befand sich ein junger fein gebildeter Mann Namens L., der als Unterinspecteur bei der Administration unsers Bataillons angestellt war, welcher es sich vorzüglich angelegen sein ließ, die Bekanntschaft der Fremden zu machen, was ihm auch bei seinem feinen Betragen nicht schwer fiel, so daß ihm B. seine Wohnung anbot, wenn er an das Land kommen sollte.

Schon in Alkmar hatte ich ihn kennen gelernt und auf der Reise bei seiner angenehmen lehrreichen Unterhaltung viel Geist in ihm entdeckt. Er stand in besonderer Gunst bei dem Colonel Bojons, der ihn zum Beweise seiner Achtung mit in seine Kajüte aufgenommen hatte. Da er zugleich die Schlüssel zu dem Wein- und Liqueurvorrathe desselben besaß, so benutzte er die Freiheit, welche ihm der Colonel gewährt hatte, davon Gebrauch zu machen, um unsere Gäste mit den feinsten Getränken zu bewirthen, welches mir und meinen beiden Kameraden sehr gelegen kam, da wir sie aus unsern Mitteln auf diese Weise nicht hätten bedienen können. Hierauf begaben wir uns wieder auf das Verdeck zurück, von wo aus wir in der Gegend des Tafelberges Vorboten des Sturmes heranziehen sahen, der dem Anscheine nach gar nicht lange mehr unterwegs sein konnte. Es zeigt sich nämlich bei einem bevorstehenden Sturme oben über dem Berge ein kleines Wölkchen, welches die Schiffer das Ochsenauge nennen. Dieses breitet sich allmählig aus, bis es den ganzen Berg umzieht, wovon die Schiffsleute sagen: die Tafel wird gedeckt. Hierauf entsteht gewöhnlich ein solcher Sturm, daß die Schif-

se nicht See zu halten vermögen, sondern einen Hafen suchen. Deshalb beschlossen wir der Damen halber, vor deren schwachen Nerven uns bangte, nach dem Lande zurückzukehren, aber sie selbst gaben dieß nicht zu, indem sie Muth und Stärke genug zu haben meinten, einen Sturm auf dem Schiffe auszuhalten.

Unterdessen wurde durch das Läuten einer Glocke das Zeichen zum Mittagsmahle gegeben, das durch angenehme Unterhaltungen gewürzt wurde.

Es dauerte nicht lange, so bemerkte man an der Bewegung des Schiffes, daß das Meer bald in eine unruhige Bewegung versetzt werden würde, und ich fürchtete schon die üblen Folgen, die dieß bei unsern Gästen hervorbringen würde. Was ich muthmaßte, traf ein, denn wir waren noch nicht vom Tische aufgestanden, als die Damen über Schwindel klagten. Ich fand es daher für die höchste Zeit, für eine Ruhestätte zu sorgen, und da die große Kajüte des Kapitäns vom Schiffe, der am Lande wohnte, ledig war, so bat ich den Obrist Groot, der an seiner Statt das Commando übernommen hatte, um die Erlaubniß, die Damen hineinführen zu dürfen, welches derselbe auch mit Vergnügen bewilligte. Nachdem sie einige Zeit auf den in diesem Behältniß rund herum angebrachten Stromanen geruht hatten, fühlten sie sich etwas wohler, nur meinten sie, daß sie nicht Lust hätten, irgend einmal wieder Sturm auf einem Schiffe abzuwarten, da sie wohl einsähen, daß sie zu Schiff sleuten verdorben wären.

Diesen Tag wieder an das Land zurück zu fahren, war unmöglich, da des Windes halber, der immer heftiger wur-

de, und die Meereswellen bis zum ersten Verdeck schleuderte, kein Boot ausgelegt werden konnte, ohne die größte Gefahr zu laufen. Wir mußten uns daher sammt und sonders entschließen, die Nacht auf dem Schiffe zuzubringen, welches aber vorzüglich den Damen sehr unangenehm war, die sich meistens sehr unglücklich befinden, wenn sie genöthigt werden, an einem Orte zu übernachten, wo sie ihrer liebsten Morgenbeschäftigung, der Toilette nicht nachhängen können. Aber was war zu machen, Noth lehrt besorgen, und zugleich sich in das Schicksal fügen; sie mochten jammern, wie sie wollten, wir konnten ihnen nicht helfen, und wären wir noch zehn Mal galanter gegen die Damen gewesen, als es der Fall war.

Da sie übrigens sahen, daß es nicht anders war, so machten sie endlich eine gute Miene zum bösen Spiel. Bei dieser Gelegenheit hatte der Unterinspektor Z. Gelegenheit, sich gegen B. gefällig zu bezeigen, indem er ihm den Antrag machte, die Nacht über bei ihm in der Kajüte des Colonel Bojons zuzubringen, welches dieser auch mit Freuden annahm. Unsere Damen blieben die ganze Zeit über in dem ihnen angewiesenen Behältniß, ob wir gleich in sie drangen, sich ein Stündchen auf das obere Verdeck zu begeben, da in den untern Räumen die Seekrankheit weit fühlbarer ist, als in den obern. Die Frau unseres Bataillonsschuhmachers leistete ihnen während der Nacht ihre Dienste, wofür sie von B. am andern Morgen, reichlich belohnt wurde.

Bis nach Mitternacht hielt die Heftigkeit des Sturmes an, dann aber verminderte er sich, und gegen 6 Uhr Mor-

gens war seine Wuth abgekühlt, worauf in Osten glanzvoll und heiter die Sonne hinter den hohen Gebirgen hervorbrach und sich beugelte in dem klaren ruhigen Wälferspiegel.

Mein erstes Geschäft war, mich nach unsern Patienten zu erkundigen, und ich erfuhr zu meiner Freude, daß sie alle drei noch in tiefem Schlafe lägen, aber wahrscheinlich neu gestärkt ihr Lager verlassen würden, da bei Verminderung des Sturmes auch das Uebelbefinden derselben völlig aufgehört habe.

Erst um 9 Uhr schlossen die Schläferinnen die holden Auglein auf, und waren wieder gesund und flink auf den Beinen, nur waren die Rosen ihrer Wangen etwas bleicher, als gewöhnlich.

Nach einem kräftigen Frühstück, wodurch der geschwächte Magen unserer Damen gestärkt wurde, wurde die Rückfahrt nach der Stadt angetreten. Das ganze Offiziercorps nahm von Z. und dessen Angehörigen herzlichen Abschied, und da die beiden Seeoffiziere, die Z's. Gäste gewesen waren, eben Dienstgeschäfte hatten, so übernahm es L., uns nach dem Lande zu begleiten.

Eine freudige Uiberraschung gewährte es uns, als wir bei unserer Zurückkunft Rosa's Pflegerater antrafen, dem es in seiner Wohnung zu einsam vorgekommen war, und der daher die aufgesucht hatte, an die seine väterliche Liebe so fest ihn kettete. Rosa, das Naturkind, warf sich sogleich an seinen Hals, und küßte ihn so herzlich, als sei sie lange Zeit von ihm getrennt gewesen. Daß ihr Be-

tragen nicht Verstellung, sondern reine Herzensergießung war, davon war ich fest überzeugt, doch mochte wohl auch das Gefühl gegen B. an dieser Bärtlichkeit gegen den Alten einigen Antheil haben. Sie wußte, daß von ihm ihr Schicksal abhing, daß es in seiner Macht stand, sie glücklich zu machen, durch die Erhörung eines Wunsches, an dessen Erfüllung sie wohl nicht ganz zweifeln mochte, und schmeichelte ihm daher vielleicht mehr, als es unter andern Umständen geschehen sein würde, da sie so kurze Zeit ihn erst verlassen hatte.

Da L. mit dem Colonel Bojons zu sprechen wünschte, so begleitete ich denselben auf seinem Wege dahin, begab mich dann nach dem gewöhnlichen Versammlungshause, wo mir der Seekapitain F., der Vater Betty's mit einem herzlichen Willkommen entgegen kam, und mir tausend Grüße von seiner Tochter überbrachte, so daß mir die Erinnerung an das herrliche Mädchen die vernarbte Wunde wieder etwas aufriß.

Sch erkundigte mich mit Enthusiasmus nach ihrem Befinden, und erfuhr zu meiner innigsten Freude, daß sie sich ganz wohl befände, und oft von mir erzählt habe.

Er hatte sich etwa 8 Tage lang bei ihr in Falso Bay aufgehalten, und hatte nun seine alten Freunde auf der Capstadt noch einmal besuchen wollen, da wie er mir sagte, der Admiral den Befehl gegeben habe, innerhalb 8 Tagen die Anker zu lichten, und nach Indien abzufahren, wenn auch der General-Gouverneur in dieser Zeit noch nicht von Rio Janeiro angekommen sein sollte, da unser Aufenthalt

auf dem Cap schon 6 Wochen gewährt hatte, und die Ruyter immer vergebens erwartet worden war.

So ungern ich nun auch die freundliche Capstadt und ihre gutmüthigen Bewohner verließ, so war es mir doch lieb, nun bald an den Ort unserer Bestimmung zu kommen, und mein erster Gedanke war, meinem Freund B. diese Nachricht zu überbringen, die ihm in seiner Lage und bei seinem Vorsatze nicht anders als angenehm sein konnte. Ich suchte ihn daher, nachdem ich mich T. empfohlen hatte, in seiner Wohnung auf, und fand ihn mit dem Einpacken seiner Sachen beschäftigt. Mit bleichem Gesicht kam er auf mich zu, lächelte mir aber freundlich entgegen, doch war dieses Lächeln, wie ich bemerken konnte, nur ein Sonnenblick durch die düstern Wolken, denn deutlich waren die Spuren eines innern Kampfes zu bemerken. Nun, rief er aus, indem er meine Hand drückte, ich halte Wort, in einer Stunde bin ich auf dem Schiffe, um nie wieder hierher zurückzukehren.

Die Nachricht von unserer baldigen Abreise war ihm angenehm; er trug mir noch viele Grüße an alle Freunde auf, vermied es aber den Namen Rosa zu nennen, die er mit keinem Worte erwähnte, woraus ich die Festigkeit seines Entschlusses erkannte. Ich bat ihn hierauf, auf den im Schiffe niedergelegten Wein einige Aufmerksamkeit zu richten, damit er nicht wieder unter fremde Hände gerathen möchte, die den lusternen Mund auf meine Rechnung befriedigten, und nahm dann Abschied von ihm, um bald auf eine längere Zeit mit ihm vereinigt zu sein.

Nachdem ich wieder zu B. zurückgekehrt war, wurde

ich von demselben herzlich gebeten, doch meine Wohnung wieder bei ihm zu nehmen, da er gehört hatte, daß unser Aufenthalt nicht lange mehr auf dem Cap dauern würde und er diese kurze Zeit mit mir zu verleben wünschte.

Ich nahm diese Einladung gern an, vorzüglich da E. den Tag vorher verreist war, und erst in einigen Tagen wieder zurückkehrte.

Was mir auffiel, war die traurige Miene des alten K., der bei meiner Entfernung so heiter gewesen war, doch wollte ich nicht nach der Ursache fragen, bis mir endlich B. selbst Aufschluß darüber gab. K. hatte nämlich nach dem Lieutenant B. gefragt, und sich gewundert daß er ihm noch nicht zu Gesicht gekommen sei, worauf er denn erfahren, was meine Leser schon wissen. Mit einer Stimme, die den innern Kampf verrieth, wendete er sich jetzt an mich, und rühmte meinen edlen Freund, der einen so schweren Sieg über sich errungen habe, doch bemerkte er, daß eben dieser Edelmuth ihn bestimmen könne, so viel als möglich anzuwenden, das Glück desselben zu begründen; zugleich aber liege Rosa ihm so nah an seinem Herzen, um ihrem Wohle nicht Alles aufzuopfern. Ja, sagte er, ich kann für meine Tochter sterben, und würde es mit Freuden thun, wenn ich sie dadurch glücklich machen könnte, aber ob sie es ganz werden würde, durch die Verbindung mit B., ein so edler Mann er auch sein mag, davon kann ich mich nicht überzeugen, da sie ihr Vaterland, und Alles, was ihr bisher lieb und theuer war, zum Opfer bringen müßte, um ihrem Gatten in einen andern Welttheil zu fol-

gen, wo vielleicht tausend Gefahren sie umringten. Dieser Gedanke macht mir bange, und würde mich bestimmen, meine Tochter nie einem Manne zu geben, dessen Verhältnisse ihm nicht ein ruhiges Leben in seinem Vaterlande gestatten. Doch, setzte er seufzend hinzu, will ich Rosa's Herz auch nicht dadurch verwunden, daß ich als strenger Vater ihr entgegen trete, wenn sie, wie ich erfahren, für Ihren Freund Gefühle hegt, die so schwer zu bekämpfen sind, vorzüglich für ein zartes weibliches Herz, das tiefer fühlt und tiefer leidet. Der Gedanke, daß ich die Ursache ihres stillen Grammes wäre, würde selbst Kummer und Sorge über mich bringen und meine letzten Tage mir verbittern. Daher richte ich mich mit der innigsten Bitte an Sie, das Herz meines Kindes zu erforschen, und zu sehen, ob die Liebe gegen ihren Freund schon tiefere Wurzeln in ihrem fühlenden Herzen geschlagen hat, als die Liebe zu ihrem alten Vater, der sorgsam für ihr Glück sich müht. Sollte es leider das Erstere sein, nun dann bin ich zu Allem bereit; dann will ich gern ihre treue Pflege missen, bei der ich mich jetzt so glücklich fühle, um einsam meine wenigen Lebenstage zu beschließen. Bei diesen Worten schwieg er, tief ergriffen, mir aber zeigte sich hierin der edle brave Mann, für den ich ihn gleich beim ersten Anblicke gehalten hatte. Ich fühlte aber auch, daß es sein Herz sehr betrüben würde, wenn es Rosa möglich sein könnte, meinem Freunde den Vorrang in ihrem Herzen einzuräumen, weshalb es mein fester Entschluß war, die aufkeimende Liebe Rosas durch alle mögliche Gründe zu bekämpfen, und versprach A. im Voraus, daß er seine Tochter nicht ver-

lieren werde, da ich überzeugt sei, die treue Liebe zu ihrem Vater, die sich auf Dankbarkeit gründe, werde gewiß den Sieg davon tragen, und eine Neigung unterdrücken, die nicht zugleich sein Glück befördern könne.

Unterdessen war die Mittagszeit herangekommen, wir wurden zu Tische gerufen, und unsere Unterredung hatte ein Ende. Der armen Rosa, an deren Seite man mir meinen Platz anwies, sah man es immer deutlicher an, daß ein innerer Kummer an ihrem Herzen nagte. Sie war so niedergeschlagen und einsilbig, daß es mir nicht gelang, eine Unterhaltung mit ihr anzuspinnen, so sehr ich mich auch darum bemühte. Da ich aber beschlossen hatte, den Auftrag ihres Pflegevaters noch heute zu erfüllen, und sie nicht länger in Ungewißheit zu lassen, aus welchem Grunde B. so plötzlich verschwunden war, so flüsterte ich ihr zu, daß ich nach Tische einige Worte allein mit ihr zu sprechen wünschte, worauf sie mich mit einem Blicke ansah, in welchem Hoffnung und Furcht sich mahlte, und mir zunickte, zum Zeichen, daß sie mich erwarte. Schon färbte sich röthlicher die gebleichte Wange, und ungeduldig, wie es schien, wünschte sie die Mahlzeit geendigt, da wohl kein anderer Gedanke in ihr sich regen konnte, als von dem Geliebten ihres Herzens zu hören.

Armes Mädchen, dachte ich bei mir selbst, könnte ich doch der Ueberbringer einer fröhlichen Botschaft für Dich sein, um Dein gutes Herz nicht zu verwunden! Was Du von mir hören wirst, muß Vermuth in den Becher deines Lebens träufeln. Doch Gewißheit ist immer besser als

der marternde Zustand zwischen Furcht und Hoffnung, der nur abspannt, und die Kraft zum Handeln lähmt, und deshalb eilte ich, sobald die Mahlzeit geendet war, und Rosa sich auf ihr Zimmer begeben hatte, meinem Herzen vor ihr Luft zu machen, aber zugleich auch dem ihrigen den letzten Schimmer von Hoffnung zu rauben, um so ihre Genesung desto eher herbei zu führen. Voll Ungeduld erwartete sie mich und kam mir bei meinem Eintritt in ihr Zimmer hastig mit den Worten entgegen: Sagen Sie mir schnell, was vorgefallen ist; gewiß hat ein Unglück ihn betroffen, verhehlen Sie mir nichts, ich bin auf Alles gefaßt. Aus dieser Aeußerung ging hervor, daß sie noch nichts ahnete, was für eine Nachricht sie vernehmen sollte, und daß sie nur glauben mochte, eine Krankheit habe B. vielleicht verhindert, sie durch seine Gegenwart zu erfreuen. Ach, hätte ich ihr nur dieses zu entdecken gehabt, sie würde es schon längst erfahren haben, aber schrecklicher noch mußte das Wort in ihren Ohren klingen, das ich ihr zu sagen hatte. Beruhigen Sie sich, liebe Rosa, rief ich ihr zu, Ihre Furcht ist ungegründet, mein Freund, in dessen Angelegenheiten ich mit Ihnen zu sprechen wünsche, befindet sich wohl, und läßt Sie durch mich herzlich grüßen, mit der Versicherung, daß es seinem Herzen stets zur größten Freude gereichen wird, wenn er Ihr Glück im fernen Indien vernimmt, wohin uns bald das Schicksal ruft. Da Sie aber Alles von mir wissen wollen, so darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß es wahrscheinlich der Abschiedsgruß ist, den Sie jetzt von ihm erhalten. Bei diesen Worten erblaßte die Arme, ich aber fuhr fort: daß er nicht persönlich kam, Ihnen denselben zu bringen, verbot

ihm sein Herz, das gewiß hierbei verwundet worden wäre. Er hat mir gestanden, daß er Sie liebe, und in der Vereinigung mit Ihnen das größte Glück seines Lebens finden würde, wenn nicht feindselige Verhältnisse dieß unmöglich machten. Ich war Zeuge seines Kampfes mit sich selbst, aber auch des Sieges, den er über sein Herz errang; er wußte daß seine Liebe Sie nicht beglücken könne, und hat daher beschlossen, Ihre Ruhe nicht zu stören durch sein längeres Verweilen. Noch einmal versichere ich Sie daher in seinem Namen seiner innigsten Freundschaft. Hestig war sie bei dieser Nachricht bewegt, und ein Thränenstrom floß über ihre Wangen; sie wollte sprechen, aber der innere Schmerz erstickte ihre Worte. Als ich den Aufruhr in ihren Herzen bemerkte, nahm ich Gelegenheit, von ihrem edlen Pflegevater zu sprechen, an welchem sie mit ganzer Liebe hing, indem ich ihr erzählte, daß er bereits um ihre Neigung wisse, und tief traure bei dem Gedanken, an eine mögliche Trennung von ihr, wenn sie entfernt von ihm glücklich zu werden glaube, da er versichert habe, in diesem Falle ihr kein Hinderniß entgegen zu setzen, daß aber dann der Baum seines Lebens schnell sich entblättern werde. Er habe B. ebenfalls als einen braven Mann kennen und seines edlen Entschlusses halber achten gelernt, so daß er sein eigenes Glück opfern und ihrer Verbindung mit ihm nicht entgegen sein wolle, wenn sie nicht genug Seelenstärke besitzen sollte, sich selbst zu überwinden.

Antworten Sie mir nun, liebe Rosa, sagte ich zu ihr, ob Sie wohl ihren guten Vater verlassen könnten, um

B. in einen andern Erdtheil zu folgen, wo Sie vielleicht nie wieder von der geliebten Heimath und von Allem, was Ihnen hier theuer war, hören werden? Denn Alles soll von Ihrem Willen, von der Stimme Ihres Herzens abhängen, wie mir Ihr Herr Vater heilig versichert hat. Daß war die Saite, die ich treffen mußte, um sie zu dem festen Entschlusse zu bewegen, ihren Wohlthäter nie zu verlassen, und kein Opfer zu scheuen, wodurch sein Glück und seine Ruhe erhalten werden könne, die ihr theurer war, als ihr eigenes Leben. Nein, rief sie mit gedämpfter Stimme, mein guter Vater erkenne seine Rosa nicht, ich bleibe in seiner Nähe, bis der Tod uns scheidet.

Schluchzend übertrug sie mir hierauf den Scheidegruß an meinen Freund, den sie nur zu ihrem Schmerze hatte kennen lernen, wünschte ihm das höchste Erdenglück, und sich ein freundschaftliches Andenken in seiner Brust, wie sie selbst seiner mit Liebe gedenken und Gott um Segen für ihn ansehn werde.

So war denn nun mein schweres Geschäft geendigt, und durch ein erwünschtes Resultat belohnt; das Glück und die Ruhe eines liebevollen Vaters war gesichert, und eine Neigung in den Herzen zweier edlen Menschen bekämpft, welcher späte Reue gefolgt sein würde.

Raum hatte Rosa ihren heldenmüthigen Entschluß vor mir ausgesprochen, als ihr Vater in Begleitung seines Freundes J. in das Zimmer trat, um sich selbst von den Gefühlen seiner Rosa zu überzeugen.

Schnell eilte ihm diese entgegen, und warf sich weinend an seine Brust, mit den Worten: ach mein guter Vater! Thränen standen dem Alten in den Augen, als er seine weinende Tochter in den Armen hielt, und sie drückte, als fürchte er sie zu verlieren. Ich machte der stummen Scene ein Ende, indem ich ihm versicherte, daß nichts die Liebe Rosa's zu ihrem Vater zu überwiegen vermöge. Mein gutes Kind, begann er hierauf zu seiner Tochter, ich erfuhr Deine Neigung zu einem edlen Manne, und würde mich herzlich gefreut haben, Dein Glück durch seine Hand zu begründen, wenn ich nicht voraus gesehen hätte, daß Dein Herz so manches Bittere hierbei empfinden würde. Auch der brave B. fühlt es, daß es besser sei, eine Leidenschaft zu bekämpfen, die er einst bereuen würde, wenn ihn das Schicksal nöthigen sollte, Dich manchen Gefahren preis zu geben, die mit seinem Stande verbunden sind. In jedem andern Falle würde er mir ein willkommenener Schwiegersohn gewesen sein, denn er verdient meine ganze Achtung. Jetzt aber, ich gestehe es frei, würde es mein Herz mit tiefem Kummer erfüllt haben, wenn ihr beide nicht der Stimme der Vernunft, sondern einer blinden Leidenschaft gefolgt wäret. Gewiß hat es B. erwogen, daß ein junger Offizier, wenn die Bande der Ehe ihn fesseln, nur ein halber Soldat ist, dessen Eifer bei Ausübung der militairischen Pflichten erkaltet, und da er seinem Vaterlande unverbrüchliche Treue schwur, so hat er lieber sein Herz verwundet, um nicht diese zu verletzen. Ja, Vater, rief Rosa begeistert aus, ich fühle es, Sie sind der treueste Freund meines Herzens, nur in Ihrer Nähe blüht mein Glück! — Den edlen B. an meiner Seite

nicht glücklich zu sehen, würde alle Lebensfreuden mir vergiften. — Ja es sei, ich will vergessen, was das Schicksal mir versagt.

Hieran erkenne ich meine liebe Tochter, erwiderte K., die mit kindlichem Gemüthe sich Gottes Schickung fügt. Aber morgen, gute Rosa, wollen wir in unsere ländliche Wohnung zurückzukehren, wohin uns Linchen begleiten wird. Hier wirst Du Deine vorige Ruhe eher wieder erhalten, als in dem Geräusche der Stadt. Dieß hatte er aus Rosa's Seele gesprochen, da sie an dem Orte, wo die Liebe ihrem Herzen eine so tiefe Wunde geschlagen hatte, unmöglich Freuden finden konnte; durch Thränen lächelte sie daher ihrem Vater ihre Zufriedenheit mit diesem Entschlusse zu, ich aber bedauerte von Herzen die baldige Trennung von ihr, da ich ihr mit warmer Freundschaft ergeben war.

Wir begaben uns deshalb wieder in das Familienzimmer hinunter, aber an eine heitre Unterhaltung war nicht zu denken, da wir alle wehmüthig gestimmt waren. Obgleich Rosa den schwersten Kampf überstanden zu haben schien, so konnte man es doch in ihrem Gesichte lesen, was in ihrem Innern noch immer vorgehen mußte, doch war zu erwarten, daß die Zeit ihre Herzenswunde eher heilen würde, als bei Linna, welche der Schmerz zu verzehren schien, da sie hoffnungslos liebte. Das war also Amors Werk, blühende Wangen hatte er gebleicht, und heitre Lebenslust in trübe Schwermuth verwandelt. Das war in meinen Augen kein Empfehlungsbrief für den losen Knaben, der aber trotz seiner Tücke überall Eingang findet,

da er, der Blinde, die Augen der Menschen zu blenden vermag, daß sie die Opfer nicht sehen, die ihm fallen.

Da schlug B. zur Zerstreuung einen Spaziergang nach dem Weinberge eines seiner Freunde vor, der sich an der Seite des Löwenberges befand. Gern willigten wir ein, und traten sogleich unsere Wanderung an.

Mehrere der dortigen Einwohner behaupten, daß der Berg, nach dem wir unsere Schritte lenkten, seinen Namen von den vielen Löwen habe, die sich in früherer Zeit daselbst aufgehalten haben sollen, andere hingegen versichern, daß seine Gestalt von der Seeseite betrachtet, Aehnlichkeit mit einem ruhenden Löwen besitze, wozu aber meines Erachtens eine lebhafte Einbildungskraft gehört. Nur an dem untern Theile des Berges sind Weinpflanzungen befindlich, die sich durch ein vortreffliches Gewächs auszeichnen. Die Menge von Weinbergshäusern, die zum Theil sehr schön gebaut sind, geben dem Berge ein schönes freundliches Ansehen, auf dessen Rücken man übrigens weder Baum noch Buschwerk erblickt; jedoch soll der Botaniker manches seltene Kraut auf diesem nackten Felsen finden.

Wir wurden bei unserer Ankunft in den Weinbergen von dem Besitzer desselben, der die Herbstzeit über mit seiner Familie daselbst wohnte, herzlich empfangen, mit herrlichen Früchten und einigen Flaschen des köstlichen Trankes bewirthet, der in dieser Gegend erwuchs.

Die Aussicht von dem Berge herab war überaus reizend, so daß wir alle heiter gestimmt wurden, durch den herrlichen Anblick, der unserm Auge sich darbot, und Rosa

und Linna von der Schönheit der Natur zu empfinden, die in üppiger Fülle uns ergözte. Mit trüben Blicken sahen sie unverwandt nach unserm Schiffe, das sie sogleich an der Flagge erkannten, da noch zwei englische Schiffe vor Anker lagen. An wen konnten sie hierbei anders denken, als an B., der jetzt darauf weilte, und vielleicht denselben Schmerz empfand, den sie selbst fühlen mochten. Ich wollte sie in ihren schwermüthigen Betrachtungen nicht stören, bis endlich die vertrauliche Annäherung der beiden allerliebsten Kinderchen unseres Gastfreundes sie aus ihren Gedanken weckten, und durch ihr freundliches Lächeln die Wolken von ihrer Stirn entfernten, so daß sie sich selbst durch kleine Spiele mit ihnen belustigten. So waren also diese Kinder stärker als wir, da wir die ganze Zeit über nicht vermocht hatten, eine heitere Stimmung bei ihnen hervorzubringen.

Unterdessen war der Abend herbeigekommen, und wir wollten eben den Rückweg antreten, als am Fuße des Weinberges, an welchem die Fahrstraße nach der Stadt sich vorbeizog, ein schöner mit zwei weißen Hengsten bespannter Wagen vorfuhr, der unserm gastfreien Wirthes gehörte, welcher es durchaus nicht zugab, daß wir den Weg noch einmal zu Fuße machen sollten.

Mit Dank nahmen wir sein freundschaftliches Anerbieten an, und vollendeten den Rückweg geschwinder, als den Herweg.

Bei unserer Zurückkunft erfuhr ich, daß der Adjutant N. nach mir gefragt habe, weshalb ich mich sogleich selbst in seine Wohnung begab. Ich fand ihn mit dem Einpaß-

ten seiner Habseligkeiten beschäftigt und erfuhr, daß wir in zwei Tagen unter Segel gehen würden, doch sollte ich nach dem Befehle des Colonel Bojons schon den folgenden Morgen die Capstadt verlassen, um mich nach dem Schiffe zu begeben. So sehr ich auch auf unsere baldige Abreise vorbereitet war, so kam mir doch jetzt diese Nachricht äußerst unerwartet, da ich wenigstens gern noch ein Paar Tage am Lande verweilt haben würde. Ich gestehe es, daß ich auf einmal ganz kleinlaut darüber wurde, so daß mich N. mit der plötzlichen Veränderung aufzog und meinte, daß mein Herz über diese Botschaft nicht viel Freude zu haben scheine, da es wahrscheinlich an Ketten liege, die man nicht so gern zerbreche. War es nun aber auch nicht die Liebe, die mich nach N's. Meinung fesselte, so erschwerte mir doch der Gedanke an die edlen Menschenfreunde, die ich hier gefunden, und die ich vielleicht in meinem Leben nicht wieder sehen würde, den Abschied.

Ach, es ist wahr, mit innigem Vergnügen, aber auch mit innerer Behmuth denke ich immer noch an das schöne Land zurück, wo mir es so wohl ging, und wo ich so biedre Herzen fand, die ich in meinem Vaterlande vergebens suchen würde, wo man in dem edlen Streben wetteiferte, das Gebot der Liebe in seinem ganzen Umfange zu erfüllen, was aus der hohen Achtung der Einwohner gegen die Religion hervorging, welche von den Geistlichen der Capstadt rein und kraftvoll vorgetragen wurde, nicht aber in einem mystischen Gewande oder in polemischen Ausdrücken, wodurch der Sache der Religion mehr Schaden als Nutzen erwächst, da hierdurch der Sektengeist erwacht, der das Band der Liebe

die alle Herzen verbinden soll, trennt, und einen Dünkel erzeugt, der Andersdenkende verachtet, wie man es jetzt in mancher Gegend unsers Vaterlandes findet.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, es zugleich als ein erfreuliches Zeichen der Zeit auf der Südspitze von Afrika zu rühmen, daß die Kirchen, in denen Gottes Wort klar und rein vorgetragen wurde, seit längerer Zeit nicht mehr mit Ketten umgeben waren, wie es früher statt gefunden hatte. Man hatte es gefühlt, daß ein Haus, in dem die Ehre Gottes und die Freiheit wohnen soll, nicht von außen mit dem Zeichen der Sklaverei versehen sein darf, und hatte deshalb einen Zwang aufgehoben, der vorzüglich deshalb lästig erscheinen mußte, weil die Kirchen, wie bei uns, gewöhnlich an den Hauptstraßen angelegt sind, in denen der Verkehr zur Zeit des Gottesdienstes nicht aufgehoben werden kann, wo einem Fremden nicht zuzumuthen ist, das Ende desselben vor den wehrenden Ketten abzuwarten, und dann erst seine Reise fortzusetzen. Möchte man auch in andern Gegenden dieses Zeichen von Aufklärung beherzigen, und nicht mehr durch eiserne Fesseln Andacht erzwingen wollen, die sich überhaupt nicht gebieten läßt.

Wie gefährlich ist nicht diese Versperrung der Straßen bei einer entstehenden Feuersbrunst, wo der rettenden Hand gewehrt wird, so bald als möglich dem Wüthen der Flamme Einhalt zu thun, und das Eigenthum so wie das Leben bedrängter Brüder zu retten. Vielleicht hat das Unglück schon weit sich verbreitet, ehe der Cordonzieher herbei eilt, um die Fesseln zu lösen, welche als Mitttl dienen sollen, die Andacht in den Kirchen zu erhöhen. Ich

für meine Person glaube aber an die Nothwendigkeit solcher Andachtsbeförderungsmittel nicht im geringsten, denn wenn der Geistliche durch seinen Vortrag selbst die Herzen seiner Zuhörer zu fesseln versteht, so werden sich dieselben gewiß durch kein äußeres Geräusch in ihren Betrachtungen stören lassen, und wäre dieses nicht der Fall, so würden Ketten gewiß nicht helfen, da in dem Gebiete des Geistes sich nichts erzwingen läßt. Darauf allein hat man zu sehen, daß zur Zeit des Gottesdienstes kein unnöthiges Geräusch in der Nähe der Kirchen statt findet, aber freilich auf andere Weise, als durch Ketten, welche schon überhaupt etwas Gehässiges an sich haben.

Ich merke aber daß ich mich hierdurch von der Capstadt, in welcher ich nur kurze Zeit noch zu verweilen habe, entferne, und kehre daher schnell wieder zu derselben zurück, um mich nach der erhaltenen Nachricht von meiner baldigen Abreise wieder in meine Wohnung zu verfügen, wo man mir sogleich an meiner traurigen Miene ansah, daß ich nichts Angenehmes erfahren haben konnte. Eine ungeheuchelte Trauer bezeugten Alle, als ich ihnen die nahe Trennung meldete, denn Alle fühlten mit mir, daß wir wahrscheinlich von einander scheiden würden, ohne uns je wieder auf der Lebensreise zu begegnen. Auch in den Augen der schönen Rosa zitterte eine Thräne, die ich wohl zu deuten wußte, und herzlich bat sie ihren Pflegevater, noch die beiden Tage zu verweilen, um das Absegeln unsers Schiffes von dem Tafelberge aus zu beobachten, wo man 12 Meilen weit in die See hineinschauen konnte. Mit Kopfschütteln willigte der Vater ein, weil ihre Bitten Alles

über ihn vermochten. Eine Bowle Punsch wurde aufgetragen, um das traurige Herz freudig zu stimmen, aber keine fröhliche Laune wollte eintreten, so daß wir bald Alle früher, als es gewöhnlich war, die Ruhe suchten. Doch lange Zeit wollte kein Schlaf in meine Augen kommen, unruhig wälzte ich mich auf meinem Lager herum, und tausenderlei Gedanken durchkreuzten meinen Kopf, von denen der erste und der letzte die nahe Scheidestunde war, Ach, dachte ich bei mir selbst, daß sich doch die Menschen hienieden nur finden und lieben, um das Schmerzliche der Trennung zu fühlen. Immer tönt des Glückes Grabgeläut in unser Ohr, bis man selbst zur Gruft uns trägt. Unter solchen und ähnlichen Gedanken schließ ich endlich ein, um erst beim Strahl der Morgensonne zu erwachen, die freundlich durch das Fenster schien. Nur noch einige Minuten waren es also, die mich in dem Kreise edler Freunde bargen, um mich bald noch einige Hundert Meilen weiter vom Vaterlande zu entfernen.

Ach, wie schleicht die Zeit, wünschtest Flügel Du ihr, ach, wie eilt doch die Zeit, wünschtest du länger sie dir, so dachte ich jetzt, als ich mich völlig angekleidet hatte, und von meinem Zimmer Abschied nahm.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Abschied von der Familie J. von Bettn, und von dem Vorgebirge
der guten Hoffnung.

Traurig ging ich zur Familie hinunter und je herzlicher heut mein Morgengruß erwiedert wurde, desto schwerer fiel der Gedanke an den nahen Abschied auf mein Herz. Sechs Wochen lang hatte ich in diesem Hause die ausgezeichnetste Freundschaft genossen, und war immer als ein Mitglied der Familie angesehen worden, so daß ich wirklich sagen konnte, hier meine zweite Heimath gefunden zu haben. Warum sollte ich es daher nicht gestehen, daß mir Thränen in die Augen traten, so oft ich eins der guten Menschen anblickte, bei denen es mir so wohl gegangen war. Wir tranken Alle innig bewegt auf ein freudiges Wiedersehen, wenn nicht hier, doch sicherlich dort, wo nach dem schönen Christenglauben Alles sich vereinen wird,

was hienieden sich gefunden hatte. Man wünschte mir, daß nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung sich ein Land mir zeigen möchte, wo meine kühnsten Hoffnungen sich auflösen würden in freudigen Genuß. Innig gerührt erwiderte ich ihren herzlichen Wunsch, als ein Matrose in das Zimmer trat, um mir anzuzeigen, daß die große Schaluppe am Lande sei, welche die auf dem Lande befindlichen Offiziere innerhalb einer Stunde zu ihrer Abfahrt benutzen könnten, und erbot sich zugleich, meine Sachen mitzunehmen, welche ich ihm auch übergab, mit dem Versprechen, in einer Stunde am Ufer zu sein. J. gab ihm, um mit dadurch seine Freundschaft zu beweisen, eine Flasche Rum mit auf die Reise, welches die beste Laune bei demselben hervorbrachte.

Immer näher rückte indessen die bange Scheidestunde, und immer beklommener ward meine Brust bei dem Schwitzen der Zeit, deren Flug mir noch nie so schnell geschienen hatte, als eben jetzt. Es ist wahr, es bangte mir vor dem Abschiede, vorzüglich deshalb, weil ich bei dieser Gelegenheit gewöhnlich wieder in die Kinderjahre versetzt werde, und die Fassung verliere, doch suchte ich soviel als möglich mich standhaft zu zeigen. Als die verhängnißvolle Stunde schlug, stand ich schnell auf, und mit mir verließen Alle ihre Plätze.

Ich griff nach meinem Hute, und wendete mich mit schwerem Herzen zu dem trauten Freundeskreise, um ihm mein letztes Lebewohl zu sagen. Ich fühlte tief, wie viele schöne Stunden ich in dem schönen Familienzirkel meines Freundes J. verlebt hatte, und wollte aus voller Brust

ihm für die Liebe danken, die mir den Aufenthalt auf dem Cap so äußerst angenehm gemacht hatte, aber die innere Behmuth erstickte meine Stimme.

Nur in abgebrochenen Worten vermochte ich das Gefühl meines Herzens zu schildern, wurde aber vielleicht hierbei besser verstanden, als wenn ich in einer studirten Rede meinen Dank dargebracht hätte. Kein Auge war thränenleer, denn die guten Menschen empfanden mit mir das Bittere der Trennung. Aus einer Umarmung eilte ich in die andere, und nur stumme Gebehrden waren meines Herzens Sprache. Endlich riß ich mich los, zeigte auf mein Herz und stammelte Allen noch mit zitternder Stimme das letzte Lebewohl zu, eilte zur Thüre hinaus und — getrennt war ich von edlen Menschen, die ich seitdem nicht wieder sah, und wahrscheinlich nicht wieder sehen werde, wenn nicht Gottes Hand nach diesem Erdenleben das zerrissene Freundschaftsband von neuem knüpft.

Tief bewegt ging ich nach der Schaluppe, um mich auf derselben nach dem Schiffe zu begeben, das uns morgen weiter tragen sollte, dem fernen Lande unserer Bestimmung zu, aber kein Mensch war noch darinnen zu sehen, weshalb ich am Strande die andern Passagiere zu erwarten beschloß, indem ich meinen trüben Gedanken nachhing, und im Geiste noch einmal eintrat in den trauten Freundeskreis, den ich eben verlassen hatte. Nur einige Minuten stand ich da, als der Bediente des Kapitain F. mir entgegen kam, und mir meldete, daß er von seinem Herrn den Auftrag erhalten habe, mich aufzusuchen, da er vor der Abreise mich noch einmal zu sprechen wünsche.

Unterdeffen kamen einige Offiziere bei der Schaluppe an, welche ich bat, noch eine kurze Zeit die Abfahr zu verzögern, da ich eben noch zu einem Freunde gerufen worden sei. Sie versprachen mir, meine Rückkunft zu erwarten, und so ging ich denn der Wohnung des Kapitains zu, die nicht weit vom Strande entfernt lag. Als ich daselbst angekommen war, klopfte ich an die erste Thür, die mir entgegen stieß, und eine mir wohlbekannte Stimme, die aber keineswegs die des Kapitains war, ruft herein. Wer denkt sich mein Erstaunen, als ich bei meinem Eintritt Betty erblickte, die mir sogleich mit freudigem Gesicht entgegen hüpfte, und mich tausendmal willkommen hieß. Ich war zu überrascht, um gleich Worte finden zu können, meine Freude über das Glück auszusprechen, sie noch einmal in diesem Leben zu sehen, wozu ich alle Hoffnung aufgegeben hatte. Schön und prächtig geschmückt stand sie vor mir, so daß ich eine Juno in ihr zu erblicken wähnte, und die Wunde wieder aufgerissen wurde, die sie früher meinem Herzen geschlagen hatte. Ist es möglich, mein Fräulein, rief ich endlich, sind Sie es wirklich, täuscht mich mein Auge nicht? Da reichte sie mir ihre Schwanenhand, und mit einem Blick, der mir durch die Seele drang, sagte sie: Ach Herr Hauptmann, bin ich Ihnen denn auf einmal so fremd geworden, daß sie sich sogar scheuen, meinen Namen auszusprechen, und mich mit kaltem Tone Fräulein nennen? Gewähren Sie mir die Bitte, bei dem Namen mich zu nennen, unter welchem Sie mich kennen lernten, und beehren Sie mich durch das freundschaftliche Du, das mir

sonst zu Theil ward. Sie sind ja mein größter Wohlthäter, und besitzen als solcher Vaterrechte in meinem Herzen. Sie sind der Schöpfer meines Glücks, wofür ich Ihnen nicht anders zu danken vermag, als dadurch, daß ich Ihnen zeige, wie sehr ich Ihre Güte empfinde. Darum noch einmal, reden Sie mit mir, wie ein Vater mit seinem Kinde spricht. Ihre Bitte war mir Befehl, und ich erwiderte ihr mit bewegtem Herzen: Nun Du willst es so liebe Betty, und so nehme ich denn mit Freuden die Auszeichnung an, womit Du in diesem Augenblicke mich belohnest. Ich will Dich betrachten, als meine geliebte Tochter, da das Schicksal Vaterfreuden mir versagte, und mich selig fühlen bei dem Gedanken, so nahe mit Dir verwandt zu sein; doch hohe Wonne würde es in meine Tage weben, wenn ich Zeuge sein könnte von Deinem fernern Glück, das der Herr Dir sicherlich bereiten wird, aber das Schicksal ruft, und ich muß gehorchen, weit führt es mich weg von Dir nach einem andern Erdtheile, wo nur mein Geist zu Dir sich nahen kann, der öfters in dem schönen Lande weilen wird, wo Dich mein Auge sah und mein Herz Dich lieben lernte. Vielleicht seh ich Dich in diesem Leben zum letzten Male, und mir bleibt keine andere Hoffnung, als jenseits in glücklichen Landen Dich wieder zu finden, wo unser Leben nicht mehr sein wird eine Kette von Verlusten und Trennungen.

Bei diesen Worten weinte das tief fühlende Mädchen Thränen der innigsten Rührung, und indem sie niederkniete, ergriff sie meine Hand, und bat um meinen väterlichen Segen.

Innig ergriffen legte ich meine Rechte auf ihr Haupt mit den Worten: Der Herr sei mit Dir geliebte Tochter, auf allen Deinen Wegen, sein Vaterauge wache über Dein Glück, daß keine feindliche Macht Dir Deinen Frieden raube!

Mehr konnte ich nicht sprechen, zu wehmüthig war mein Herz gestimmt, ich hob sie auf, und drückte sie fest an meine Brust, mit der Bitte, meiner immer in Liebe zu gedenken.

In diesem Augenblicke erschien ihr Vater aus dem Nebenzimmer, der Zeuge unserer Unterredung gewesen war; mit Thränen in den Augen schloß er uns Beide in seine Arme, indem auch er mich den Schöpfer seines Glücks nannte.

Doch meine Feder ist zu schwach, eine Szene zu schildern, die nicht beschrieben, sondern nur gefühlt werden kann. Schmerz und Freude fühlten auf einmal unsere Herzen, und unser Mund verstummte; denn wo das Herz spricht, muß die Lippe schweigen. Endlich begann F.: Auf Bettys sehnliches Verlangen, Ihnen noch ein Lebewohl, und nochmals ihren Dank zu sagen, habe ich dieselbe gestern aus der Falsche Bay mit mir genommen, und heute noch, sobald sie die Familie B. noch einmal besucht haben wird, wollen wir unsern Rückweg wieder dahin antreten. Morgen werde ich sie dann verlassen, um sie bei meiner Rückreise mit mir nach Europa zu führen.

Unterdessen hatte Betty ihr Bureau geöffnet, und überreichte mir daraus eine seidene Briestafche, auf welche sie ein Vergiftmeinnicht mit ihrem Namenszuge gestickt hatte,

mit den Worten: Nehmen sie dieses Wenige als ein Andenken von mir an, und erfüllen Sie die Bitte Ihrer Betty, in Ihrem Herzen ein Blümchen für mich erblühen zu lassen, wie ich Ihnen hier es weihe. Hierauf drückte sie mir noch einmal die Hand, empfahl mich dem Schutze des Höchsten, und entfernte sich schnell in das Nebenzimmer, um nicht wieder zu kehren.

Nun edler Freund sagte hierauf F. so leben Sie denn wohl, in Indien sehen wir uns wieder!

Innig bewegt verließ ich ihn, und begab mich nach der Schaluppe, welche nach meiner Ankunft sogleich vom Lande stieß.

Den ersten, welchen ich von meinen Freunden erblickte, als wir am Schiffe angekommen waren, war B., dessen bleiches Gesicht mir verkündete, daß die Ruhe noch nicht bei ihm eingekehrt war.

Er freute sich herzlich, als ich ankam, da er wußte, daß ich ihn verstand, und er also vor mir seinem Herzen Luft machen konnte. Immer ist es ja ein Trost für einen Leidenden wenn er einen Freund findet, der seinen Kummer kennt, und dem er anvertrauen kann, was ihn drückt, denn getheilter Schmerz ist halber Schmerz, so wie getheilte Freude doppelte Freude ist.

Nun, Gott sei Dank, lieber Freund, rief er mir zu, daß Sie hier sind, ich habe Sie mit Ungeduld erwartet, glauben Sie, daß eine große Leere war in meinem Herzen, die Sie nur wieder auszufüllen vermögen. Ich fühle es jetzt lebhaft, was ein wahrer Freund

für ein großer Schatz ist, und diesen habe ich ja in ihnen gefunden. In diesem Augenblicke schmerzte es mich wirklich tief, daß ich gerade seinem Herzen eine Wunde hatte schlagen müssen, die gewiß sobald nicht heilte, aber der Gedanke, daß es zu seinem Frieden dienen würde, beruhigte mich wieder. Ich entledigte mich vor ihm meines Auftrages und brachte ihm tausend Grüße aus der Capstadt mit, worüber er sich herzlich freute, doch vermied ich den Namen Rosa zu nennen, dessen auch er nicht erwähnte, 'ob ich gleich an der flüchtigen Röthe, die seine Wangen überzog, merken konnte, daß er mit seinen Gedanken bei ihr war.

Alle Anstalten zur morgenden Abfahrt waren gemacht, und alle auf das Schiff gehörige Personen waren gegenwärtig, bis auf den Admiral und den Commissair General G., die den andern Morgen eintreffen wollten.

Zum ersten Male seit 6 Wochen hielten wir heute wieder vereinigt auf dem Schiffe unser Mittagsmahl, und ein Jeder wußte hierbei etwas zum Besten zu geben, aus seinen Erfahrungen auf der Capstadt. Alle kamen darin überein, daß sie wackere Menschen dort getroffen, und herrliche Stunden unter ihnen verlebt hätten, deren Erinnerung immer als ein freundschaftliches Bild in ihrem Leben glänzen werde. Es wurde tapfer getrunken, und hierbei in Liebe gedacht der edlen Herzen am Lande.

Unter der ganzen Gesellschaft aber war keiner trübsinniger, als mein Freund B., der, wenn auch Alle etwas zu erzählen wußten, stumm blieb, wie ein Fisch, was Allen auffallen mußte, da sie ihn sonst als einen angenehmen Gesellschafter kannten. Man fragte ihn nach der Ursache

seiner Veränderung, worauf er eine Krankheit vorgab, die ihm schon seit einigen Tagen in den Gliedern liege, und ihn unempfindlich gegen Alles mache, so daß er glaube, man werde ihm bald sein Grab bereiten. Allgemein ward er dabei bedauert, und ihm baldige Genesung gewünscht, ich allein aber wußte, wo es bei ihm fehlte, und daß bei seinem tiefen Gefühl die frühere Heiterkeit seiner Seele so bald nicht wiederkehren würde, doch blieb das Geheimniß in meiner Brust verschlossen, weil ich wohl mußte, daß Alle, welche die wahre Liebe nicht kannten, es lächerlich finden würden, daß ein Mann wie B., der sich immer so lebenslustig gezeigt hatte, durch sie in einen Kopfhänger verwandelt werden konnte. Ich suchte ihn nach Tische so viel als möglich zu zerstreuen, und durch mancherlei lustige Erzählungen zu unterhalten, um ihm nicht Zeit zu lassen, seinem Kummer nachzuhängen. Früher als gewöhnlich suchte er sein Lager auf, worin ich für heute seinem Beispiel folgte, da man mir die unangenehme Nachtwache von 12—4 Uhr zugedacht hatte, welche unter dem Namen der Hundewache bekannt ist, und wahrscheinlich deshalb so genannt wird, weil es eben nicht erfreulich ist, aus dem ersten Schlummer, der gewöhnlich der süßeste ist, gestört zu werden. Ich war ziemlich verdrießlich, als man mich aus einem angenehmen Traume weckte, in welchem mich freundliche Bilder aus der Vergangenheit umschwebten, und begab mich in übler Laune auf meinen Posten, auf das obere Verdeck. Zu meiner Freude aber bemerkte ich, daß ich hier in angenehmer Gesellschaft war, denn ich traf die beiden Seeoffiziere, welche bei B. meine Schlafgenossen gewesen waren, so daß freundschaftliche Gespräche die lange

Wacht verkürzten. Bei unserer Unterhaltung kam die Rede auch auf B., in dessen Benehmen Beide, wie sie sagten, nicht mehr klug werden konnten. Auf meine Erwiederung, daß er seit einigen Tagen unwohl sei, bemerkten sie, daß er wahrscheinlich an einer Seelenkrankheit leide, welche ihm die Liebe verursacht habe. Da ich aber meinen Freund vor Spöttereien schützen wollte, so verneinte ich dieß gerade zu, worauf sie aber meinten, daß, wenn ich ihnen auch nichts gestehen wollte, B. selbst an sich zum Verräther geworden sei, da er im Traume von nichts, als von der schönen Rosa spreche, die das ganze Schiff bei ihrem Besuch entzückt habe. Ich scherzte darüber, daß diese Aussage eines Träumenden mehr Gewicht bei ihnen hatte als die eines Wachenden, und ließ sie glauben, was sie wollten.

Gar schnell verstrich indeß bei unserer Unterhaltung die Zeit, und meine Ablösungs-Stunde kam, ehe ich es vermuthete. Da ich keinen Schlaf in den Augen spürte, so beschloß ich den schönen Morgen auf dem Verdecke zuzubringen und das prächtige Schauspiel des Sonnenaufgangs zu genießen, das nirgends anziehender sein kann, als auf dem Meere, durch den herrlichen Refler des glänzenden Wasserspiegels, der beim Erscheinen, des freundlichen Gestirnes im reinsten Golde strahlt. Bald wurde Alles in dem Schiffe lebendig, und das gewöhnliche Signal des Quartiermeisters mit der Pfeiffe ertönte, worauf die Hängematten abgenommen, zusammengerollt und in die Brustwehr geborgen wurden, worin bei einem Seegefecht die Soldaten gegen das kleine Gewehrfeuer gesichert sind, und welche rund um das Schiff angebracht ist.

Herrlich beleuchtete jetzt die strahlende Sonne die Capstadt, um sie mir noch einmal im freundlichsten Bilde zu zeigen, denn in 3 Stunden sollten die Anker gelichtet und unsere Fahrt nach Indien angetreten werden. Mit inniger Wehmuth schaute ich nach dem Orte, der mir so theuer geworden war, gleich als wollte ich meinen letzten Morgengruß allen den Edlen zurufen, die mir durch ihre Liebe und Freundschaft so herrliche Stunden bereitet hatten. Recht lebhaft fühlte ich es jetzt, wie glücklich ich sein würde, wenn meine Verhältnisse es gestattet hätten, meine Tage hier zu verleben.

Gegen 7 Uhr ward die große Schaluppe mit 12 Ruderern, einem Seelieutenant und einem Steuermann ausgesetzt, um den Admiral und Kommissar General vom Lande abzuholen, und gegen 8 Uhr kamen sie an unserm Schiffe an.



Achtundzwanzigstes Kapitel.

Abfahrt nach Java.

Sogleich ward der Befehl gegeben, die Anker zu lichten, und Alles kam nun in lebhaftere Bewegung; unser Abschieds-
ruf ertönte in 22 Kanonenschüssen, die von dem Forte in
gleicher Anzahl erwiedert wurden. Jetzt waren meine
Augen auf den Tafelberg gerichtet, wo ich B. mit seinen
Gästen noch einmal zu sehen glaubte, nachdem Rosa gegen
ihren Vater den Wunsch geäußert hatte, von hier aus die
Abfahrt unsres Schiffes mit anzusehen, aber der Berg war
leer, weshalb ich glaubte, daß Rosa ihren Entschluß ge-
ändert habe, und mit ihrem Pflegevater schon nach Hause
zurück gereist sei. Kaum aber hatten wir das kleine Straß-
eiland im Rücken, als ich auf der Spitze des Weinberges,
wo ich zuletzt mit der Familie B. gewesen war, und der sich
in der Nähe des Meeres erhob, die ganze Gesellschaft er-
blickte, in welcher ich so herrliche Stunden verlebt hatte.
Ich machte sogleich meinen Freund B. darauf aufmerksam,
der freudig überrascht wurde durch den herrlichen Anblick,
den er sich vielleicht in diesem Leben nicht mehr vorgestellt hatte.
Es war, als wollte er hinüberfliegen über das Meer in
die Arme der Geliebten, der sein ganzes Herz gehörte.

Als man auf dem Berge sahe, daß wir aufmerksam hinüber schauten, so wehten weiße Tücher uns den Abschiedsgruß entgegen, den wir auf gleiche Weise erwiderten.

So lange die biedern Menschen uns erblicken konnten, so lange waren ihre Augen auf unser Schiff geheftet, das sich endlich aus ihrem Gesichtskreise verlor, als wir die südlichen Gebirge passirt waren. Jetzt erst löste sich meines Freundes bisheriges Schweigen, und so große Schwermuth auch sein Herz erfüllte, so rief er mir doch jetzt freudig bewegt zu: Nun Freund! meine Bitte ist erhört, ich habe noch einmal sie gesehen, und ihr meinen Gruß zum Abschiede zugewinkt, nun will ich scheiden von dem Blüthenglücke, das meine Phantasie mir schuf, und will geduldig tragen, was das Schicksal mir gebietet. Ich kann es Ihnen aber jetzt als meinem Freund gestehen, daß ich mich von dem Augenblicke meiner Trennung von Rosa höchst unglücklich fühlte, und daß ich einen Kampf bestand, in welchem mein Herz eine tiefe Wunde erhielt; ich suchte mich zu trösten, aber die Trostgründe fehlen uns ja am ersten, wenn wir des Trostes am meisten bedürfen, so daß ich meine Ruhe für immer verloren hielt. Nur noch einmal, flehte ich im heißen Gebet zu meinem himmlischen Vater, nur noch einmal laß mich sie sehen, und an ihrem Anblick mich weiden, dann schenk in kühler Gruft mir Ruhe. Ach, der Allgütige hat mein Gebet erhört, ich habe genossen das Glück, um das ich gefleht, darum will ich nicht undankbar sein gegen den, der mich trägt auf den Armen der Liebe, ich will nicht durch Gram seinen Tempel zerstören, ich will meine Kraft zu neuer Thätigkeit stählen, durch den Gedanken, daß uns der Herr zwar wun-

derbar, doch weise führt. Nicht ganz ist Rosa ja für mich verloren, bin ich auch körperlich ihr entrückt, mein Geist wird oft in ihrer Nähe weilen, und durch der Erinnerung duftige Blüthen das kahle Leben schmücken, darum bitte ich jetzt den Himmel, um die Erhaltung desselben, damit ich in dieser geistigen Gemeinschaft mit ihr, der Unvergesslichen, noch viele glückliche Stunden genieße, und den Herrn anseh'n kann, daß er einen Theil der Freudenblumen, die mir noch blühen sollen, in ihren Lebenskranz flechte. Ja, bester Freund, ich werde meine vorige Heiterkeit wieder erhalten, und nicht mehr murren wider das Geschick.

Ich gab ihm meine Freude über diesen Entschluß zu erkennen, und prophezeigte ihm bei demselben noch manchen Genuß auf Gottes schöner Welt, indem ich die Beweise aus meiner eigenen Erfahrung hernahm, denn auch mir war ja manche Blüthe verwelkt, von der ich mir eine reife Frucht versprochen hatte; auch ich hatte es im Laufe meines Lebens empfunden, daß Schmerz und Freude als ein eng verbundenes Geschwisterpaar uns geleiten, und daß, wenn uns diese berauscht, jener den Becher ernster Besonnenheit uns reicht.

Unterdessen durchrauschte der Kiel unsers Schiffes in schnellem Fluge die Wogen, so daß bald das Cap gleich einer Wolke am fernen Horizont erschien, und endlich ganz unsern Blicken entschwand. In vier Stunden hatten wir die ganze Südseite von Afrika umsegelt, und bekamen nun die große Insel Madagascar mit ihren hohen Gegirgen zu Gesicht. Der Obrist G. erzählte bei dieser Gelegenheit, daß er vor mehrern Jahren einige Zeit auf dieser Insel zugebracht habe, und zwar in einer den Engländern gehörigen

gen Besitzung, denn auch die Franzosen und Holländer haben sich dort anzusiedeln gesucht. Er schilderte die Einwohner als äußerst mißtrauisch und zu Empörungen geneigt, was ich aber nicht sowohl auf die Rechnung ihres bössartigen Charakters, als vielmehr des lebhaften Gefühls ihrer Menschenwürde schreiben möchte, da sich hier die Europäer durch Betrugerei und Grausamkeiten wahrscheinlich eben so verhaßt gemacht haben mochten, als in andern Gegenden, wohin ihre Habsucht sie geleitet hatte. Wer wollte denn z. B. wohl einen nachtheiligen Schluß auf den Charakter der Amerikaner machen, wenn man liest, daß sie überall gegen die räuberischen, blut- und geldgierigen Spanier sich erhoben, und mit Gewalt das Recht zu vertheidigen suchten, daß der Himmel allen Menschen in gleichem Grade verlieh? Nein, gerade ein solcher Sinn giebt Zeugniß von dem Adel der menschlichen Natur. Die Amerikaner kamen zu dem Bewußtsein, daß auch sie zur Freiheit bestimmt waren, deshalb suchten sie die Ketten zu zerbrechen, womit die grausamen Spanier sie gefesselt hatten, die sogar, um ihre Schandthaten zu beschönigen, zu behaupten wagten, daß die unglücklichen Schlachtopfer ihrer Habsucht keine Menschen seien.

Auf solche Weise haben die Europäer überall gerechtes Mißtrauen gegen sich erregt, und dürfen sich daher nicht wundern, wenn Insulaner, die sich vor der Bekanntschaft mit ihnen glücklich fühlten, Alles anwenden, um sich von den lästigen Gästen zu befreien. Dieses war auch auf Madagascar der Fall gewesen, von dem Jahre 1506 an, wo die Portugiesen die Insel entdeckten, und die Einwohner aus ihrer glücklichen Ruhe störten.



Wie wir nach unserer Ankunft in Indien erfuhren, waren er, im Jahre 1815 in dem Reiche der Sekelaven, welches das mächtigste auf der Insel ist, die brittischen Niederlassungen zerstört, und alle Europäer ermordet worden.

Nach der Erzählung des Obristen G. ist Madagascar ein äußerst glückliches Eiland, das die Natur sehr begünstigt hat.

Eine große Mannigfaltigkeit von Bäumen und Kräutern ist hier sichtbar, so wie überhaupt an allen Orten die üppigste Vegetation angetroffen wird. Was uns vorzüglich merkwürdig schien, war das Zwergvolk der Quimos, von dem er uns erzählte, das sich in den Gebirgen, die sich von Norden nach Süden herabziehen, aufhalten soll, wovon die größten Männer kaum als 4 Fuß hoch angegeben werden. Ihm selbst waren keine dieser Leuten zu Gesicht gekommen, doch war ihm das Vorhandensein derselben auf der Insel versichert worden.

Ubrigens ist der Glaube, daß es in Afrika ein Pygmäengeschlecht gebe, uralt, denn schon zu Homers Zeiten, welches jetzt beinahe 3000 Jahre her ist, sprach man davon, nur dachte man sich freilich dasselbe so niedlich, wie es in der Wirklichkeit nie existirt haben kann.

Viel und mancherlei wurde von ihnen gefabelt, und ein griechischer Schriftsteller erzählt von ihnen, daß sie ihre Häuser von Eierschaalen bauten, und das Getraide ihrer geringen Kraft halber mit Aerten fällten; eben so spricht er von einen Pygmäenheere, das einen Angriff auf den schlafenden Herkules wagte, und dabei Anstalten machte, als solle eine besetzte Stadt erstürmt werden, denn auf beide Hände des schlafenden Helden stürzten sich besondere Heeresabtheilungen, ein Corps umlagerte die Füße, und

mit den Tapfersten begann der König selbst den Sturm auf den Kopf. Herkules sieht bei seinem Erwachen das geschäftige Völkchen, lächelt, und wickelt sie mit Haut und Haar in seine Löwenhaut, um sie dem König Eurystheus zum Geschenk zu überliefern, an dessen Hofe er sich lange aufgehalten hatte.

An diesem Berichte mag nun aber freilich nicht mehr sein, als an dem, worin erzählt wird, daß es Menschen gegeben habe, die durch die besondere Einrichtung ihrer Ohren zugleich ihr ganzes Bettgeräth mit sich herum getragen hätten, da diese so lang und breit gewesen sein sollen, daß das eine zusammengewickelt, zum Kopfkissen gebraucht werden konnte, indeß das andere als Bettdecke diente.

Auf solche unnatürliche Weise haben wir uns nun wohl die Quimos nicht vorzustellen, sondern vielleicht von der Größe der Bewohner des Nordens, denn Zwerge wie die Alten sich dachten, sind nur Geschöpfe der Einbildungskraft, nicht aber der Natur. Eben so ist es ja mit den Giganten, die in der ältesten Geschichte eine so große Rolle spielen, und nicht selten thurmhoch angegeben werden; ja damit es auch der neuen Welt an solchen Kolossen nicht fehle, so hat man oft die Patagonier in Süden von Amerika als ein Riesenvolk von ungeheurer Größe geschildert, wovon aber nach neuern Untersuchungen nur so viel wahr ist, daß sie das höchste Maaß der menschlichen Statur erreichen, welches ungefähr etwas über 7 Fuß betragen kann.

Die übrigen Einwohner von Madagascar schilderte G. als muntere, kraftvolle Menschen, die aus Ureinwohnern und Eingewanderten meist arabischen Ursprungs bestehen. Unter letztern ist auch ein Volk jüdischer Abkunft zu be-

merken, daß sich auf der Nordostseite der Insel niedergelassen hat, und die mosaischen Gesetze streng beobachtet. Es steht unter einem eigenen Fürsten, und wird sich daher glücklicher fühlen, als unsere Juden, die in aller Herren Länder zerstreut sind, und mit Sehnsucht auf die Zeit harren, wo ihnen der Gott Israels, Isaacs und Jacobs wieder einen König schenken wird. Deshalb möchte man allen rathen, sich aufzumachen, und nach Madagascar zu ziehen, wo wahrscheinlich noch Platz genug für sie sein mag. Oder wäre dieses nicht der Fall, so würden sie in Habessinien willkommen sein, wo sich ein eigener Judenstaat an dem daselbst befindlichen Smaragdengebirge seit den ältesten Zeiten behauptet hat. Ob sie gleich unter der Oberherrschaft des Negus, des Beherrschers von Habessinien stehen, so haben sie doch ihren eignen König, wie der berühmte Reisende James Bruce versichert hat, der einen König Namens Gideon, und eine Königin, Namens Judith antraf. Nach ihm befanden sich in dem Staate eine Bevölkerung von 100,000 freitbaren Männern, die für die ganze Judenschaft eine glückliche Zeit herbeiführen könnten, wenn sie Muth und Energie besäßen. Sie selbst aber nennen sich nicht Juden, sondern Falaschas und ihren Staat Falasjan. Dieß wäre also wohl zu merken, wenn einer oder der andere von Israels Söhnen seinen Wanderstab in dieses Königreich zu setzen Willens wäre; nur würde freilich der Name Jude verloren gehen und Falascha an seine Stelle treten müssen. Auf solche Weise würden die Juden ihre mosaischen Hoffnungen realisiren können, wenn sie selbst Lust dazu hätten.

Doch ich kehre wieder zu unserm Schiffe zurück.

Wir begegneten auf unserer Fahrt zwei englischen Rauffahrteischiffen, welche, wie wir aus der Sprachrohrunterhaltung erfuhren, in die wir uns mit denselben einließen, aus Batavia kamen, wo man bei ihrer Abreise von unserer nahen Ankunft noch nichts gewußt hatte. Nachdem wir ihnen die neuesten Begebenheiten aus Europa mitgetheilt hatten, segelten wir mit günstigem Winde weiter. Den andern Morgen aber merkten wir an dem niedrigen Fluge der Seevögel, daß wir bald Sturm zu erwarten hatten, welcher auch in kurzer Zeit eintrat, und zwar mit einer solchen Heftigkeit, daß wir 36 Stunden lang gewaltig durchrüttelt wurden, jedoch ohne Schaden für unser Schiff.

Mehrere Tage hinter einander wurden wir von einigen Haifischen begleitet, welche gesunden Appetit zu haben schienen, da sie Alles, was aus dem Schiffe geworfen wurde, gierig verschlangen. Der Fang dieser Thiere wird von den Engländern an den Küsten von Indien vorzüglich stark betrieben, so daß der Handel mit dem daraus gewonnenen Thrane, so wie mit der Haut, aus welcher Chagrin verfertigt wird, jährlich über 200,000 Rthlr. einbringen soll. Zu bemerken ist noch, daß die Chinesen die Flossen dieser Fische als einen großen Leckerbissen ansehen, weshalb man sie nur auf den Tafeln der Reichen findet.

Unterdessen wurde uns Allen, ehe wir an dem Orte unserer Bestimmung ankamen, die Zeit gewaltig lang, denn die Fahrt vom Vorgebirge der guten Hoffnung, bis nach Batavia, ist vielleicht eine der langweiligsten, die es gibt, da man 1600 Meilen weit beinahe nichts als Himmel

und Wasser sieht, bis man in der Nähe der Sunda, einer Meerenge zwischen Java und Sumatra, die ersten kleinen aber unbewohnten Inseln antrifft.

Vierzig Tage waren wir jetzt auf der Reise, und hatten erst 1000 teutsche Meilen zurückgelegt, so daß unsere Geduld auf einem Wege von 600 Meilen noch einige Zeit geprüft werden sollte, vorzüglich da der Weinorrath allmählig zur Reize ging. Der größte Theil von denen nämlich, welche sich auf dem Cap damit versorgt hatten, waren in Rücksicht der Güte, die ihnen durch die Probe zugesichert war, betrogen worden, und hatten in ihrem Unwillen den Soldaten und Matrosen ein Geschenk damit gemacht, welche es nicht so genau nahmen, und die freundlichen Geber dankbar hoch leben ließen. Mein Wein hingegen, der in Ostindien eine glückliche Spekulation bewirken sollte, war auf dem ganzen Schiffe in ein gutes Renomee gekommen, da L. mich mit den besten Sorten versehen hatte. Von allen Seiten wurde ich daher bestürmt, meinen anvertrauten Vorrath aufzuthun, und mein Handelsgeschäft schon hier zu beginnen, bis ich endlich aus Mitleiden nachgab, und den durstigen Seelen ein Faß abließ, dem aber, da das Senkblei des Appetits den Grund davon bald erreichte, in kurzer Zeit ein zweites folgen mußte, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, meinen Wein auf andere Weise los zu werden. Jetzt aber erklärte ich, daß ich das letzte Faß durchaus behalten mußte, um mich meines von L. erhaltenen Auftrages dadurch zu entledigen, worauf man auch versprach, mich nicht weiter in Anspruch zu nehmen; der Erfolg aber wird lehren, auf welche Weise mir auch der Rest noch abgeschwagt wurde.

Zwei Monate waren wir bereits auf dem Meere, und hatten immer noch bis nach Java einen Weg von 300 Meilen zu passiren. Die Hitze war so drückend, daß sie uns empfindlicher vorkam, als selbst unter der Linie, von welcher wir doch noch 6 Grad entfernt waren. Doch kühlten die Gewitter, welche um diese Zeit sich häufig zusammen zogen, zuweilen die schwüle Luft ab, so daß ich dann meinen matten Körper auf dem obern Verdecke erquickte.

Als ich eines Abends gegen 10 Uhr ebenfalls daselbst zubrachte, um das schöne Schauspiel der Natur zu genießen, höre ich von dem untern Verdecke her ein ängstliches Rufen; ich springe hinunter, und wer beschreibt unser Aller Schrecken, als wir erfuhren, daß Feuer aus dem Schiffe ausgebrochen sei, und zwar ebenfalls in der Bottelei, wie ich es früher auf der Rüyt er erlebt hatte. Wir eilten sogleich hinzu, um rettende Hand zu leisten, und fanden die Gefahr ziemlich groß, da die aus einem Brantweinfasse emporlodernde Flamme die in der Kammer hängenden Speckseiten und ein Delfaß zu ergreifen drohte, doch wurde das Unglück dadurch verhütet, daß wir einen großen Sandsack herbei holten, und das Feuer dadurch löschten.

Bei der Untersuchung ergab es sich, daß der Aufseher der Bottelei die Unvorsichtigkeit begangen hatte, mit dem Lichte in das Brantweinfäß zu leuchten, um zu sehen, wie viel noch darinnen sei, wodurch sich der Spiritus entzündet hatte. Da nun überhaupt nach 9 Uhr kein Licht mehr auf dem Schiffe brennen durfte: so wurden dem Aufseher für seine Unvorsichtigkeit und für die Uebertretung des Gesetzes von dem Obrist G. der gerade das Nachtkom-

mando hatte, 50 Hiebe zuerkannt, die ihm auch durch den Quartiermeister noch dieselbe Nacht mit einem Stück Ankertau richtig ausgezahlt wurden.

Wir aber dankten Gott, daß die Gefahr für uns glücklich vorüber gegangen war, da ohne schnelle Hülfe Schiff und Mannschaft verloren gewesen sein würde, weil wegen Höhe der Wellen kein Boot ausgesetzt werden konnte, wenn es nicht an unserm Schiffe zerschmettert werden sollte.

Am folgenden Tage meldete uns ein Bootsmann, daß am Vordertheile des Schiffes ein Leck sich befände, wie wir bald selbst in der Kammer des Steuermannes an dem Eindringen des Wassers bemerkten. Die sämtlichen Soldaten mußten sich nun auf dem obern Verdecke am Hintertheile des Schiffes versammeln, wodurch der Vordertheil sich hob, und das Leck, welches nur 3 Zoll unter dem Wasser sich befand, verstopft werden konnte.

Unsere Reise wurde indessen durch einen widrigen Wind immer mehr verlängert, und wir waren daher noch weit von Java entfernt, als der Wein wiederum auf dem Schiffe zu mangeln anfang, und ich von neuem angegangen wurde, dem allgemeinen Bedürfnisse abzuhelfen, da mein letztes Faß noch unangetastet lag. Dieses Mal war ich aber hartnäckig, nicht sowohl deshalb, um den Ueberrest meines Weines nach Java zu bringen, sondern weil ich glaubte, daß ich vielleicht durch mein Mitleid selbst würde Mangel leiden müssen. Ich schlug daher den Antrag meinen Kameraden rund ab, die sich aber hierdurch nicht irre machen ließen, sondern nur auf andere Weise zu erlangen

suchten, was sie durch Bitten nicht erlangen konnten. Es wurde daher eine förmliche Verschwörung gegen mein letztes Faß angezettelt, und Alles so fein gesponnen, daß der Zweck erreicht werden mußte.

Gewöhnlich speisten täglich 5 Offiziere und 3 Civilpersonen an der Tafel des Admirals, wo früher jeder nur ungern erschien, weil man hier doch genirt war, als an der allgemeinen Tafel, jetzt aber war es gerade umgekehrt, weil es beim Admiral noch Wein gab, dem zu Liebe man sich einen kleinen Zwang gern gefallen ließ. Bei dieser Gelegenheit hatte man meinem Vorrathe den Tod geschworen, und selbst den Admiral dafür gewonnen, der die Sache dadurch einleitete, daß er mich eines Morgens zur Tafel laden ließ, trotz dem, daß ich dieses Glück erst vor drei Tagen genossen hatte.

Da ich für meine Person noch Wein besaß, so war mir die Einladung so angenehm nicht, und ich äußerte daher gegen den Bedienten, der mir dieselbe brachte, daß hier wahrscheinlich ein Irrthum obwalte, und er den rechten Namen verhört haben müsse.

Dieser aber behauptete, daß sein Auftrag an mich laute, und so war ich genöthigt, zur bestimmten Zeit an der Tafel zu erscheinen. Ich merkte bald, worauf es eigentlich abgesehen war, als dieser im Laufe seiner Unterhaltung bemerkte, daß, wie er gehört habe, Mangel an Wein auf dem Schiffe eingetreten sei, und meine Vermuthung ward zur Gewißheit, als er zu mir sagte, daß dieß bei mir wohl nicht der Fall sein könne, da ich einen bedeutenden Vorrath vom Cap mitgenommen habe. Entschuldigen Ew.

Erzellenz erwiederte ich, der Wein war nicht zu meinem Gebrauch bestimmt, sondern sollte in Java die Spekulation eines meiner Freunde aus der Capstadt eröffnen; jedoch habe ich dem Willen desselben bereits zuwider gehandelt, indem ich durch zwei Fässer dem Mangel auf dem Schiffe abzuhelpen suchte. Nun bleibt mir nur noch ein Faß übrig, das ich aber unangetastet lassen muß, um mich meines Auftrages wenigstens einigermaßen zu entledigen.

Würden Sie denn aber wohl, antwortete er, Ihre Kameraden schmachten sehen können, wenn Sie das Mittel in den Händen hätten, ihnen zu helfen? Ich dachte Sie handelten barmherzig, und thäten das letzte Faß noch auf, um Durstige zu laben, da Sie ja auch mit einer Wenigkeit dem Weine Ihres Freundes Credit verschaffen können. Ich wagte nicht zu widersprechen, und erwiederte mit einer Verbeugung, daß mir der Wunsch Sr. Erzellenz Befehl sei, ob ich gleich in meinem Innern das Complotz verwünschte, das mir diesen Streich gespielt hatte. Es- und Trinklust war auf einmal bei mir dahin, und vor Aerger war ich ganz stumm geworden, denn ich fühlte, daß ich nun am Ende selbst Mangel leiden würde, wenn wir nicht bald am Ziele unserer Reise ankommen sollten.

Nach geendigter Mahlzeit begab ich mich in die Kerk, um wie es gewöhnlich war, meinen Kasse daselbst zu mir zu nehmen.

Mit einem schadenfrohen Lächeln wurde hier meiner erzwungenen Generosität von der ganzen Gesellschaft ein Loblied gesungen, nachdem die mit mir beim Admiral zu Gaste gewesenen Offiziere erzählt hatten, daß ich geson-

nen sei, dem Weinmangel abzuhelpen. Hierbei konnte ich mich aber nicht enthalten, zu bemerken, daß sie es nicht feiner hätten anlegen können, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, da ich gewiß wisse, daß der Streich von ihnen ausgedacht sei. Lachend versicherten Alle ihre Unschuld, bezahlten mir meinen Wein nach der Originalrechnung, und baten mich, ihnen die erkaufte Waare auszuliefern, um sich bald einen Genuß verschaffen zu können, den sie schon einige Tage hätten entbehren müssen. Ich ließ daher sogleich das Faß herbeischaffen, das ich mit wehmüthigen Blicken betrachtete, als die Gesellschaft an die Theilung ging, und ärgerlich über die Lobsprüche mit denen ein Jeder den köstlichen Wein überhäufte, begab ich mich hinunter nach der Kajüte, wo ich auf einmal Alles sehr geräumig fand, denn nachdem der Geist aus den Fässern verschwunden war, so hatte man diese als bloß irdische Hülle zerschlagen, und die Trümmer auf die Seite geschafft. So wird es nämlich mit allen leeren Gefäßen auf dem Schiffe gehalten, um Platz zu gewinnen; sobald sich aber wieder Gelegenheit findet, sie mit Inhalt zu versehen, so wird die zerbrochene Form wieder hergestellt und der Körper mit einem neuen Geiste versehen.

Nach einigen Tagen hörte Aeolus auf, unserm Schiffe zu zürnen, und schwellte nun mit günstigem Hauche die Segel, so daß wir bald Land erblickten, das wir anfangs für Java selbst hielten. Doch sahen wir nach einiger Zeit, daß es die Prinzen-Insel war, welche früher bewohnt wurde, jetzt aber wegen Mangel an süßem Wasser von den Ansiedlern wieder verlassen worden war. Sie kann einige Meilen im Umfang betragen, und ist größtentheils mit

Holz bewachsen, wovon, wie ich später erfuhr, eine Menge von Batavia aus geholt wird. In der Nähe dieser Inseln, mehr nach der Sunda zu, trafen wir mehrere kleine Inseln an, die ebenfalls mit lauter Holz bewachsen waren. Kurz darauf erblickten wir die Küste von Java, und sahen uns daher dem Orte unserer Bestimmung nahe.

Aber sonderbar genug, dieser Anblick, so angenehm er nach der langen Fahrt hätte sein sollen, erregte nicht die geringste Freude bei der Mannschaft, woraus ich späterhin, als so viele durch den Tod hinweggerafft wurden, die Deutung zog, daß eine innere Ahnung ihnen diese Insel als ihren Todtenacker gezeigt habe. Hierzu kommt freilich noch, daß der Anblick von Java aus der Ferne nichts weniger als reizend ist, und daß man dabei eher Heimweh als Sehnsucht empfindet, denn es erscheint dem Auge als ein kahler Felsen.

Als wir uns in der Entfernung von einer Stunde der Insel genähert hatten, sahen wir ein Ruderboot vom Lande abstoßen, welches uns durch Signalschüsse das Zeichen gab, beizulegen. Da der Admiral die Mittheilung wichtiger Nachrichten vermuthete, so gab er sogleich Befehl, einen Anker von 50 Faden Tiefe auszuwerfen, weil die Strömung des Meeres in dieser Gegend außerordentlich war.

Setzt bot sich uns durch eine Menge kleiner Canots, die ihre Richtung nach uns nahmen, ein neuer Anblick dar. In jedem derselben befand sich ein Indianer, der mit der größten Anstrengung ruderte, mit seinem Fahrzeuge der Erste an unserm Schiffe zu sein, bei welchem Eifer einige so unglücklich waren, ihre Boote umzuwerfen, so daß die

Ladung derselben, welche aus Früchten, Eiern und Geflügel bestand, auf dem Meere herum schwamm. Doch schien ihnen dieß wenig Kummer zu machen, denn schnell war das Canot wieder aufgerichtet, und die Waaren wieder aufgefischt, woraus wir sahen, daß das Wasser das Element dieser Leute war. Unterdessen hatte das Ruderboot unser Schiff erreicht, worauf ein englischer Seeoffizier dem Admiral Depeschen aus Europa mittheilte, die man einem Kauffahrteischiffe übergeben hatte, das direkt von Holland abgegangen, und vor uns in Batavia angekommen war, weil es nirgends angehalten hatte. Die Indianer kamen endlich auch, einer nach dem andern herangerudert, und umringten unser ganzes Schiff, indem sie uns ihre Waren feil boten, woraus ein förmlicher Markt entstand.

Da wir aus den in Holland empfangenen Malaischen Wörterbüchern während unserer Fahrt wenigstens so viel gelernt hatten, daß uns die Töne dieser Menschen nicht ganz fremd vorkamen, so konnten wir uns ziemlich verständlich machen, und unser Handel ging lebhaft von Statuten, wobei wir so billig einkauften, daß wir z. B. für ein Duzend der schönsten Ananas nicht mehr als 8 Groschen bezahlten.

Was die äußere Gestalt unserer Handelsleute betrifft, so waren sie von mittler Größe schwarzgelber Haut, kleinen Augen und langen schwarzen Haaren. Ihr Kopf war mit einem dunklen baumwollenen Tuche umwickelt, und am ganzen Körper waren sie bis auf einen Schurz im die Lenden nackt. Auffallend war es uns, daß wir Alle ohne Bart erblickten, was, wie ich später erfuhr, da:

her kommt, weil sie die im Gesicht hervorsprossenden Haare mit Zangen auszurupfen pflegen. Die Canots, in welchen sie an unserm Schiffe erschienen, waren ausgehohlte Baumstämme, welche ungefähr 11 Fuß Länge und $2\frac{1}{2}$ Fuß Breite hatten, und womit diese Leute oft viele Meilen weit nach benachbarten Inseln fahren, was sie vorzüglich deshalb wagen können, weil sie, wie wir gesehen hatten, gute Schwimmer sind, bei denen es auf ein Paar Mal Umwerfen nicht ankommt.

Als sie ihre Waare losgeworden waren, ruderten sie lustig der Küste ihres Landes wieder zu, das wir nun bald mit seinen Bewohnern und Merkwürdigkeiten näher kennen lernen sollten.

Beinahe eine Stunde hatten wir verweilt, ehe der englische Offizier unser Schiff wieder verließ. Nach seiner Entfernung machte man Anstalt, den Anker zu heben, um den Lauf nach dem Hafen von Batavia zu beginnen. Hier hätten wir aber schon so nahe am Ziele wegen der heftigen Strömung und des sandigen Meergrundes, in welchem der Anker nicht mit Festigkeit ruhte, noch ein großes Unglück erfahren können. Das Schiff war nämlich, ehe noch der Anker gehoben wurde, ins Treiben gekommen, und nahm seine Richtung gerade nach einem Felsen, der mehrere Fuß aus dem Fahrwasser hervorragte. Zu unserm Schrecken sahen wir denselben zu spät, so daß die Gefahr dringend war, und der Admiral den Befehl geben mußte, das Tau zu kappen, wodurch das Schiff mit einem Verluste von einigen Tausend Gulden gerettet wurde.

Auf ähnliche Weise, und leider noch schlimmer gehts

dem Menschen oft im Leben! Schon glaubt er das Ziel, nachdem er strebt, erreicht zu haben, und freut sich anzukommen an dem Orte, wo die Ruhe ihm winkt, nach dem ermattenden Laufe. Kein Hinderniß hatte bisher seine Schritte gehemmt, aber bei dem letzten, den er noch zu thun hat, erreicht ihn das Unglück, und das Ziel wird nicht errungen, das ihm so nahe liegt. Seine kühnen Hoffnungen scheitern, wie das Fahrzeug manches Schiffers am verhängnißvollen Felsenriff in der Nähe des erwünschten Hafens. Oder hat er nach dem Schlage des Schicksals noch so viel Kraft, das nahe Ziel zu erreichen, so ward doch oft seiner Brust eine Wunde geschlagen, welche die Realisirung seiner kühnen Hoffnungen nicht gestattet.

Hieran ist die Zerbrechlichkeit aller irdischen Dinge und die Schwäche der menschlichen Kraft zu erkennen, die nichts vermag, wenn des Schicksals Gewalt zum Kampfe ihm entgegen tritt, und darin allein liegt die Größe des Menschen, daß er mit Gleichmuth erträgt, was für Verluste er auch in diesem Kampfe erlitten, und dann sagt man, er ist größer als sein Schicksal, wie es sein muß, wenn er überhaupt noch einige Blumen der Freude auf dieser Erde finden und pflücken will. Auch ich habe die Härte des Schicksals im Laufe meines Lebens oft erfahren, und Niemand kann des Glückes Liebling mich schelten, aber jeder Verlust gab mir neue Kraft, um den folgenden standhafter zu erdulden. Bringt aber das Unglück eine solche Wirkung bei uns hervor, so liegt viel Segen darin, denn unser Sinn löst so allmählig sich ab von dem Vergänglichen, und erhebt sich zu dem Unvergänglichen, so daß wir auch

den letzten Verlust, den wir zu erleiden haben, wenn der Tod unsere Fackel verlöscht, mit Gleichmuth ertragen, ja uns freuen, daß nun das Ewige anbricht, wo des Geschickes Mächte nicht mehr walten.

Wir dankten Alle dem Himmel, daß wir einer so großen Gefahr entgangen waren, und segelten weiter, an einer Menge kleiner Inseln vorbei, die zugleich als Schutzwehr für die auf der Rheebe von Batavia liegenden Schiffe anzusehen sind, wenn sich ein Sturm aus Westen erhebt, da dann der Zug des Windes durch die dichten Holzungen auf denselben aufgehalten wird. Um 3 Uhr Nachmittags kamen wir auf der Rheebe von Batavia an, und warfen eine Stunde von der Stadt Anker. Eine englische Kriegsfregatte, von 40 Kanonen und eine große Anzahl Kaufahrteischiffe trafen wir hier an; was aber unsere Aufmerksamkeit am meisten erregte, waren 3 chinesische Schiffe, welche nach der eigenthümlichen Art dieses Volkes, welches andere Nationen in keinem Stücke nachahmt, sondern immer hübsch beim Alten bleibt, erbaut waren. Sie waren bunt bemahlt, von unten bis oben mit Charakteren beschrieben, und waren mit 2 Verdecken versehen, wovon das obere auf Säulen ruhte, so daß sie einem großen Naritátskasten ähnlich sahen, aus dem die breiten Chinesengesichter hervorlugten. In Rücksicht der innern Bauart sind diese Schiffe den holländischen Kuffs ähnlich, wo man auch Alles auf Raum berechnet hat. Uebrigens sind sie sehr schlechte Segler, die auf einer Fahrt von 400 Meilen, wie man die Entfernung von Batavia bis an die Küste von Shina berechnet, oft einen Monat zu bringen, statt daß

diese für andere Schiffe bei günstigem Winde nur ein Weg von 10 Tagen ist.

Der Anblick der Küste, gab uns übrigens nicht den besten Begriff von dem Lande, in dem wir nun unsere Wohnung aufschlagen sollten. Kleines niederes Gesträuch bedeckte die Ufer, und Alles Grün war von der glühenden Sonne gebleicht, so daß uns die Farbe der Hoffnung nicht freundlich erschien. Nachdem alle Segel befestigt waren, wurde die große Schaluppe ausgesetzt, auf welcher der erste Seelieutenant nach dem Lande fahren sollte, um den englischen Gouverneur von unserer Ankunft zu benachrichtigen. Sie hatte sich aber kaum einige Minuten entfernt, als sie auf einer Sandbank sitzen blieb, von der sie erst durch die größte Anstrengung einiger Matrosen, die in das Wasser sprangen, gelöst werden konnte. Diese Bank hatte sich erst in der Zeit gebildet, wo die Engländer Besitzer der Insel waren, welche keine Vorkehrungen dagegen getroffen hatten, weil dieß mit sehr großen Unkosten verknüpft war, und sie nach dem Frieden in dem ferneren Besiz der Insel nicht zu bleiben glauben mochten. Wie konnte man aber den Engländern zutrauen, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf etwas hätten richten sollen, was späterhin einem andern Volke Vortheil brachte? Ein Engländer hat ja für sich selbst nur allein ein Herz und für Niemand anders.

Während der Abwesenheit des Seeoffiziers, durch den wir die Zeit unserer Debarquirung erfahren sollten, unterhielt ich mich mit einigen Freunden über unsere bisherigen Fata und im Laufe unsers Gesprächs äußerte der Lieutenant N. mit scherzendem Tone, daß er wohl wissen möchte,

wer von uns zuerst auf dieser Insel dem Tode seinen Tribut entrichten würde. Je nun, rief ein Anderer lachend aus, das können wir wohl bald erfahren, wir dürfen ja nur durchs Loos das Drakel fragen. Der Scherz wurde immer weiter getrieben, und endlich warf der Lieutenant N. so viel Zettel in einen Hut, als die Gesellschaft Personen zählte, indem er den Todespaß mit einem schwarzen Zeichen versehen hatte. Man zog, und sonderbar genug, ergriff N. selbst den Tod verkündenden Zettel, der in Rücksicht seiner körperlichen Gesundheit die Meisten von uns übertraf.

Ob er gleich die ganze Sache als einen Spas zu betrachten schien, so ward er doch nach dem unglücklichen Zuge verlegen, und man konnte es deutlich an ihm bemerken, daß er nicht ganz von allem Aberglauben frei war, denn seine Jovialität war auf einmal verschwunden. Und eine wunderbare Fügung des Schicksals war es, daß eben dieser N. nach Verlauf von 6 Wochen auf Mr. Cornelis 4 Stunden von Batavia am Nervensieber starb, und zwar als der erste Offizier von der ganzen Expedition. Die Nachricht von seinem Tode schmerzte alle seine Bekannten tief, denn er war ein wackerer Mann, und ein vorzüglich guter Gesellschafter, in dessen Nähe man stets heiter gestimmt wurde. Ganz natürlich war es, daß mir hierbei sogleich der Drakelspruch auf dem Schiffe einfallen mußte, der ihm ein früheres Grab als uns Allen verkündigt hatte. Aber wie sollte man sich die Sache erklären, sollte man annehmen, daß es doch wohl möglich sei, auf diese oder jene Weise in dem Buche des Schicksals zu lesen, oder

sollte man es natürlich deuten, daß erfüllt werden mußte, was der Zufall angegeben hatte? Gewiß ist nur das Letztere anzunehmen. N. mochte wahrscheinlich das für wahr gehalten haben, was durch das Loos, das er selbst Unglück verkündend gemacht, und das der Zufall in seine Hände gespielt hatte, ausgesprochen war, wie man schon an der Veränderung wahrnehmen konnte, die plötzlich bei ihm eintrat, nachdem er wußte, was er hatte wissen wollen.

Je größer aber bei ihm, als einem jungen kräftigen Manne die Liebe zum Leben war, desto größer war auch die Furcht vor dem Tode, dem er sich vielleicht nicht fern mehr vorstellen mochte, und so konnte es nicht anders kommen, als daß die Beängstigung über das Lebensende dieses selbst schneller herbeiführte.

Bei der Nachricht von seinem Tode fühlte ich, wie frevelhaft das Beginnen sei, mit Gewalt den Schleier zu lüften, den die Zukunft unsern Blicken verbirgt. Gerechte Strafe folgt dem Thoren, der Gottes Weisheit Hohn spricht, der aus Liebe zu seinen Kindern in undurchdringliches Dunkel verhüllte, was die folgende Zeit uns bringen wird. Aber es ist wahr, so lange es Menschen gibt, so lange hat man versucht das Kommende zu ergründen, und hat deshalb zu mancherlei Mitteln seine Zuflucht genommen, die eben so albern sind, als der Zweck, den man zu erreichen strebte. Man erinnere sich nur an den König Saul und die Hexe zu Endor, man denke an die Drakel der Aegyptier und Griechen, an die Wahrsagerei der Priester bei den Römern, an die Runen bei unsern Altvordern; überall spricht sich der Wunsch aus, die Zukunft in der Ge-

genwart zu schauen. Ob nun aber gleich durch das Licht der Aufklärung, das überall seine Strahlen hinsandte, zu unserer Zeit der Aberglaube von allen Seiten beleuchtet, und das Thörichte desselben gezeigt worden ist, so findet er doch auch jetzt noch immer seine Verehrer, und immer noch werden im Geheimen die Wahrsagerkünste getrieben, die schon so Manchen unglücklich gemacht haben, denn noch hört man ja von Karten- und Kaffeetassenpropheten und Prophetinnen, die die Menschen um ihr Geld und oft um ihre Ruhe betrügen. Um ihren Kredit nicht zu verlieren, müssen sie zuweilen auch Unangenehmes prophezeihen, da sie wissen, daß Freuden und Leiden im Leben vermischt sind, dadurch aber erfüllen sie die Brust des Abergläubischen mit Angst und Furcht, wodurch natürlich ihre Worte wahr gemacht werden, denn wenn der Mensch das Vertrauen zu Gott verliert, so wird es ihm an manchem Kummer nicht fehlen, den eine alberne Kartenschlägerin richtig vorhersagen konnte. Ueberlasse man doch die Zukunft dem Herrn, der ja am besten weiß, was uns frommt, und der Alles wohl machen wird, wenn wir die Gegenwart weise benutzen.

Doch ich kehre wieder nach unserm Schiffe zurück, wo man die Ankunft des ersten Seelieutenants von Batavia aus sehnlich erwartete, der endlich gegen Abend mit der Antwort erschien, daß unsere Debarquirung am andern Morgen statt finden könnte, und daß im Fort Mr. Cornelis Alles zu unserm Empfange bereit wäre.

Da wir demnach nur noch eine kurze Zeit auf dem Schiffe beisammen waren, und wir nun von Manchem,

den wir auf der Reise lieb gewonnen hatten, vielleicht auf immer getrennt werden sollten, so beschloffen wir, die wenigen Stunden, die uns noch vergönnt waren, gemeinschaftlich zu genießen, und sie, so viel es gehen wollte, der Freude zu widmen, wobei der Rest von unserm Wein noch aufgezehrt wurde.

Am andern Morgen kamen 40 große Brauen oder Fahren nach unserm Schiffe gerudert, um uns und unsere Habe aufzunehmen, und ans Land zu führen.

Der Admiral, der Generalcommissair, der Colonel Bojons und der Professor Reinwardt waren die ersten, die mit einer Schaluppe ans Land fuhren, und um 11 Uhr Morgens verließen wir sämmtlich das Schiff, auf welchem wir $6\frac{3}{4}$ Monat zugebracht hatten, um die Inseln des Indischen Ozeans kennen zu lernen, auf denen ich 9 erfahrungsreiche Jahre verlebte.

Ende des zweiten Theiles.



No 4301

(2)

ULB Halle

3

004 804 961



D

